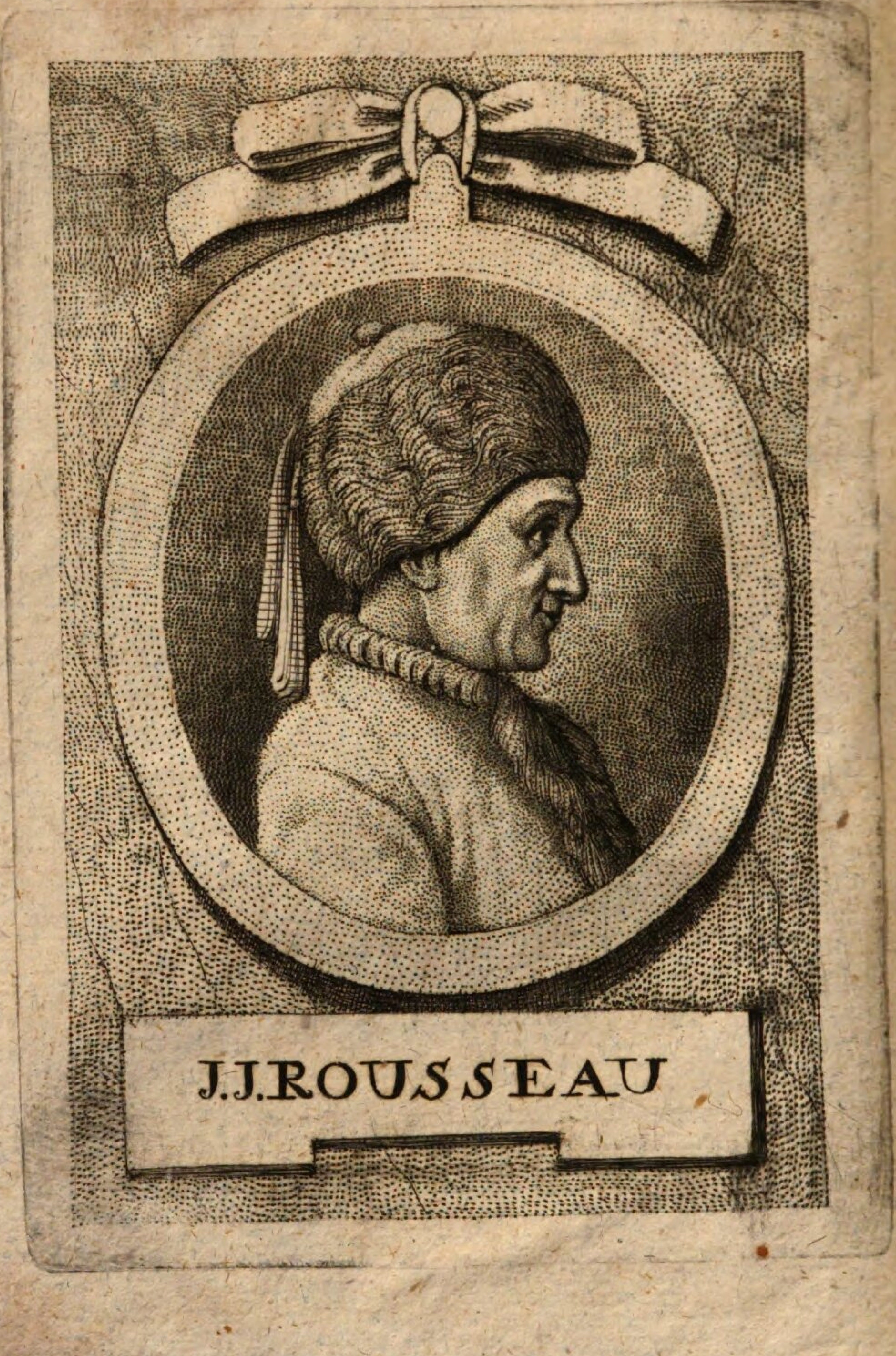
S
703
-2-


J.J.ROUSSEAU

Kurze Biographien,

oder

Lebensabriße

merkwürdiger und berühmter

Personen

neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen.

Aus verschiedenen authentischen Quellen zusammengetragen und herausgegeben

von

H. G. Hoff.

Zweiter Band.

Mit Genehmhaltung der hohen k. k. Censur.

Brünn,
gedruckt mit Swobodischen Schriften.
1782.

Inhalt
des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Roußeau. . .	3
II.	Aretin. . . .	83
III.	De las Casas. . .	101
IV.	Mannsfeld. . .	108
V,	Mylord Marechal. . .	126
VI.	Freron. . .	137
VII.	Amerigi. . .	168
VIII.	J. v. Eggers. . .	176
IX.	Gräfinn v. Chateaubriant.	191
X.	Gräfin v. Balagni. .	201
XI.	Kardinal Dubois. .	204
XII.	Linné. . .	238
XIII.	Byron. . .	250
XIV.	John Fletcher. . .	268

XV.

Seite

XV. David Roche. . . 275
XVI. Eduard Young. . . 290
XVII. Cong-fu-tse. . . 299
XVIII. Fou-hi. . . . 314
XIX. Johann Law. . . 321

I.
Roußeau. *)

Johann Jakob Roußeau wurde den 28ten Junius 1712 in Genf geboren. Sein Vater war ein Uhrmacher, der nach langen Reisen endlich in den Schooß seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er jetzt von seinem Handwerke lebte, und in müßigen Stunden nützliche Schriften las. — Tacitus, Plutarch und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerks in seiner Werkstätte.

Damals war Genf eine der glücklichsten Städte in Europa. Der Geist der Zwietracht hatte sich ihren Mauren noch nicht genähert, alle Bürger liebten sich als Brüder, und freuten sich der Freyheit, die sie ungestört genießen konnten.

*) Nach J. C. Girtaner.

Roußeau, der also zu einer Zeit gebohren wurde, wo seine Vaterstadt den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde, schon als ein Kind, von seinem Vater auf das Glück aufmerksam gemacht, das freye Bürger einer wohlregierten Republik geniessen; und in dieser Erziehung will man den Grund von Roußeaus Enthusiasmus für Freyheit, für republikanische Regierungsform, und von der großen Liebe zu seiner Vaterstadt finden.

Hier ist ein Zug aus der Geschichte seiner Jugend, so wie er ihn selbst seinen Freunden erzählte, welche diese Meinung bestätigt:

" Ich erinnere mich — sagt er — noch oft mit Vergnügen, wie sehr ich einst bey einem öffentlichen Feste gerührt war. Weder die Länge der Zeit, noch die Mannigfaltigkeit der seither gesehenen Gegenstände sind fähig gewesen, den Eindruck, den es auf meine Seele machte, auszulöschen — Die Bürger von Genf hatten sich (wie alle Jahr an gewissen Tagen geschieht) in den Waffen geübt, und nach hergebrachter Sitte wurde am Abend kompagnienweise gegessen. Nach dem Nachtessen versammleten sie sich wieder auf einem der Hauptplätze der Stadt. Bald fiengen alle, Offiziere und Gemeine, an, rund um den Springbrunnen, der in der Mitte des

Platzes steht, zu tanzen. Ein Tanz von Leuten, die eine lange Mahlzeit aufgeheitert hat, scheint vielleicht manchem nichts sehenswürdiges Aber die Eintrachten von 5 bis 600 Mann in Uniform, die, Hand in Hand, in großen Zirkeln tausend verschiedene, nach den Takt gemeßene Bewegungen machten; die trefflich paßende Musik; der Lärm der Trommeln; die Helle der Fackeln; das Kriegerische mitten im Vergnügen; alles dies erschütterte die Seele, begeisterte, entzückte. Es war sehr spät, und die Frauenzimmer schliefen; aber, durch das Geräusch erweckt, standen sie alle auf. Bald waren die Fenster voll von Zuschauerinnen. Lange konnten sie's da nicht aushalten. Sie kamen herunter. Die Frauen nahmen an der Freude ihrer Männer Theil. Es wurde Wein gebracht; die Kinder, die der Lärm aufgewecket hatte, liefen halb angekleidet zwischen ihren Aeltern herum. Der Tanz hörte auf, und nun sah man nichts als Umarmungen; man hörte nichts als frölliches Lachen und zugetrunkene Gesundheiten. Jedermann ward erweicht. Mein Vater umarmte mich, und für Freude zitterte sein ganzer Körper. Ich scheine noch in seinen Armen zu liegen, und diese unbeschreibliche Empfindung mit ihm zu theilen. " Mein Sohn, — so redete er mich an — liebe dein Vaterland. Sieh diese guten

Genfer — sie sind alle Freunde, alle Brüder, Freude und Eintracht beseelt sie. Auch du bist in Genf geboren. Du wirst dereinst andere Länder sehen; aber — solltest da auch so weit reisen, als dein Vater, du wirst doch nirgends ihres gleichen finden. „ —

“ Man wollte den Tanz wieder anfangen, aber nun war es unmöglich. Eine angenehmere Berauschung, als die ist, die der Wein verursacht, hatte sich aller bemächtigt. Niemand wußte, was er that. Eine Zeitlang wurde noch auf dem Platze gelacht und erzählt; darauf gieng jeder ruhig, von seiner Familie begleitet, nach seiner Wohnung zurück. Ich fühle wohl, daß dieser Anblick, der meine ganze Seele rührte, für hundert andere sehr gleichgültig wäre. Die Natur gab nicht jedem ein für so reine Freuden empfindliches Herz. „ — —

Roußeau las in seiner Jugend sehr viel. Er sagt selbst, er habe in seinem 8ten Jahre den Plutarch auswendig gewußt, und in seinem 12ten die meisten Romanen durchlaufen gehabt. — Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, verleitete ihn zu einer Handlung, die auf sein ganzes Leben Einfluß hatte. Er entlief seinen Eltern, irrte einige Zeit in dem benachbarten Savoyen

her.

herum, und kam endlich in die Stadt Chambery. Hier sah er auf einmal die Folgen seiner Unbesonnenheit ein. Er war ziemlich weit von seiner Vaterstadt, ohne Geld, ohne Bekannte, ohne Mittel, etwas zu gewinnen. Zurückkehren nach Genf konnte und wollte er nicht. Er meldete sich, und verlangte seine Religion zu ändern. Man empfieng ihn mit offenen Armen, und bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

Es war in der Stadt ein Kloster, wo man solche Leute aufnahm und versorgte. Hier wurde er unterrichtet, und nach einiger Zeit nahm er öffentlich die katholische Religion an. Er blieb in dem Kloster eine Zeitlang, aber gewisse Zumuthungen machten, daß er daraus entfloh. Er wurde wieder eingeholt, und darin eingeschlossen. Er weinte, und beklagte sein Unglück, aber es half ihm zu nichts.

Aus diesem traurigen Zustande befreyte ihn ein Savoyscher Landpriester, der in seinen Geschäfften nach dem Proselyten-Kloster kam, und welchem Roußeau sein unglückliches Schicksal entdeckte. Der Landpriester nahm ihn mit sich, ohne die mächtigen Feinde zu fürchten, die er sich durch diese Handlung zuzog.

Dieser Landpriester war ein armer, aber ein aufgeklärter und wohldenkender Mann,

der sich freute, einen noch unverdorbenen Jüngling dem Laster entrissen zu haben. Er theilte gerne mit dem jungen Roußeau das wenige, was er besaß, und brachte in seine Seele Liebe zur Rechtschaffenheit, und Vergnügen an nützlichen Kenntnissen.

Roußeau vergaß bald den traurigen Zustand, aus dem ihn der Priester gezogen hatte, und entlief seinem Wohlthäter. Das einsame ländliche Leben gefiel ihm nicht; er wollte versuchen, sich selbst in der Welt durchzubringen. — Die vielen Romanen hatten seiner Einbildungskraft einen eigenen Schwung gegeben. Er schuf sich Ideale von Menschen, die alle Tugenden der Romanhelden besassen; und diese Menschen wollte er jetzt aufsuchen.

Aber bald bereuete er den unbesonnenen Schritt; bald sah er sich wieder in dem elenden Zustand, aus den ihn vorher seine Religionsveränderung gezogen hatte. Schon hatte sein Elend den höchsten Grad erreicht, und er war in Gefahr, Hungers zu sterben, als er sich wieder seines Wohlthäters, des Landpriesters, erinnerte. — Er kehrte zurück, und der gute Mann freute sich, den Jüngling wieder zu sehen, machte ihm keine Vorwürfe, und empfieng ihn, so wie ein Vater seinen Sohn empfängt, dessen Verlust er beweinte. Er umarmte den jungen Roußeau, gieng

mit

mit ihm ins nächste Dorf, und empfahl ihn einigen guten Leuten, die ihn ernährten und beherbergten.

Bey diesem Landpriester blieb Roußeau noch einige Zeit. Endlich stellte der würdige Mann dem Jüngling vor: daß es jetzt Zeit wäre, sich einen Stand zu wählen, und sich Kenntniße zu erwerben, die ihn einst ernähren könnten. Er rieth ihm, in sein Vaterland zurück zu kehren, und die Religion. die er verlassen hatte, wieder anzunehmen, Roßeau wurde durch eine falsche Schaam, und durch die Vorstellung, daß man über ihn spotten werde, zurückgehalten, dem Rath seines Wohlthäters zu folgen. — Der Landpriester, der unermüdet für das Glück des Jünglings arbeitete, suchte ihn auf eine andere Art zu versorgen. Er empfahl Roußeau der Baronesse von **Warens**, die ihn auch gleich zu sich nahm.

Die Geschichte dieser Dame, die soviel für Roußeau that, daß er sie in der Folge nie anders als **Mutter** nannte, hängt so sehr mit Roußeaus eigner Geschichte zusammen, daß man nicht umhin kann, den Leser genauer mit ihr bekannt zu machen:

Die **Baronesse von Warens** war aus einer der angesehnsten Familie im Païs de Vaud, wo sie auf ihren Gütern lebte, und von allen, die sie kannten, geschätzt und geliebt wurde.

Im Junius 1726 kam der König von Sardinien nach Evian, einer kleinen Stadt in Savoyen am Genfersee. — Da es etwas außerordentliches ist, einen Hofstaat so nahe an den Gränzen der Schweiz zu sehen, so reisten verschiedene Personen aus dem Païs de Vaud aus Neubegierde hin. Unter dieser Zahl befand sich auch die Baronesse — Durch Zufall wohnte sie einer Feyerlichkeit bey, und hörte eine Rede, die der Bischof von Bernex vor dem König hielt. Durch diese Rede wurde sie gerührt, und bekam Lust, die katholische Religion anzunehmen. Nach einigen Besuchen bey dem Bischof wurde sie in ihrer Meinnng und Vorsatze noch stärker.

Bald kam das Gerücht von ihrem Vorhaben in das Païs de Vaud. Je weniger man von dieser Dame einen solchen Schritt erwartet hatte, desto mehr war man gegen sie aufgebracht. Es gab Leute, die drohten, die ganze Stadt Evian anzustecken, und die Baronesse mit gewaffneter Hand aus dem königlichen Schlosse abzuholen. Der König, der von dieser Drohung Nachricht erhielt, schickte augenblicklich die Baronesse nach Anecy, und gab ihr zur Sicherheit 40 Mann von seiner Leibwache mit.

Sobald sie in Anecy angelangt war, nahm sie die katholische Religion an. —

Gleich

Gleich wurden alle Güter, die sie in der Schweiz besaß, eingezogen; dagegen gab ihr der König, um sie für den erlittenen Verlust einigermassen schadlos zu halten, eine ansehnliche Pension.

Dies war die Dame, die sich des jungen Roußeau so sehr annahm. — Die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem seinigen, war vermuthlich die erste Veranlassung ihrer Wohlthaten. Sie ließ ihn in allen Wissenschaften unterrichten, und da sie bald sein vorzügliches Talent zur Musik bemerkte, so verschaffte sie ihm Gelegenheit, sich darin zu vervollkommen. Sie empfahl ihn dem Bischof von Bernex; auch dieser nahm sich Roußeaus mit Eifer an, und suchte ihm eine Stelle als Sekretär bey dem Marquis von Bonac, der sich in Solothurn als französischer Abgesandter bey der Eydgenossenschaft aufhielt, zu verschaffen.

Roußeau hatte damals sehr vortheilhafte Aussichten zu seinem künftigen Glück. — Aber eine Krankheit, die den Gesandten aufs Todbette brachte, und der Tod des Bischofs, vereitelten seine Hoffnungen auf einmal.

Nun sah er sich wieder ohne Gönner und Freunde, und niemand blieb ihm übrig, als die Baronesse, die unermüdet fortfuhr, ihn zu unterstützen. — Doch jetzt nahm

Rous-

Roußeau ihre Wohlthaten nur mit Seufzern an, weil er sahe, daß ihre Glücksumstände es ihr schwer machten, länger für ihn zu sorgen. Einige Prozesse, die ihr viel kosteten, und ihre zu große Güte (da sie keinem Nothleidenden eine Bitte abschlug) hatten ihr Vermögen sehr verringert. Die Pension, die sie vom König genoß, war kaum hinreichend zu ihrem eignen Unterhalt.

Sie suchte zwar dies alles vor Roußeau zu verbergen; er aber bemerkte es, und es kränkte ihn, daß er ihr noch länger zur Last fallen sollte. Daher unternahm er in seinem 20sten Jahre 1732 eine Reise nach Frankreich, um zu versuchen, ob er sich durch seine Kenntnisse in der Musik fortbringen könnte.

Die Baronesse bezahlte die Reisekosten, und Roußeau kam nach Besançon. Hier sang er in einigen Konzerten, und ward allgemein bewundert. Man versprach ihm Beförderung, und rieth ihm, wieder nach Chambery zurück zu kehren, bis, durch Erledigung einer Stelle, sich eine Aussicht für ihn zeigen würde.

Er folgte dem Rathe, kehrte zurück, und gab einige Jahre lang in Chambery Unterricht in der Musik, ohne daß die Versprechungen seiner Freunde erfüllt wurden.— Seine Gesundheit litt sehr viel durch den

be-

beständigen Kummer seiner Seele, und 1737 unternahm er eine Reise nach **Montpellier**, in der Hoffnung, seinen kränklichen Körper einigermassen herzustellen; da er aber fand, daß ihm die Meersluft nicht zuträglich war, kehrte er bald wieder zu seiner Wohlthäterin zurück.

Endlich erhielt er 1742 eine Stelle als Sekretär bey dem französischen Gesandten in **Venedig**, mit dem er, als die Zeit der Gesandtschaft verflossen war, nach **Paris** zurückkehrte. Hier hoffte er wieder lange vergebens auf weitere Versorgung, und war genöthigt, sich mit Notenabschreiben zu ernähren. Die Zeit, die ihm bey dieser Arbeit übrig blieb, wandte er vorzüglich dazu an, sich Kenntnisse in der Chymie und Physik zu verschaffen.

Im Jahre 1748 hatte er einen starken Anfall von Steinschmerzen, und von dieser Zeit an war er immer, mehr oder weniger, mit dieser fürchterlichen Krankheit geplagt.— Im Jahre 1749 arbeitete er einige Artikel für die große Encyklopedie aus.

1750 war das Jahr, wo sein Ruhm anfieng, indem er die Abhandlung schrieb, die bey der Akademie von **Dijon** den Preis erhielt. Die Art, wie er darauf verfiel, über diese Frage zu arbeiten, erzählte er selbst seinen Freunden folgendergestalt:

“ Im

" Im Jahr 1750, sagt er, unternahm ich eine kleine Reise, um Diderot im Gefängniß zu Vincennes zu besuchen. Ich nahm ein Journal zum Zeitvertreib mit, und fiel auf die Preisfrage von Dijon: — Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe?

" Da stellten sich mir auf einmal die mannigfaltigen Uibel des gesellschaftlichen Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich warf mich neben einem Baume nieder; alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Gestalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folgten — und das war der Beruf zur Autorschaft.

" Meine Handthierung als Notenschreiber hat solchen nicht veranlassen können. Ich war ungeübt, öffentlich zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich im Anfange der Ausdruck langsam dar. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan zum litterarischen Ruhm zu entwerfen; es war Drang, meine Ideen los zu werden, der mich zum Schreiben nöthigte; und wenn ich mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Sätze schuldig. " — —

Sei-

Seine Abhandlung wurde 1750 zum erstenmal unter folgendem Titel gedruckt: Discours qui a remporté le prix à l'academie de Dijon en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Academie: *Si le rétablissement des sciences & des arts a contribué à épurer les mœurs.* — Decipimur specie recti.

Da sich Roußeau gegen die Wissenschaften erklärt hatte; so erschienen bald eine Menge Schriften, ihn zu widerlegen. Der erste Gegner, der ihn öffentlich angriff, war der verstorbene König Stanislaus von Pohlen. Roußeau antwortete ihm durch eine Schrift, die den Titel führte; Observations de J. J. Rousseau de Geneve sur la Réponse qui a été faite a son Discours.

Darauf erschien eine andere Widerlegung vom Herrn Gautier, Professor in Nancy. — Roußeaus Freunde verlangten von ihm, daß er auch diesem Gegner antworten sollte, er fand aber die Schrift des Herrn Gautier keiner Antwort würdig. *)

*) Collection complete des œuvres de J. J. Rousseau à Neuchatel 1775. Tome I. p. 129 — 147. — Herr Gautier fand sich sehr beleidigt, daß ihm Roußeau nicht antwortete, und gab eine zwote Schrift heraus, worin er bewies, daß seine Abhandlung gut wäre, und daß

Nicht lange nachher kam heraus: Discours sur les avantages des sciences & des arts, par Mr. Bordes. — Roußeau ergriff die Feder noch einmal, und widerlegte Herrn Bordes durch folgende Schrift: Reponse de J. J. Rousseau au Discours de Mr. Bordes. — Ne, dum tacemus, non verecundiæ, sed diffidentiæ causa tacere videamur. — Er bewies, daß ihn Herr Bordes ganz mißverstanden hätte.

Man übergeht hier mit Stillschweigen viele andere Schriften, die gegen Roußeaus Abhandlung erschienen. Er las sie alle, die er zu sehen bekam, und fand, daß ihn nur sehr wenige von seinen Gegnern verstanden hatten.

Hieher gehört eine Anekdote, die Rousseaus Karakter in einem sehr vortheilhaften Lichte zeigt. Einige Jahre, nachdem die Widerlegung des Königs in Pohlen und Roußeau's Antwort erschienen war, verfertigte ein gewisser Palißot, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften von Nancy, vermuthlich um den König von Pohlen (der sich

daß man sie entweder widerlegen, oder seinen Gründen Beyfall geben müßte. Roußeau schwieg, und Herr Gautier, der sich durch seinen Streit mit Roußeau den Weg zur Unsterblichkeit bahnen wollte, war bald vergessen.

sich damals in Lothringen aufhielt) zu schmeicheln, ein Lustspiel, das er les Philosophes nannte. — Roußeau, und einige andere Gelehrte, waren darin sehr lächerlich gemacht. Sobald es der König erfuhr, ließ er durch den Grafen von Treßan an Roußeau schreiben, und ihn versichern, daß er gegen Palißot sehr aufgebracht sey, und daß dieser, zur Strafe, seine Stelle als Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften in Nancy verlieren sollte.

Roußeau antwortete dem Grafen von Treßan, und bat für Palißot. Auf diese Vorbitte behielt dieser seine Stelle, aber der König verlangte, daß die ganze Anekdote in den Büchern der Gesellschaft der Wissenschaften aufgezeichnet würde.

Auch dieses wußte Roußeau durch neue Bitten abzuwenden, und Palißot hatte es also dem großen Mann, den er beleidigte, allein zu danken, daß sein boshafter Spott unbestraft blieb.

Um diese Zeit erhielt Roußeau Briefe von der Baronesse Warens, worin sie ihm klagte, daß sie durch Prozesse und Krankheiten so viel verloren habe, daß ihr kaum noch genug übrig bliebe, um nicht Hungers zu sterben, zumal da ihr auch die vom König ausgesetzte Pension nicht mehr richtig ausbezahlt werde. —

Rousseau ward sehr gerührt, durch die traurige Lage, worin sich seine ehemalige Wohlthäterin befand, und, so wenig er bey seinen kränklichen Umständen, die ihn selten erlaubten, das Bett zu verlassen, etwas entbehren konnte, schickte er ihr doch 240 Livres, fast sein ganzes Vermögen, mit einem Brief, worin er ihr klagte, daß er nicht mehr für sie aufzubringen im Stande gewesen wäre. Sie starb, nicht lange hernach, in den dürftigsten Umständen.

Im Jahr 1752 schrieb Rousseau den Devin du Village eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst komponirte; seine Absicht dabey war, den Geschmack der Franzosen zu verbessern. Sie wurde den ersten März 1753 zum erstenmal vorgestellt, und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Die Schauspieler wollten ihn bezahlen; da er aber für keine von seinen Schriften Geld annahm, so that er es auch in diesem Fall nicht; sondern er verlangte, zur Belohnung für seine Arbeit, auf immer einen freyen Platz in der französischen Oper, den ihm die Schauspieler bewilligten.

Jetzt war Rousseau von der Französischen Nazion angebetet; seine Oper wurde unzähligemal mit immer gleichem Beyfall vorgestellt; selbst der König fand sie vortreff-

trefflich, und verlangte Rousseau zu sprechen; dieser aber verbat sich die Ehre.

Einige Monate darauf gab Rousseau seine Abhandlung über die französische Musik heraus. Sie erschien unter folgendem Titel: Lettre sur la Musique Françoise. Par Jean Jaques Rousseau. — Sunt verba & voces prætereaque nihil.

Er bewies in dieser Schrift, daß die Franzosen eigentlich keine Musik hätten, und niemals eine haben könnten, weil ihre Sprache dazu nicht fähig wäre. Weitläuftig zeigte er alle Fehler der französischen Musik, und rühmte dagegen die Vortrefflichkeit der Italiänischen. Er wagte es sogar, zu behaupten: Que le chant françois n'etoit, qu'un aboïement continuel (um seine eigene Worte zu gebrauchen).

Seine Absicht war, denen Franzosen zu zeigen, wie unvollkommen ihre Musik sey, und dem vernachläßigten Studium der weit natürlichern italiänischen Musik in Frankreich aufzuhelfen.

Aber der Philosoph erfuhr bald genug, daß er die Franzosen an ihrer empfindlichsten Seite angegriffen hatte. Kaum war seine Abhandlung erschienen, als sie auch allgemein gelesen wurde. Man erwartete die größten Lobsprüche auf die französische Musik, und man fand sich betrogen. Die Sänger der

 fran-

französischen Oper, die einsahen, daß sie am meisten verlieren würden, wenn Rousseau's Meinung Beyfall erhielt, lärmten. Die Sängerinnen klagten weinend ihren vornehmen Liebhabern ihr Unglück. Jedermann war über Rousseau aufgebracht. Man bestellte Leute, die ihn bey Nacht ermorden sollten; zweymal entgieng er ihnen noch durch die Warnung eines seiner Freunde; hernach aber durfte er sich nie wieder des Nachts auf die Straße wagen. So oft er die Oper besuchte, befahl man den Soldaten, genau auf ihn Acht zu geben, und ihn bey dem geringsten Geräusch, das er machen würde, in Verhaft zu nehmen. Während der Vorstellung drängte sich alles auf ihn zu. Jedermann suchte ihn zu sprechen, um vielleicht ein Wort zu erhaschen, das zu einem Vorwand dienen könnte, ihn gefangen zu setzen; alle Versuche waren fruchtlos. Roußeau's Feinde wurden dadurch, daß sie keinen rechtmäßigen Vorwand, ihm zu schaden, finden konnten, noch mehr aufgebracht, und schritten jetzt zu andern Mitteln. Sein Bild wurde, bey einer Vorstellung in der französischen Oper, von den Schauspielern öffentlich verbrannt, und der freye Platz, den man ihm in der Oper auf immer gegeben hatte, wurde ihm genommen. Da er den Platz statt der Bezahlung für seine Operette von den Schau-

spie-

spielern erhalten hatte; so konnten sie, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, ihm desselben nicht berauben. Auch wurde Rousseau sehr durch diese Handlung gekränkt; aber er durfte nicht klagen, denn die Schauspieler hatten so gar das Parlament auf ihrer Seite.

Er schildert selbst seine damalige Lage auf folgende Art: "Das Publikum, sagt er, änderte sein Urtheil über mich täglich. Bald war ich ein schlechter Mensch ohne Verstand, ohne Herkunft; dann ein Engel des Lichts. Bald ward ich gerühmt, aufgesucht, angebetet, ja sogar nach Hof berufen. Nicht lange darauf ward ich beschimpft, bedroht, von jedermann geflohen; am Abend erwartete man mich in den Straßen, um mich zu ermorden; am Morgen wollte man mich abholen nach der Bastille. Mein Glück und mein Unglück kam mir aus dergleichen Ursache. Lieder waren an beyden schuld." —

Zu einer Zeit, da Roußeau bey der ganzen französischen Nazion verhaßt war, hielt er es nicht für gut, länger in Paris zu bleiben, wo man täglich auch auf neue Mittel sann, ihn zu beleidigen. Er reiste im Jahr 1754 nach Genf; seiner Vaterstadt. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein Bürgerrecht in Genf verloren. Jetzt aber nahm er öffentlich die reformirte Reli-

gion wieder an, und wurde nun wieder öffentlich in alle Rechte eines freyen Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reiste er nach Savoyen, und hielt sich einige Zeit zu Chambery auf. In dieser Stadt arbeitete er seine **Abhandlung, über den Ursprung und den Grund der Ungleichheit unter den Menschen**, aus. Er dedizirte seine Schrift der **Republik Genf**, die jetzt wieder seine Vaterstadt geworden war. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung war folgende: Die Akademie zu **Dijon** legte die Frage vor: Quelle est l'origine de l' inégalité parmi les hommes, & si elle est autorisée par la loi naturelle? **Roußeau** schickte seine Schrift an die Akademie, erhielt zwar den Preis nicht, gab aber doch seine Abhandlung heraus, weil er glaubte, viele neue und nützliche Wahrheiten darin vorgetragen zu haben. Sie erschien unter folgendem Titel:

Discours sur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. Par J. J. Rousseau Citoyen de Geneve. *)

Eine

---

*) Bey dieser Schrift setzte er zum erstenmale das Citoyen de Geneve zu seinem Geschlechtsnamen.

Eine Menge Gegner schütteten ihre Galle gegen ihn aus, aber Roußeau gab sich nicht die vergebene Mühe, ihnen zu antworten, und in kurzer Zeit, waren sie alle vergessen.

Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nazion gegen ihn gelegt. Man bedauerte, daß man ihn hatte wegreisen lassen, und man wünschte ihn sehnlichst zurück. Er erhielt verschiedene Briefe, worin man ihn bat, wieder nach Paris zu kommen. Roußeau kehrte zurück nach Frankreich, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency, wo er einige Jahre auf dem Lande einsam lebte. Diese wenigen Jahre waren, wie er oft seinen Freunden sagte, die glücklichsten von seinem ganzen Leben. Man erlaube mir, eine Stelle aus einem vortrefflichen, aber wenig bekannten Briefe, den er in der Folge an den Herrn von Malesherbes schrieb, hier einzurücken.
" O! was genoß ich, sagt er, als ich in
" Montmorency allein war? Mich selbst,
" die ganze Welt, alles, was vorhanden ist,
" und alles, was seyn kann; alles schöne,
" das die Schöpfung uns darbietet, und al-
" les Vergnügen, was die Einbildungskraft
" aus der Geisterwelt sich zu schaffen ver-
" mögend ist. Das alles versammelte ich
" um mich her, und genoß die reinsten Freu-
" den, deren ein Sterblicher fähig ist. „ —

" Wenn jetzt meine Schmerzen mich
" zwingen, traurige lange Nächte zu durch-
" wachen, wenn die Heftigkeit des Fiebers
" den sanften Schlaf aus meinen Augen ver-
" scheucht; dann suche ich oft meinen gegen-
" wärtigen Zustand zu vergessen, indem ich
" die verschiedenen Vorfälle meines Lebens
" durchgehe. Nicht die Vergnügungen mei-
" ner Jugend sind es, an die ich mich am
" liebsten erinnerte. Sie waren zu einzeln,
" und zu sehr mit Bitterkeit vermischt.
" Nein, es ist das Glück, das ich in meinem
" Einsiedlerleben zu **Montmorency** genoß!
" Meine einsamen Spatziergänge, die schnell
" verschwundenen reizenden Tage, die ich
" ganz, mit mir allein, mit meiner guten
" einfältigen Haushälterin, mit meinem treuen
" Hunde, mit meiner alten Katze, mit der
" ganzen Natur, und ihrem unbegreiflichen,
" erhabenen Schöpfer zugebracht habe. „ —

In dieser glücklichen Einsamkeit arbeitete er die vortrefflichen Schriften aus, die ihn unsterblich machen. Im Jahr 1758 erschien seine Abhandlung über die Schauspiele, unter dem Titel:

Lettre de J. J. Rousseau, Citoyen de Geneve, à Mr. d'Alembert, sur son article *Geneve* dans le septieme volume de l'Encyclopédie, & particulierement sur le projet d'etablir un Théatre de Comedie en cette ville. Amst. 1758. 8.

Die Veranlassung zu dieser Schrift war folgende: Herr d'Alembert hatte für die Encyclopedie den Artikel Geneve geschrieben, und darin theils die genferischen Geistlichen wegen ihren Glaubensmeinungen angegriffen, theils den Bürgern von Genf mit sehr überzeugend scheinenden Gründen, angerathen, ein Theater in ihrer Stadt aufzurichten. Roußeau fand nöthig, darauf zu antworten, um zu zeigen, daß er weder Verfasser des Artikels sey, noch die Vorschläge des Herrn d'Alembert billige. Er giebt fest die Gründe an, die ihn bewogen, diese Abhandlung zu schreiben, er sagt: " Um " mit Recht bey dieser Gelegenheit stillschwei" gen zu können, müßte ich nie über weni" ger wichtige Gegenstände geschrieben ha" ben. Jedermann weiß, daß ich mit den " Herausgebern der Encyclopedie in einer " Verbindung stand, daß ich einige Artikel " zu diesem Werk geliefert habe, daß mein " Name auch unter der Zahl der Verfasser " dieses Buchs steht; jedermann kennt mei" nen Eifer für mein Vaterland — man " wird also gewiß glauben, daß ich den Ar" tikel *Geneve* werde gelesen haben, und wenn " ich schweige, wird man denken, die Mei" nungen des Herrn Verfassers dieses seyen " auch meine eigene. Ich bin daher ge" zwungen, zu widerlegen, was ich nicht bil-

" lige;

" lige; damit man mir nicht Meinungen
" aufbürde, die keineswegs meinen Beyfall
" haben. Meine Landesleute bedürfen mei-
" nes Raths nicht, das weiß ich; aber ich
" muß ihnen zeigen, daß meine Grundsätze
" mit den ihrigen übereinstimmen. „ — —

Roußeau schrieb diese Abhandlung unter den fürchterlichsten Anfällen von Steinschmerzen, die ihm nicht erlaubten, sein Zimmer zu verlassen. Er vertheidigte darin die genferischen Geistlichen gegen die Beschuldigung des Herrn d'Alembert; dann untersucht er weitläufig den Vorschlag, ein Theater in Genf zu errichten. Er spricht vom Theater überhaupt, von den Schauspielern, vom Nutzen und Schaden des Theaters, und beweist endlich, daß es für Genf eher schädlich als nützlich sey, dem Rath des Herrn d'Alembert zu folgen.

Diese Abhandlung wurde in Frankreich mit dem größten Beyfall aufgenommen, und man bewunderte Roußeau allgemein; obgleich seine Schrift viele bittere Anmerkungen gegen die französischen Schauspiele, gegen die Schauspieler selbst, und gegen das französische Frauenzimmer enthielt. Man versuchte alles, ihn von Montmorency wieder nach Paris zu ziehen. Roußeau aber wollte nicht darein willigen. Die Sänger der Oper erkannten, daß sie ihm Unrecht ge-

than hatten, schrieben an ihn, und versprachen ihm, seinen freyen Platz in der Oper wieder zu geben, wenn er nach Paris kommen wolle. Roußeau wurde durch das Anerbieten der Schauspieler nur mehr aufgebracht. " Man hat mir, sagte er, meinen " Platz in der Oper genommen, als ich noch " in Paris war, jetzt will man ihn mir " wieder geben, da ich Paris verlassen ha- " be. Heißt das nicht erst mich beleidigen, " und hernach meiner spotten? Wissen " dann diese Leute nicht, daß ich ihr Aner- " bieten jetzt weder annehmen will, noch " kann? Und warum soll ich denn so weit " nach ihrer Oper laufen? Ich darf ja nur " in das Wäldchen vor meiner Thür gehen, " um das Geschrey der Eulen von Mont- " morency zu hören. Ich verstehe diese " guten Leute. Sie wollen mir heute mei- " nen Platz in der Oper wieder geben, um " das Vergnügen zu haben, mich desselben " morgen wieder zu berauben, und mich " zum zweitenmal zu beschimpfen. Ich ha- " be schon einmal erfahren, daß ihr Wort " und ihr Versprechen nicht gilt, wer ist " mir denn jetzt für ihre Absichten Bürge? " Es wäre wirklich sehr angenehm für mich, " wenn ich jedesmal vor der Thür erwarten " müßte, daß sie mir zum zweitenmal vor " der Nase zugeschlagen würde. Ja, wird

" man

" man sagen, jetzt fällt aller Vorwand dazu
" weg. Gar nicht! Der Vorwand bleibt
" immer; denn ihre Oper kann ich auf keinen
" Fall schön finden: warum haben sie sich
" dieses nicht ausbedungen, als sie um meinen
" nen *Devin* mit mir handelten? Uebrigens
" werden diese Leute immer einen Vorwand
" finden, sobald ihnen die Lust ankömmt,
" mich zu quälen. Haben sie sich doch nicht
" geschämt, zu sagen, daß ich während der
" Vorstellung des Schauspiels Lärm gemacht
" hätte, und daß meine Ausschließung aus
" der Oper eine Polizeysache sey. „ — —

Nicht lange hernach gab Roußeau die Nouvelle Héloise heraus. Sie führte den Titel: Julie, ou la nouvelle Héloise. Lettres de Deux amans. Habitans d' une petite ville au pied des Alpes; recueillies & publiees par J. J. Rousseau,

Roußeau läßt seine Leser im Zweifel, ob er ihnen einen Roman, oder eine wahre Geschichte liefert. Indessen ist ein grosser Theil der Nouvelle Héloise wahr, und die Geschichte einer unglücklichen Liebe, die Roußeau in seiner Jugend gehabt hatte. Freilich hat er sie sehr ausgeschmückt, und viele erdichtete Umstände zugesetzt. Z. B. Juliens Schwangerschaft, ihre Verheurathung, St. Preux Reise um die Welt, und überhaupt die letzten beiden Bände sind ganz er-

erdichtete Umstände. Auch hat er seinen Leser in ein anders Land versetzt, und die Namen der Personen geändert. Rousseau's Absicht bey dieser Schrift war, eine Menge von Regeln zur Landwirthschaft, zum Hauswesen, zur Erziehung und Menschenkenntniß, die er sich sein ganzes Leben über gesammelt hatte, gemeinnütziger zu machen. Deswegen kleidete er sie auf eine Art ein, wie sie seyn mußten, um von jedermann gelesen zu werden. Vorzüglich schätzbar sind, die in den beyden ersten Theilen der Heloise enthaltene mahlerische Beschreibungen der Gegenden, wo er seine Personen handeln läßt.

Bald darauf folgten die beiden vortrefflichen Schriften, du contract social und die Abhandlung über die Erziehung, oder der Emil. Diese beyden Schriften waren für ihn die Ursache von einer ganzen Reihe schnell auf einander folgenden Unglücksfällen. Man hat Roußeau bis jetzt oft beschuldiget, daß er sich selbst seine Verfolgungen zugezogen habe, und daß er die Ursache der Unruhen, die in Genf, wegen seinem Buch, entstanden, gewesen sey. Ja, man hat behauptet, daß er seine Mitbürger aufgewiegelt, und die Uneinigkeit unter ihnen unterhalten habe. Roußeau's Freunde kannten ihn zu gut, als daß sie ihn einer so schlechten Handlung fähig

zig glaubten. Sie suchten, ihn öffentlich zu vertheidigen; aber größtentheils waren sie von dem ganzen Hergang der Sache nicht genug unterrichtet, und es blieb immer noch zweifelhaft, ob ihn nicht die Größe seines Unglücks zu einem Schritt verleitet habe, den er sonst nicht würde gethan haben. Hier ist die wahre Ursache derselben:

Roußeau kam, wie oben schon gesagt worden, im Jahr 1754 nach Genf zurück, um die protestantische Religion wieder anzunehmen, und das Bürgerrecht in Genf wieder zu erhalten. Er wurde von dem Magistrat, von seinen Mitbürgern, und von den Geistlichen mit offenen Armen empfangen. Damals war aber schon der Grund zu den Unruhen gelegt, die seit dieser Zeit die Genfer so unglücklich machen. Der Magistrat hatte schon versucht, sich von der Bürgerschaft unabhängig zu machen, und ganz Genf theilte sich in zwei Partheyen, die unversöhnliche Feinde waren. Diejenigen, welche es mit dem Magistrat hielten, nannte man die Anhänger der Aristokratie, oder die Negativs; die andern hießen die Representanten (les Représentans). Man kannte Roußeau und seine Grundsätze; man wußte, daß einige seiner vertrautesten Freunde zu den Representanten gehörten. Der Magistrat fürchtete also, an ihm einen Feind

zu bekommen, der viel schaden könnte. Um dieses zu verhüten, that der Magistrat alles mögliche, Roußeau auf seine Seite zu bringen, sie schmeichelten ihm, und versprachen ihm Beförderung. Er merkte aber ihre Absichten und reiste, um ihnen auszuweichen, nach Chambery. Sobald sie erfuhren, daß er gesonnen sey, seine Abhandlung von der Ungleichheit, herauszugeben, ließen sie durch einen Geistlichen an ihn schreiben, und ihn bitten, daß er sein Buch dem Magistrat dedizïren möchte. Er schlug es aus, und dedizirte sein Buch der Republik Genf. Von diesem Augenblick an waren alle Anhänger der Aristokratie Roußeau's Feinde, und sie warteten nur auf eine Gelegenheit, ihm ihren Zorn fühlen zu lassen. Unterdessen suchten sie die Bürger gegen ihn aufzuwiegeln. Sie griffen bey öffentlichen Versammlungen und in grossen Gesellschaften seine Grundsätze, seine Sitten und seine Religionsmeinungen an. Der Brief an d'Alembert und die nouvelle Héloise erschien. Jetzt glaubten sie, Gelegenheit zu haben, ihn zu quälen. Der Magistrat in Genf war schon im Begriff, den Schluß auszufertigen, wodurch die Nouvelle Héloise als ein gefährliches Buch sollte verboten werden, sie erfuhren aber noch zu rechter Zeit, daß dieses Buch in ganz Frankreich mit dem größten

Beyfall gelesen werde, und sie hielten ihr Edikt zurück, aus Fucht, sich lächerlich zu machen. Nun arbeitete Roußeau an seinem Emil. Ehe er ihn herausgab, überschickte er einigen von seinen Freunden in Genf das Glaubensbekenntniß des savoyschen Landpriesters im Manuskript. Sie sahen die Verfolgungen voraus, die ihm diese Schrift zuziehen würde, und riethen ihm, es zu unterdrücken. Er folgte ihrem Rath nicht, und sagte: er wolle die Rechte der Wahrheit vertheidigen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Unterdessen erfuhr man in Frankreich, daß er gesonnen sey, eine Schrift herauszugeben, worin er Glaubensmeinungen vortragen, und die Wunder läugnen werde. Die Priester, die er durch seine Héloise aufgebracht hatte, freuten sich über die Gelegenheit, die er ihnen selbst geben werde, sich an ihm zu rächen. Voltaire, der auch etwas davon erfahren hatte, schrieb an seine mächtigen Freunde in Paris, sie sollten trachten, dem paradoxen Mann einen tödtlichen Streich zu versetzen, damit er endlich genöthigt sey, das Bücherschreiben aufzugeben. Alles das geschah noch, ehe sein Buch herauskam, und man beschloß schon, es zu verbrennen, zu einer Zeit, da es der Verfasser noch als Manuskript in seinen Händen hatte. Roußeau, der entweder von

dieser Verschwörung gegen ihn nichts wußte, oder sich darüber hinaussetzte, schickte endlich das Manuskript an seinen Buchhändler in Holland. Sobald es gedruckt war, kamen mit der ersten Post einige Exemplare nach Paris, und der Emil hatte noch kaum die Presse verlassen, als er schon den 10 Junius 1762 vermöge einer Parlamentsakte in ganz Frankreich verboten, durch den Henker zerrissen und verbrannt, und Roußeau, als Verfasser, zur Gefängnißstrafe verdammt wurde. Jedermann erstaunte darüber, man wünschte wenigstens, das strafbare Buch zu sehen. Es war aber noch nicht zu haben; in Holland selbst, wo es gedruckt war, wurde es noch nicht ausgegeben, und man glaubt, daß die wenigen Exemplare, die so geschwind nach Paris kamen, dem Buchhändler durch bestellte Leute entwandt worden seyen. Voltaire erhielt augenblicklich von seinen Freunden in Paris einige Exemplare vom Emil und die Parlamentsakte. Er machte es in Genf bekannt, und schon den 19 Junius ließ der Magistrat in Genf das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, auch durch den Henker verbrennen, und den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen. Niemand hatte das Buch gelesen, und das alles geschah mit unglaublicher Geschwindigkeit. Roußeau's Feinde in Genf, suchten die

Bürger gegen ihn aufzuwiegeln. Die Magistratspersonen liefen mit der Parlamentsakte in der Hand an alle öffentliche Oerter: " Nun, schrien sie, zeigt er sich endlich, der " Heuchler. Jetzt hat er auf einmal die " Maske abgelegt. Er kam zu uns nach " Genf, nur um unser zu spotten, als er " die Religion seiner Väter wieder an- " nahm. „

Die Geistlichen predigten gegen ihn, und einer wagte es, öffentlich zu sagen, die Hand, die den Emil geschrieben habe, verdiene verbrannt zu werden. Roußeau's Mitbürger erstaunten. Sie wünschten, das Buch zu sehen, um selbst urtheilen zu können; es war aber noch nicht zu bekommen: sie schwiegen also, weil sie es nicht wagten, für ihn zu reden, bis sie gewiß wären, daß ihm Unrecht geschehe.

Roußeau erfuhr zu Montmorency in seiner Einsamkeit, was man in Paris gegen ihn vorgenommen hatte. Jetzt durfte er nicht länger in Frankreich bleiben, weil er in Gefahr war, gefangen gesetzt zu werden. Er entschloß sich, nach Genf zurück zu kehren, und bey seinen Freunden und Verwandten sein Leben zu beschließen; da er noch nichts von dem wußte, was dort geschehen war, glaubte er, daß ihn seine Mitbürger mit Freuden aufnehmen würden. Er

war

war so krank, daß er diese Reise nur mit der grö[illegible]en Gefahr unternehmen konnte; aber die süße Hoffnung, seine Freunde und Bundsleute zu umarmen, gab ihm neue Kraft. Schon näherte er sich langsam den Mauern seiner Vaterstadt, als er Nachricht erhielt, daß sein Buch dort verbrannt wäre, und daß er nur erwartet würde, um, wie ein Missethäter, in Ketten geschlossen zu werden. Mit Thränen las er den Brief, der ihm diese traurige Nachricht brachte. Er reiste weiter, ohne zu wissen, wer ihn aufnehmen werde, und kam nach **Iverdon**, im **Kanton Bern**. Der dortige Landvogt, Herr **Gingins** de Moiry nahm ihn auf wie einen Freund, und verschaffte ihm alle die Hülfe, die ein Kranker überall vertriebener nöthig hatte. **Rousseau** ward gerührt durch die Güte des Freundes, der sich seiner annahm; aber nach 8 Tagen kam Befehl, vom Rath zu **Bern**, ihn nirgends zu dulden. Man stelle sich die Lage des Landvogts vor, als er, auf Befehl seiner Obern, einen unglücklichen Kranken verstoßen mußte, der sein Haus zum letzten Zufluchtsort gewählt hatte. **Rousseau** flüchtete sich nach **Moitiers-Travers**, einem kleinen Dorf in den Gebürgen der Grafschaft **Neuschatel**. Von da schrieb er den 21 Julius 1762 an den Herrn von **Gingis**: "Mein ganzes Unglück kömmt

" nur daher, daß ich zu gut von den Men-
" schen dachte: man läßt mich jetzt fühlen,
" wie sehr ich geirret habe. Es war nöthig,
" mein Freund, daß ich sie und die kleine
" Anzahl von Menschen, die Ihnen gleichen,
" kennen lernte, um mich nicht eines Irr-
" thums zu schämen, der mir so theuer zu
" stehen kömmt. Ich wußte wohl, daß
" man die Wahrheit nicht ungestraft sagen
" darf. Ich erwartete zu leiden, weil ich
" mich der Religion annahm; aber ich be-
" kenne es, so grausame Behandlungen er-
" wartete ich nicht. Von allem, was das
" menschliche Leben bitter macht, sind Schan-
" de und Beschimpfung das einzige, worauf
" der Rechtschaffene Mann nicht vorbereitet
" ist. Ich wurde öffentlich verläumdet von
" Menschen, deren Amt es war, die unter-
" drückte Unschuld zu schützen; in meinem
" Vaterland, dem ich Ehre zu machen such-
" te, wurde ich wie ein Missethäter behand-
" let; ich ward verfolgt, und von einem
" Ort nach dem andern vertrieben. Ohne
" Sie hätte ich allen Muth verlohren.
" Grosser, würdiger Mann, Sie trösteten
" mich, und ich vergaß mein Elend. Ich
" habe durch ihre Freundschaft mehr ge-
" wonnen, als ich durch mein Unglück ver-
" lohren habe. "

Ehe

Ehe ich noch die neue Verfolgung erzähle, die Roußeau in Moitiers-Travers erdulden mußte, will ich erst die Geschichte der Unruhen in Genf, insofern sie hieher gehört, nachholen.

Roußeau's Buch war in Genf, wie ich oben schon gesagt habe, vermöge eines Befehls des Magistrats durch den Henker zerrissen und verbrannt worden, ehe es noch jemand gelesen hatte. Kurz darauf langte der Emil in Genf an, er wurde begierig gekauft und gelesen; jedermann sah, daß es ein vortreffliches Buch war, und nichts weniger als solche abscheuliche Grundsätze enthielt, wie der Magistrat vorgab. Die Bürger schämten sich, in das übereilte Urtheil des Magistrats eingewilligt zu haben; sie sahen ein, daß Roußeau's einziges Verbrechen darin bestand, daß er es nicht mit den Anhängern der Aristokratie, sondern mit der Bürgerschaft hielt. Nur wenige Personen hatten das gegen ihn gesprochene Urtheil gehört, man war also nicht gewiß, ob ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertiget wäre. Einige Bürger giengen zum ersten Syndic (so heißt in Genf das Haupt der Republik) und fragten: ob ein Befehl da wäre, Roußeau in Verhaft zu nehmen, wenn er nach Genf käme? Der Syndic läugnete es. Unterdessen sagte man in der ganzen Stadt, daß der Magistrat

wirklich einen solchen Befehl gegen Rousseau gegeben habe; einige Personen, die die Vorlesung des Urtheils angehört hatten, behaupteten es ebenfalls. Um in dieser Sache Gewißheit zu haben, übergab Rousseaus Familie dem Magistrat eine Bitschrift, worin sie um eine Kopie des Urtheils baten. Der Rath schlug die Bitte ab. Dieß geschah den 25ten Junius 1762.

Das Verfahren war ohne Beyspiel und in einem freyen Staat unerhört. Jedermann war aufgebracht. Die Bürger machten Vorstellungen, und baten aufs nene um Mittheilung des Urtheils gegen Rousseau; der Magistrat blieb bey dem gefaßten Entschluß. Rousseau's Freunde berichteten ihm, was vorgefallen war, er antwortete: "Ich " billige den Schritt nicht, den meine Mit" bürger gethan haben; sie glauben in die" ser Sache, ihre eigene Rechte vertheidigen " zu müssen, aber sie bedenken nicht, wie sehr " sie mir schaden. So viel ist gewiß, daß " ich von allem nichts wußte; und sogar an " der Bittschrift meiner Familie habe ich " keinen Theil; doch muß ich gestehen, daß " eine abschlägige Antwort auf eine solche " Bitte etwas unerhörtes ist. Je mehr ich " alles dieses überlege, desto mehr werde ich " in meinem Entschluß, gänzlich still zu schwei" gen, bestärkt. Denn was kann ich sagen,

"ohne

" ohne das Verbrechen des Cham zu bege-
" hen? Ich werde schweigen; aber mein
" Buch soll für mich reden, und jeder kann
" sich leicht daraus überzeugen, daß man es
" verurtheilt hat, ohne es gelesen zu ha-
" ben. „

Die Bürgerschaft machte noch einmal Vorstellungen bei dem Magistrat, und erhielt wieder eine abschlägige Antwort. Der Magistrat schrieb an den Kanton Bern, und daher kam der Befehl, der den kranken Roußeau, wie ich oben erzählte, aus seinem letzten Zufluchtsort, aus Iverdon, vertrieb. Jetzt war die Bürgerschaft noch mehr erbittert, und die Unruhen nahmen zu. Roußeau schrieb, sobald er in Moitiers-Travers angelangt war, an einige seiner Freunde in Genf, und bat sie, seine Mitbürger zu beruhigen, weil es ihn kränke, daß er die unschuldige Ursache des Zwists seye, der sein Vaterland unglücklich machen werde. Seine Freunde versuchten alles, aber umsonst. Nun fand sich Roußeau genöthigt, den letzten Schritt zu thun, und seinem Bürgerrecht in Genf zu entsagen. Der einzige Grund, warum er es that, war, seine Mitbürger zu besänftigen. Er hoffte, daß sie von ihren Vorstellungen abstehen würden, wenn sie erführen, daß er nicht mehr Bürger wäre. Der Brief, den er in dieser Absicht an den er-

ersten Syndik von Genf schrieb, ist merkwürdig. Man findet eine deutsche Uebersetzung davon in Sturz Schriften, S. 151.

Roußeau glaubte durch die Entsagung seines Bürgerrechts in Genf die Unruhen auf einmal zu stillen. Er schrieb an einen Freund:
" Da ich das Unglück gehabt habe, im An-
" fang der genferischen Unruhen selbst dar-
" ein verwickelt zu seyn, so war es meine
" Pflicht, weder die Ursache, noch der Vor-
" wand dieser Unruhen zu bleiben. Diese
" Pflicht habe ich erfüllt. Ich bin deswe-
" gen nicht nach Genf gekommen, weil mei-
" ne Gegenwart den Haß der Bürger gegen
" den Magistrat vermehrt hätte; deswegen
" habe ich auch meinem Bürgerrecht entsagt,
" und ich werde nie wieder nach Genf wie-
" der kommen. Alle meine Freunde wissen's,
" und ich erklär' es hiemit nochmals, wenn
" es nur von mir abhienge, die Unruhen zu
" stillen, so würde ich auch den allerschimpf-
" lichsten Schritt, den der Rath in dieser
" Absicht von mir verlangen könnte, mit
" Freuden thun. Ich will gerne alles auf-
" opfern, um in Genf den Frieden wieder
" herzustellen. Der Magistrat ist mir Sa-
" tisfakzion schuldig, aber ich verlange keine
" bis nach meinem Tod. Zum Unglück ha-
" be ich in Genf gar keinen Kredit; wenn
" ich welchen hätte, so schwöre ich Ihnen,

" daß

" daß alles bisher geschehene unterblieben
" wäre. „

Roußeaus Freunde in Genf billigten es nicht, daß er seinem Bürgerrecht entsagt hatte; sie machten ihm bittere Vorwürfe, und einer von ihnen schrieb ihm, daß er nicht einmal das Recht habe, seinem Vaterland zu entsagen. Roußeau antwortete: " Sie sa-
" gen mir, daß ich kein Recht habe, mein
" Bürgerrecht in Genf aufzugeben; aber
" wo sind ihre Beweise? Ich kenne genug
" meine Rechte als Bürger, wenn ich gleich
" nur einmal in meinem Leben davon Ge-
" brauch gemacht habe, um ihnen nemlich zu
" entsagen. Jeder Vertrag hört auf, wenn
" eine von den Partheyen ihn bricht. Es
" ist wahr, ich war meinem Vaterland alles
" schuldig; aber war es mir denn nichts
" schuldig? Ich habe meine Schuld be-
" zahlt? Ich weiß, daß man nie das Recht
" hat, seinem Vaterland zu entlaufen; aber,
" wenn es uns verwirft, denn haben wir
" das Recht, es zu verlassen; und in dem
" Fall, worin ich mich befinde, müssen wir
" es thun. Der Eyd, der mich an mein
" Vaterland bindet, verbindet es wieder an
" mich; und es hat den Vertrag gebrochen,
" folglich bin ich frey. Ich habe gewartet,
" ich habe nachgedacht, und lange Zeit dem

" Schrit-

" Schritte auszuweichen gesucht, der mein
" Herz durchbort. „

In Moitiers-Travers blieb Roußeau 3 Jahre von 1762 bis 1765. Auch hier fand er die gewünschte Ruhe nicht. Neue und grausamere Verfolgungen warteten seiner. Die Geschichte dieser Verfolgung ist sehr merkwürdig, und verdient hier umständlich erzählt zu werden.

Die Grafschaft **Neuschatel**, an den Gränzen der Schweiz, steht, wie bekannt, unter dem Schutz des Königs von Preußen. Der würdige Mann, der damals im Namen dieses Monarchen hier regierte, war ein schottländischer Edelmann, **Georg Keith**, oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, **Lord Marschall**. Sobald der überall vertriebene Roußeau seinen kranken Körper in diese Berge geschleppt hatte, hielt er es für Pflicht, an den Lord Marschall zu schreiben, und um seinen Schutz zu bitten. Während er schrieb, trat der Pastor des Orts, Herr **Montmolin**, herein, und sagte, daß er sich freue, einen so großen Philosophen zu sehen; daß er von Herzen an seinem unglücklichen Schicksal Theil nehme, und daß er komme, sein Haus und seinen Tisch anzubieten. Darauf fragte er Roußeau: an wen er eben schreibe? und da er hörte, daß es ein Brief an Lord Marschall sey, bot er sich an, selbst

einige Zeilen zu Roußeaus Empfehlung zuzusetzen. Dieser freute sich, einen so guten und menschenfreundlichen Pastor gefunden zu haben; dankte für das liebreiche Anerbieten, nahm es aber nicht an, sondern siegelte den Brief, und schickte ihn weg. Bald kam die Antwort, und Roußeau erhielt allen Schutz, den die unterdrückte Unschuld nur fordern kann.

So viel Freundschaft von einem Geistlichen hatte Roußeau nicht erwartet; er war durch die liebreiche Aufnahme sehr gerührt. Beym ersten Anblick war ihm zwar Gang, Stimme und die finstere Miene des Pastors aufgefallen; er suchte aber diesen widrigen Eindruck zu verdrängen. Er sagte in der Folge zu seinen Freunden, denen er diese Geschichte erzählte: " Ich erstaunte, so " viel Freundschaft und Wohlwollen bey " einer so fatalen Physiognomie anzutreffen; " aber ich unterdrückte diese Gedanken. Ich " wollte den Mann nicht nach diesen trüglichen Zeichen beurtheilen, denen seine " Aufführung widersprach. Ich wollte nicht " boshafter Weise den verborgenen Grund " einer so unerwarteten Toleranz aufsuchen. " Nein! ich hasse diese grausame Kunst, gute Handlungen anderer zu vergiften, und " mein Herz versteht sich nicht darauf, zu " guten Thaten schlechte Beweggründe aus-

" zufinden. Je mehr Widerwillen ich gegen
" Herrn Montmollin fühlte, desto mehr
" suchte ich dieses Gefühl durch das Anden-
" ken an das, was ich ihm schuldig war, zu
" unterdrücken. Gesetzt ich käme noch ein-
" mal in den nämlichen Fall, so würde ich
" wieder eben so handeln, wie ich gehandelt
" habe. „

Das freundschaftliche Betragen des Pastors dauerte fort. Roußeau wollte es sich zu nutzen machen, und schrieb im September einen Brief an den Pastor, worin er verlangte, mit der Gemeine zum Abendmal zugelassen zu werden, um öffentlich zu zeigen, daß er sich zur reformirten Religion bekenne. Er zog nur deswegen einen Brief einer Unterredung vor, weil er sich in keinen Streit oder Erklärung über Glaubensmeinungen einlassen wollte.

Roußeau schickte dem Pastor den Brief, und dieser ließ ihm sagen, daß er den folgenden Tag die Antwort bey ihm abholen sollte. Er wollte um die bestimmte Zeit hingehen; aber der Pastor kam ihm zuvor, bezeugte die lebhafteste Freude über sein Vorhaben, und sagte ausdrücklich: dieser unerwartete Schritt werde ihm und seiner Gemeinde zur Ehre gereichen, und alle Gläubige erbauen. Rousseau sagte in der Folge, da er seinen Freunden die Geschichte erzählte; " Dieser Augenblick

" blick war einer der glücklichsten meines Le-
" bens.. Man muß mein Elend in seinem
" ganzen Umfang kennen; man muß selbst
" gefühlt haben, wie viel ein empfindsames
" Herz leidet, wenn es alles verliert, was
" ihm lieb war — um beurtheilen zu kön-
" nen, wie tröstlich für mich der Gedanke
" war, mit einer Gesellschaft verbunden zu
" werden, die mir den Verlust meiner Freun-
" de und Verwandten wieder ersetzen würde.
" Ich vergaß alle meine Feinde, und war
" Anfangs in der Kirche oft bis zu Thränen
" gerührt. Vorher hatte ich fast immer in
" katholischen Ländern gelebt, und da mach-
" te ich mir von den Protestanten und ihren
" Geistlichen sehr hohe Vorstellungen. Die-
" ser einfache Gottesdienst, so ganz ohne
" allem Prunk, war gerade, was mein Herz
" bedurfte, er schien mir völlig dazu gemacht,
" den Muth und die Hoffnung der Unglück-
" lichen zu unterstützen. Alle, die mit mir
" in der Kirche waren, hielt ich für eben so
" viel wahre Christen, die einander brüder-
" lich liebten. Seither haben sie mir frey-
" lich diesen Irrthum benommen! Doch
" damals hatte ich ihn, und ich hielt es da-
" mals für ein unschätzbares Glück, unter
" ihre Zahl aufgenommen zu werden. „ —

Da Roußeau sahe, daß der Pastor bey diesem Besuch ihn nicht über seine Glau-

bens.

bensmeinungen fragte, glaubte er, daß er's bis auf ein andermal aufschieben wolle, und erklärte, daß er nicht gesonnen sey, sich jemals einer Erläuterung darüber zu unterwerfen. Der Pastor antwortete, daß er nie eine verlangen werde, und er hielt Wort, denn bis auf den Augenblick, da der Streit anfieng, den ich bald erzählen werde, wich er allen Religionsgesprächen sorgfältig aus, und wenn durch Zufall die Rede darauf kam, so brach er bald ab.

Roußeau empfieng das Abendmahl, und auch nachher dauerte die Vertraulichkeit des Pastors fort. So oft er predigte, schärfte er seiner Gemeine die Pflicht der Toleranz aufs nachdrücklichste ein. Er trieb es so weit, daß er an einem Sonntag, an welchem er heftig gegen die Intoleranz der Protestanten predigte, zu sagen wagte: die reformirte Kirche bedürfe sehr einer neuen Reformazion, sowohl in der Lehre als in den Sitten. Er dachte vielleicht damals noch nicht, daß er bald durch sein eigenes Beyspiel die Wahrheit dieses Satzes beweisen werde.

Der Pastor ward nach und nach sehr zudringlich, er fragte nach Roußeau's Korrespondenten, nach seinem Hauswesen, und nach allen seinen Geheimnissen. Roußeau lenkte die zu grosse Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. Nun wurden die Besuche des

Pa-

Pastors seltener, aber die Freundschaft dauerte immer zwischen ihnen mit gleicher Wärme fort. Eines Morgens kam er, und sagte, daß er gesonnen sey, am Hofe eine Vermehrung seiner Pfründe zu verlangen, und bat Roußeau, selbst einige Zeilen unter den Brief zu setzen, den er in dieser Absicht an **Lord Marschall** geschrieben hatte. Roußeau billigte diese Art von Empfehlung nicht, versprach aber deswegen an **Lord Marschall** zu schreiben. Der Pastor schwieg, und von der ganzen Sache wurde in der Folge nicht wieder gesprochen.

Unterdessen hatte der Erzbischof von **Paris** einen Hirtenbrief an seine Gemeine geschrieben, denselben von allen Kanzeln ablesen, und an allen öffentlichen Orten anschlagen lassen. Er zeigte in diesem Hirtenbrief weitläufig alle Ketzereyen, die im **Emil** enthalten wären, und griff auch die Person und die Ehre des Verfassers an. Roußeau glaubte, sich gegen diese Beschuldigungen vertheidigen zu müssen, und that es in einem Schreiben an den Erzbischof zu **Paris**, das er unter folgendem Titel drucken ließ:

Jean Jaques Rousseau. Citoyen de Geneve à Christophe de Beaumont Archeveque de Paris, Duc de St. Cloud, Pair de France, Commandeur de l'Ordre du St. Esprit, Proviseur de Sorbonne, &c.

Der Pastor billigte diesen Schritt, fand nichts in dem Schreiben, was ihm anstössig war, und rühmte es gegen jedermann. Die Unruhen in Genf dauerten fort, und immer wurde Roußeau als die Ursache derselben angegeben; er erhielt viele Briefe, worin ihn seine Freunde baten, sich öffentlich zu vertheidigen. Daher schrieb er die Briefe vom Berge (Lettres de la Montagne) die unter folgendem Titel erschienen: Lettres écrites de la Montagne par J. J. Rousseau. Vitam impendere vero.

In diesen Briefen führt er die im Emil enthaltene Glaubensmeinungen weitläuftiger aus, und zeigt zugleich das ungerechte Verfahren seiner ehemaligen Vaterstadt gegen ihn. Sobald diese Schrift heraus war, gab Roußeau dem Pastor ein Exemplar davon; dieser nahm es mit Dank an, las es durch, und fand nichts Anstößiges darin: er ließ auch in seinem Betragen nicht die geringste Aenderung merken.

Die Toleranz dieses Pastors, und die Ehre, die sie ihm in der Welt machte, erweckte den Neid einiger seiner Mitbürger in Genf; sie schrieben ihm oft, machten ihm Vorwürfe, und legten ihm häufige Schlingen, in die er fiel.

Einige Monate nachdem er Roußeau zum Abendmal zugelassen hatte, kam er an

einem

einem Abend mit einer sehr verlegenen Miene auf Roußeau's Zimmer, setzte sich, und schwieg eine Weile still. Darauf fieng er an eine lange Vorrede herzustottern. Endlich kam er zur Sache, und sagte: " Die Art,
" wie ich Sie zum Abendmal zuließ, hat mir
" viel Verdruß zugezogen, und mich bey al-
" len meinen Mitbürgern verhaßt gemacht.
" Ich bin gezwungen, mich auf eine Art zu
" rechtfertigen, die meine Feinde auf immer
" zum Schweigen nöthigt, und wenn schon
" die gute Meinung, die ich von Ihrem Glau-
" ben habe, mich dazu bewog, die nöthige
" Erklärung, die ein anderer in meinem Fall
" verlangt hätte, nicht zu fordern, so dürfen
" doch wenigstens meine Mitbrüder nicht
" wissen, daß ich dieses gethan habe. „
Darauf zog er allmählig ein Papier aus seiner Tasche, und fieng an einen Entwurf zu einem Brief an einen genferischen Geistlichen herzulesen. Dieser Brief enthielt weitläufige Unterredungen zwischen ihm und Roußeau, die niemals waren gehalten worden. Roußeau hörte ganz erstaunt zu, und nur weil der Brief sehr lang war, konnte er sich bis gegen das Ende wieder einigermassen erhohlen. An den Stellen, wo die Erdichtung zu auffallend war, unterbrach sich der Pastor im Lesen, und sagte: " Sie fühlen die Nothwendigkeit — —
" Meine Lage! — — Mein Amt! — —

" man muß schon etwas nachgeben. „ Der Brief war übrigens mit vieler Ueberleaung geschrieben, und der Pastor ließ Roußeau nichts darin sagen, als was dieser wirklich, wenn die Fälle existirt hätten, würde gesagt haben. Als er geendigt hatte, fragte er Roußeau: " Billigen Sie das, und soll ich " den Brief so, wie er ist, wegschicken? „ Roußeau antwortete: " Ich bedaure Sie, " mein Herr, daß Sie zu solchen Mitteln " schreiten müssen, die ich nicht gutheißen " kann; doch, weil Sie es auf sich nehmen " wollen, das alles zu sagen, so ist es ihre " Sache und nicht meine. Uebrigens sind " die Reden, die Sie mir in den Mund legen, " nicht gegen meine Grundsätze. „ Der Pastor erwiederte: " Da diese Sache weiter " niemand schadet, und für Sie und mich " nützlich seyn kann. so überwinde ich leicht " einige Zweifel, die mir Anfangs dabey " aufstießen. Solche Zweifel würden nur das " Gute hindern. Aber sagen Sie mir noch, " mein Herr, sind Sie mit dem Brief völlig " zufrieden, und finden Sie gar nichts daran zu verbessern? „ Roußeau sagte: der Brief wäre zu dem, wozu er bestimmt wäre, gut genug. Der Pastor drang weiter in ihn, und so lange, bis endlich Roußeau einige geringe, wenig bedeutende Verbesserungen vorschlug. Roußeau und der

Pa-

Pastor sassen während dieser Unterredung gegeneinander über an einem Tisch, worauf sich ein Schreibzeug befand. Unter dem Gespräch schob der Pastor allmählig das Schreibzeug von seiner Seite weg, und nach Rousseau zu. Dieser hielt den Brief in der Hand, um denselben noch einmal durchzulesen. Der Pastor gab ihm augenblicklich die Feder, und bat ihn, die angezeigten Verbesserungen selbst hineinzuschreiben. Roußeau that es; der Pastor steckte das Papier in seine Tasche, und gieng weg. Nun war das Instrument zu Roußeau's Verderben geschmiedet.

Jetzt wurden die Besuche des Pastors immer seltener. Roußeau, dem seine Krankheit nicht erlaubte, das Zimmer zu verlassen, konnte nicht zu ihm gehen, ihn um die Ursache dieser Veränderung in seinem Betragen zu fragen; er wußte also nicht, was er davon denken sollte. Der Pastor predigte auch allmählig aus einem andern Ton; er sprach von Atheisten und Freygeistern, und von Leuten, die die Religion angriffen, gewöhnlich beschloß er seine Reden mit einer Erinnerung an die Gläubigen, daß, wenn in seiner Gemeine sich solche Leute finden sollten, er sie alle auffordere, dem Aergerniß Einhalt zu thun. Die guten Leute begriffen nicht, worauf der Pastor zielte; sie liebten alle Rousseau, weil er freundschaftlich mit ihnen um-

gieng, und ihnen Gutes that. Im ganzen Dorfe war nur ein einziger Mann, ein Hufschmied, der lesen konnte; sie hatten also niemals etwas von Roußeau's Schriften weder gehört, noch gelesen, und hielten ihn, weil er ihre Kirche besuchte, vor einen eben so guten Christen, als sich selbst. Durch die wiederholten Erinnerungen des Pastors wurde endlich die Gemeine unruhig; einige von ihnen giengen zu ihm, und fragten, wer das wäre, der den Zorn Gottes über sie bringen könnte? Der Pastor sagte ihnen, das wäre der Fremdling. Sie erstaunten, und erzählten es andern, und bald war es im ganzen Dorfe bekannt. Nicht lange darauf sagte der Pastor seiner Gemeine in einer Predigt: Roußeau sey ein gottloser, abscheulicher Mann, der öffentlich behaupte, daß es keinen Gott gebe, und daß die Weiber keine Seelen hätten. Roußeau erfuhr von allem, was vorgieng, nichts, wegen seiner Krankheit. Er wurde endlich durch zwey Abgeordnete feyerlich vor das Konsistorium des Dorfes gefordert, um von den Meinungen, die er in seinem letzten Buch, den Briefen vom Berge, vorgetragen habe, Rechenschaft zu geben. Das Konsistorium bestand aus dem Pastor, seinem Diakonus, und einigen Aeltesten, worunter der obenerwähnte Hufschmied die erste Stelle hatte. Als Roußeau Befehl

er-

erhielt, zu erscheinen, hatte er schon seit sechs Monaten sein Zimmer nicht verlassen, und, da es eben mitten im Winter war, so konnte er ohnmöglich hingehen; er schrieb daher an das Konsistorium folgenden Brief:
" Meine Herren! Ich war zwar Willens,
" auf Ihre Forderung heute zu erscheinen,
" wenn schon meine Gesundheit sehr schlecht
" ist; aber ich finde, daß es mir unmöglich
" seyn wird, eine lange Sitzung auszuhalten,
" um über Glaubenssachen Red und Antwort
" zu geben. Ich erkläre mich also schrift-
" lich, und ich hoffe, daß Ihr heiliger Eifer
" sich wenigstens so weit mit der christlichen
" Liebe vereinigen lassen wird, um mit die-
" ser schriftlichen Erklärung zufrieden zu seyn;
" da ich ohnehin nichts dazusetzen könnte.
" Wenn ihre Strenge sich nicht auf ein aus-
" drückliches Gesetz gründet (und man hat
" mir das Gegentheil versichert) so ist sie
" außerordentlich, unerhört und dem Geist
" des Evangeliums entgegen. Denn, über-
" legen Sie selbst, meine Herren, ich lebe
" schon lange in dem Schooße unserer Kir-
" che; ich bin weder Geistlicher noch Pro-
" fessor; ich gebe mich mit keinem Unterricht
" ab; ich bin folglich nur ein Privatmann,
" und über meinem Glauben niemand Re-
" chenschaft schuldig. Eine Inquisizion, wie
" die ist, die sie gegen mich vornehmen wol-

" len, untergräbt den Grund der Reforma-
" zion, beleidiget evangelische Freyheit und
" die christliche Liebe, schwächt das Ansehen
" der Obrigkeit und die Rechte der Unter-
" thanen. Meine Handlungen bin ich schuldig
" gegen die Menschen und gegen die Gesetze
" zu vertheidigen; aber in keinem Fall mei-
" ne Meinungen. Wir erkennen in unserer
" Religion keine unfehlbare Kirche, die das
" Recht hätte, ihren Mitgliedern vorzuschrei-
" ben, was sie glauben sollen, und ich bin
" also nur Gott allein von meinem Glauben
" Rechenschaft schuldig. Als ich zum Abend-
" mahl zugelassen ward, war Herr Pastor
" Montmolin mit meiner Erklärung zufrie-
" den; er verlangte keine Erläuterung über
" meine Glaubensmeinungen, und versprach
" mir, sie nie zu begehren. Ich halte mich
" an sein Wort. Wenn man damals mit
" mir zufrieden war, als ich ein Buch her-
" ausgegeben hatte, worin das Christenthum
" heftig angegriffen schien; so wäre es selt-
" sam und lächerlich, wenn man mich itzt
" wegen eines andern Buches verstossen
" wollte, worin ich freylich irren kann, weil
" ich ein Mensch und nicht unfehlbar bin;
" aber worin ich doch gewiß als ein Christ
" irre, weil ich mich Schritt vor Schritt auf
" das Evangelinm berufe. Damals hätte
" man mich verstossen können, itzt hingegen

" sollte

" sollte man mich wieder aufnehmen. Hören
" Sie auf Ihr Gewissen, meine Herren, eh
" Sie etwas gegen mich vornehmen; mei-
" nes macht mir keine Vorwürfe. Ich weiß,
" daß ich Ihnen Achtung schuldig bin, aber
" doch wünsche ich, daß man nicht vergesse,
" daß mich der König mit seinem Schutze
" beehrt. Nöthigen Sie mich nicht, die Re-
" gierung um Hilfe anzuruffen. „

Der Brief wurde im Konsistorium vorgelesen, und die Herren fühlten die Wahrheiten, die er enthielt. Sie waren schon geneigt, die ganze Sache ruhen zu lassen, als der Pastor plötzlich aufstand, und eine Rede hielt, worin er zeigte, wie nöthig es seye, dem Aergerniß zu steuern, das ein gottloses Buch unfehlbar hervorbringen würde. *) Er sagte: die ganze Gemeine seye schon von den Irrthümern angesteckt. Aus diesem Ton sprach er lang und heftig, und endigte endlich mit der Behauptung, daß ihm im Konsistorium zwey Stimmen gebührten; eine als Mitglied des Konsistoriums, die andere als Pastor der Gemeine. Nun wollte er gleich

*) Das Buch, gegen welches er wütete, war: Die Briefe vom Berge, die er doch vorher gelobt, und, wie er sagte, mit Vergnügen gelesen hatte.

zufahren, und Roußeau exkommuniziren und wegjagen. Aber auf die übrigen Beysitzer wirkte der Brief, und sie hörten diesmal nicht auf ihren Pastor; sondern sie beschlossen, in dieser Sache behutsam zu gehen. — Sie schrieben an den Staatsrath in Neuschatel, berichteten, was vorgefallen war, und fragten: ob sie das Recht hätten, ein Mitglied ihrer Gemeine über Glaubenssachen zu befragen, da sie doch, setzten sie selbst hinzu, von der Theologie nichts verständen? und ob der Pastor ihrer Gemeine im Konsistorium zwey Stimmen habe? Die ganze Sache wurde an den König berichtet. Nach einiger Zeit kam die Antwort. Beyde Fragen wurden durch Nein entschieden; man drohte ihnen, wenn sie sich in der Folge nicht ruhig verhielten, und meldete ausdrücklich, daß Roußeau unter dem unmittelbaren Schutze des Königs stehe. Der König schickte nicht lange hernach ein eigenhändiges Reskript an das Konsistorium, worin er das Verfahren ganz misbilligte, und ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen unter seinen Schutz nehme. Der unruhige Pastor Montmollin erhielt einen derben Verweis, und er hatte die Frechheit, dem, der ihm diesen Verweis im Namen des Königs gab, zu antworten: daß er die Hoffnung noch nicht verloren habe, die Sache weiter zu treiben. Auch blieb er noch nicht

ru-

ruhig. Er gab eine Schrift heraus, worin er sein Verfahren vertheidigt, und, wie Rousseau sagt, seine Feder in vergifteten Honig taucht. In dieser Schrift sagt er: daß er, um seine Gemeine vor Aergerniß zu bewahren, nicht anders habe handeln können; daß es seine Pflicht gewesen sey, das Christenthum zu vertheidigen, u. s. w. besonders aber besteht er darauf, daß ihm Roußeau gleich im Anfang seiner Bekanntschaft mit ihm, versprochen habe, nie wieder etwas drucken zu lassen, und daß er doch seither die Briefe vom Berge herausgegeben, folglich sein Versprechen gebrochen habe. Roußeau antwortete auf die meisten Beschuldigungen des Pastors sehr santmüthig. Einige Vorwürfe aber widerlegt er ziemlich heftig, er sagt: " Ich war des Elends, das mir meine Autorschaft zuzog, müde, und ich entschloß mich schon seit langer Zeit, nichts mehr zu schreiben. Als der Emil erschien, erklärte ich allen meinen Freunden, daß es meine letzte Arbeit sey, und daß ich nie wieder die Feder ergreifen würde. Sobald ich in Moitiers-Travers anlangte, habe ich jedermann und auch Herrn Montmollin das nämliche gesagt; aber er ist der einzige, der aus dieser zufälligen Rede ein Versprechen macht, und der behauptet, ich hätte mich gegen ihn verpflichtet, nie wieder zu schreiben, da ich doch

gar

gar nicht an eine solche Verpflichtung gedacht habe. Es ist eben so, als wenn ich zu ihm sagte: Ich denke morgen nach Neuschatel zu reisen, und er mich anklagen wollte, ich hätte mein Wort nicht gehalten, wenn durch Zufall die Reise unterbliebe. Oder darf Herr Montmollin sagen, daß er es anders verstanden habe? Darf er behaupten, wie er zu thun scheint, daß er mich auf dieses Versprechen hin zum Abendmal zugelassen habe? Ein Beweis für das Gegentheil ist, daß damals, als mein Schreiben an den Erzbischof in Paris herauskam, Herr Montmollin es gegen jedermann lobte, und des erdichteten Versprechens, das er mir jetzt aufbürdet, mit keinem Wort gedachte. Aber, man sagt, ich habe Aergerniß gegeben? Hiebey bewundere ich die Klugheit dieser Herren. Erst setzen sie ihre Kompetenz über die Aergernisse fest; dann wissen sie ein Aergerniß auszufinden, wo es ihnen beliebt; darauf werden sie zu Richtern, und bestrafen das Aergerniß. Wahrlich auf diese Art könnten sie sich Völker, Gesetze, Monarchen, ja die ganze Erde unterwerfen. Mir fällt dabey die Geschichte des Wundarztes bey, dessen Haus zwey verschiedene Ausgänge in zwey verschiedene Strassen hatte. Des Nachts kam er zu einer Thüre heraus, und schlug den Vorübergehenden die Beine entzwey, dann schlich er sich wie-

der

der sachte hinein, und kam aus der andern, um sie zu verbinden. Doch der Wundarzt heilte wenigstens noch, aber diese Herren machen ihren Pazienten den Garaus. „

Der Priester hatte Roußeau's Untergang geschworen, und, was fast unglaublich scheint, er erreichte seinen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Konsistorium, dem Staatsrath, dem Gouverneur, ja dem König selbst beschützt wurde. Erst suchte er die Sache vor ein anderes Konsistorium zu bringen, aber, um sich nicht die Ungnade des Königs zuzuziehen, wollte niemand es wagen, sich darein zu mischen. Nun ergriff er das letzte Mittel. Er schilderte seiner Heerde von der Kanzel Roußeau's Verbrechen, und, um seine Rede mehr Nachdruck zu geben, sagte er, daß oft um eines Sünders willen ein ganzes Volk vernichtet worden sey. Diese Worte waren das Zeichen zum Aufruhr. So oft sich Rousseau auf der Straße sehen ließ, folgten ihm die Bauren nach, und überhäuften ihn mit Flüchen. Am ersten September 1765 stellte der Pastor seiner Gemeine nochmal ihre Pflichten vor, darauf reichte er ihnen das Abendmal, und nach der Kirche warf man Roußeau die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt, und seine Thüren aufgesprengt. Endlich, in der Nacht vom siebenden auf den achten September, drang

der

der aufrührerische Haufe in sein Haus, die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen, und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach, und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordert worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß sie es wagten, Hand an seine Person zu legen, und floh auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton **Bern** gehört. Nach drey Wochen kam Befehl von **Bern** an ihm, das Gebiet der Republik zu verlassen. Jetzt war seine Lage äusserst traurig. Aus allen benachbarten Staaten war er vertrieben, und in der rauhen Jahrszeit durfte er es nicht wagen, bey seinem kranken Körper eine weite Reise zu unternehmen, er bat, daß man ihm wenigstens erlauben möchte, noch den Winter hier zuzubringen. Umsonst; er mußte fort. Auf diese Nachricht schrieb er an den Herrn von **Grafenried**, der ihm den Befehl der Republik bekannt gemacht hatte, einen sehr rührenden Brief, den ich ganz hersetze.

Peters=Insel am 28 Oktober 1765.

" Mein Herr!

" Der traurige Zustand, worin ich mich
" jetzt befinde, und das Zutrauen, das ich
" in

" in Ihre Güte setze, bewegen mich dazu, Sie
" unterthänig zu bitten, dem wohlweisen
" Rath in Bern, in meinem Namen einen
" Vorschlag zu thun, der mich auf einmal
" von allen Qualen eines unruhigen Lebens
" befreyen wird, und der, wie mir scheint, dem
" Zweck derer, die mich verfolgen, besser ent-
" spricht, als meine Verbannung von hier
" thun würde. Ich habe alles überdacht,
" und gefunden, daß weder meine Lage, noch
" mein Alter, noch meine Gesundheit, noch
" mein Gemüthszustand, noch meine Kräfte
" mir erlauben, jetzt eine große, beschwerli-
" che Reise zu unternehmen, und in dieser
" kalten Jahrszeit von einem Land zum an-
" andern herumzuirren, um einen weit ent-
" fernten Zufluchtsort aufzusuchen. Nach-
" dem was vorgefallen ist, darf ich nicht in
" die Grafschaft Neuschatel zurückkehren,
" wo der König und die Regierung nicht mäch-
" tig genug sind, mich für der Wuth des auf-
" gewiegelten, zügellosen Pöbels zu schützen.
" Sie werden, mein Herr, leicht selbst ein-
" sehen, daß keiner von den benachbarten
" Staaten es weder wagen darf, noch kann,
" einen Unglücklichen aufzunehmen, der hier
" auf eine so harte Art weggejaget worden
" ist. Ich bin also jetzt aufs äusserste ge-
" bracht, und es bleibt mir nur ein einziges
" Mittel übrig, das ich, so schrecklich es auch

" scheint,

" scheint, nicht allein ohne Widerwillen, son-
" dern sogar mit Freuden ergreifen werde;
" wenn es der Stand Bern gnädigst erlau-
" ben will. Ich wünsche nämlich, daß man
" mir die Erlaubniß gebe, den Rest meiner
" Tage in einem Gefängniß zuzubringen;
" es sey nun entweder in einem Schloß, das
" der Republik zugehört, oder an jedem an-
" dern Ort, den sie selbst zu wählen für gut
" befinden wird. Ich würde dorten auf mei-
" ne Kosten leben, und hinreichende Versi-
" cherung geben, nie dem Staate zur Last
" zu fallen. Ich verlange weder Papier
" noch Federn, noch irgend eine andere Ge-
" meinschaft mit der Welt, außerdem, was
" die höchste Noth erfordert, und auch dann
" werde ich meine Aufträge nur solchen ge-
" ben, die die Republik selbst dazu bestimmen
" wird. Nur einige Bücher und die Frey-
" heit, zuweilen in einem Garten spazieren
" zu gehen; mehr verlange ich nicht. Glau-
" ben Sie ja nicht, mein Herr, daß ich aus
" Verzweiflung diese Bitte thue; ich bin jetzt
" ganz ruhig, und ich habe lange über mei-
" nen Zustand nachgedacht, ehe ich mich hie-
" zu entschloß. Bedenken Sie nur, wenn
" ihnen meine Bitte außerordentlich scheint,
" daß meine jetzige Lage noch außerordentli-
" cher ist. Das unruhige Leben, daß ich seit
" einigen Jahren führen muß, wäre schreck-

" lich

„ lich für einen gesunden Menschen, urtheilen
„ Sie nur, was es für einen armen, schwa-
„ chen Mann seyn muß, den Krankheit und
„ Kummer erschöpft haben, und dem kein
„ anderer Wunsch übrig bleibt, als ruhig
„ zu sterben. Alle Leidenschaften sind in mei-
„ ner Seele erlöscht, und nichts zurückgeblie-
„ ben, als sehnliches Verlangen nach Ein-
„ samkeit und Ruhe, welche ich auch gewiß
„ finden werde, wenn man mir die Wohnung
„ gewährt, um die ich bitte. Dort werde
„ ich von der Zudringlichkeit der Neugierigen
„ befreyt seyn, und ruhig meinen Tod er-
„ warten; dort werde ich nichts von dem er-
„ fahren, was in der Welt vorgeht, und folglich
„ auch mich über nichts betrüben. Ich lie-
„ be über alles die Freiheit; aber die mei-
„ nige steht nicht in der Gewalt der Men-
„ schen, und Mauren oder Ketten können
„ mich derselben nicht berauben. Diese Ge-
„ fangenschaft, mein Herr, scheint mir so
„ wenig fürchterlich; ich fühle so sehr, daß
„ ich nur allein auf diese Art all das Glück
„ genießen kann, dessen mein elendes Leben
„ noch fähig ist, daß ich aus eben diesem
„ Grund, nicht hoffen darf, meine Bitte ge-
„ währt zu sehen: obgleich dieser Schritt
„ meinen Feinden alle Unruhe benehmen soll-
„ te. Aber ich will wenigstens mir selbst
„ nichts vorzuwerfen haben; ich will, daß

" mir mein Gewissen Zeugniß gebe, daß ich
" alle mögliche ehrliche Mittel versucht habe,
" die mir Ruhe verschaffen, und mich vor
" den neuen Stürmen, die auf mich warten,
" und denen man mich entgegen zu gehen
" zwingt, verwahren konnten. Ich wieder-
" hole mein Herr, meine Bitte, und versi-
" chere Sie, daß dieses die größte Gnade ist,
" die man mir gewähren kann. „ — —

Auch diese Bitte wurde **Roußeau** abgeschlagen, und er mußte in der kalten Jahrszeit fort. Er entschloß sich, bey seinem Freund und Gönner, dem würdigen **Lord Marschall**, der sich jetzt in **Berlin** befand, Schutz zu suchen. Auf der Reise erhielt er in **Straßburg** einen Brief von **Hume** aus **Paris**, worin ihn dieser einlud, mit nach England zu gehen. **Roußeau** nahm die Einladung an, und seine Freunde wirkten am französischen Hofe einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach **Paris** kommen konnte. Er reiste hin, und die Franzosen hatten seinen **Emil** und seine Antwort auf den Hirtenbrief vergessen; er wurde von vielen Personen besucht, unter denen sich auch einige Prinzen befanden. **Hume** empfieng ihn sehr freundschaftlich, und sie reisten zusammen nach England. Aber lange vertrugen sie sich nicht; es entstand bald unter ihnen der bekannte

Zwist,

Zwist, von dem ich hier nur die Hauptumstände erzählen will.

Sobald Roußeau mit Hume in England angelangt war, überließ er sich ganz dem Gefühl der Freundschaft, das er für Humen hatte; er glaubte in ihm einen Wohlthäter zu finden, der Ruhe und Zufriedenheit über den Rest seines kummervollen Lebens verbreiten werde. Hume schien auch damals Roußeau's Freundschaft zu verdienen, oder vielmehr er verdiente sie wirklich: er that alles, was in seinem Vermögen stand, und verschaffte Roußeau eine Wohnung zu Wooton in Derbyshire auf einem Landgut des Herrn Davenport. Er lebte hier zufrieden, und fieng eben an, glücklich zu seyn, als im St. James Chronicle in London, folgender Brief in französischer Sprache gedruckt erschien:

" Brief des Königs von Preußen an " J. J. Roußeau. „

" Sie haben ihrem Vaterlande entsagt, " Sie haben sich aus der Schweiz jagen lassen, die Sie so sehr in Ihren Schriften " erheben. In Frankreich will man sie festsetzen; kommen Sie also zu mir. Ich bewundere Ihre Gaben, und ihre Seltsamkeit belustigt mich, ob sie gleich, unter " uns gesagt, bereits zu lange dauert; denn " endlich ist es einmal Zeit, vernünftig und

" glücklich zu werden. Einen wirklich gros-
" sen Mann kleiden ewige Paradoxen nicht.
" Sie sind dadurch berühmt geworden, lassen
" Sie's dabei bewenden, und spielen Sie ih-
" ren Feinden den Possen, zu zeigen, daß es
" Ihnen nicht am ordentlichen Menschen-
" verstand fehlt. In meinem Staate kann
" ich Ihnen eine ruhige Zuflucht anbieten,
" und ich will Ihnen gerne gut begegnen,
" wenn Sie's erlauben wollen; oder wenn
" es Ihrem Scharfsinn schmeichelt, überall
" unglücklich zu seyn, so wählen Sie nach
" Ihrem Geschmack; denn ich bin König, und
" kann Ihnen Böses genug thun. Außerdem
" will ich Ihnen versprechen, was Sie von
" Ihren Feinden nicht hoffen dürfen: Ich
" will aufhören, Sie zu verfolgen, sobald
" Sie Ihren Ruhm nicht mehr darein setzen,
" verfolgt zu werden. „ Friderich.

Der Verfasser dieses Briefs war Lord **Walpole**, der sich damals in **Paris** aufhielt und denselben nach England geschickt hatte. Sobald es **Rousseau** auf dem Lande zu sehen bekam, war er über den bittern Spott sehr aufgebracht. Er hatte schon lange vorher von diesem Brief gehört, und erfahren, das **Walpole**, **Hume's** beßter Freund, der Verfasser sey. Er schrieb augenblicklich an den Herausgeber des **St. James Chronicle** in **London** folgenden Brief:

" J. J.

" J. J Roußeau an den Herausgeber
" des St. James 's Chronicle. „

" Wooton den 7 April, 1766. „

" Sie haben, mein Herr, die Achtung,
" die jeder Privatmann den gekrönten Häup-
" tern schuldig ist, aus den Augen gesetzt,
" indem Sie öffentlich einen Brief, als vom
" König in Preußen geschrieben ausgeben,
" der so voll Bosheit ist, daß Sie schon dar-
" aus allein hätten sehen sollen, daß Ihn
" der König nicht konnte geschrieben haben.
" Sie haben sich sogar unterstanden, die Un-
" terschrift des Königs abzudrucken, als wenn
" Sie einen eigenhändigen Brief vom König
" in Händen gehabt hätten. Ich muß Ih-
" nen sagen, mein Herr, daß dieser Brief
" zu Paris verfertigt ist, und daß (ich sage
" es mit Schmerz und Wehmuth) der Ver-
" räther Mitschuldige in England hat. „

" Lassen Sie meinen Brief mit meiner
" Unterschrift in Ihrem Blatt abdrucken.
" Sie sind dem König von Preußen, der
" Wahrheit, und mir diese Genugthuung
" schuldig, und sie können auf keine andere
" Art einen Fehler wieder gut machen, den
" Sie gewiß bereuen würden, wenn Sie
" wüßten, von was für einer schwarzen Hand-
" lung Sie dadurch das Werkzeug geworden
" sind. — Johann Jakob Roußeau. „

Da Roußeau wußte, in welcher genauen Verbindung Hume mit Walpole stand, blieb für ihn gar kein Zweifel mehr übrig, daß Hume den Brief dem Herausgeber des St. James 's Chronicle geschickt hätte. Daraus entstand unter den beyden Philosophen ein trauriger Federkrieg, worin sie sich gegenseitig der schwärzesten Laster beschuldigten. Hume sagte: Roußeau habe diesen Streit nur darum mit ihm angefangen, um ihm für die erwiesenen Wohlthaten nicht danken zu dürfen. Roußeau hingegen behauptete, Hume wäre ein Verräther, der ihn unter dem Schein der Freundschaft nach England geführt habe, um ihn dort nach Gefallen kränken zu können. Hier will ich ihre Briefe nicht hersetzen, noch viel weniger entscheiden, welcher von beyden Recht hatte; es scheint, daß sie beyde fehlten. Roußeau hielt seinen Freund für den Herausgeber des Briefes, und that ihm vermuthlich unrecht; Hume hingegen beschuldigte seinen Gast der Undankbarkeit, uud eines bösen Herzens, und ward nun sein unversöhnlicher Feind, statt sich gegen ihn freundschaftlich zu erklären, und ihm seinen Argwohn zu benehmeu. Darin fehlte er sehr, denn so ein Mann wie Roußeau, der durch so viel Unglück mißtrauisch geworden war, verdiente eher Hume's Mitleiden und Zurechtweisung als seinen Zorn; voraus-

ge-

gesetzt, was man nicht beweisen kann, daß dieser an der Herausgabe des Briefes ganz unschuldig war.

Hume gab hierauf eine Schrift heraus, worin er den ganzen Streit der Welt vorlegt. Sie führt den Titel:

Exposé succinct de la contestation qui s' est élevée entre M. Hume & M. Rousseau. Avec les pieces Justificatives. à Londres. 1766.

Diejenigen von meinen Lesern, die näher von der Sache unterrichtet zu seyn wünschen, verweise ich auf diese Schrift; nur muß ich Sie bitten, bloß die Fakta und die Briefe der beyden Philosophen zu lesen, und, um unpartheyisch urtheilen zu können, sich von den eingestreuten beißenden Anmerkungen des Herrn **Hume** nicht irre machen zu lassen.

Roußeau blieb in England bis 1767. Er lebte beständig auf dem Lande, und beschäfftigte sich ganz mit der Kräuterkunde. Endlich gieng er wieder nach **Paris**, und gab daselbst, im Jahr 1768 seine letzte Schrift, das Dictionnaire de Musique, heraus.

Im Jahr 1769 verheirathete er sich mit seiner Haushälterin, Mademois. Levasseur. Da sie schon seit vielen Jahren mit ihm gelebt, und alle seine Unglücksfälle mit ihm getheilt hatte, wollte er sie für ihre treue Dienste be-

lohnen, und ihr sein geringes Vermögen nach seinem Tode versichern. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken, und ihn, wenn er traurig oder mißvergnügt war, aufzuheitern; andere Vorzüge hatte sie nicht.

Roußeau nährte sich in Paris von Notenabschreiben. In seinen Erholungsstunden machte er im Sommer häufig botanische Spaziergänge, meistens in Gesellschaft der berühmten Kräuterkenner Jußieu und Aublet, Im Winter besuchte er oft den Caffe de la Regence, wo er zuweilen Schach spielte, und gerne mit jedermann sprach, der ihn anredete, nur seiner Schriften durfte man nicht erwähnen.

Anfangs lebte er in Paris sehr vergnügt, aber mit dem herannahenden Alter wurde er immer empfindlicher. Seine Feinde suchten ihn täglich zu kränken, und streuten eine Menge falscher Anekdoten von ihm aus. Sie besuchten ihn oft unter dem Schein der Freundschaft, und wenn er ihnen dann sein Herz öffnete, ließen sie seine Reden mit den gröbsten Veränderungen in öffentlichen Blättern drucken, sie schickten ihm durch unbekannte Leute Geschenke zu, um ihm hernach seine Undankbarkeit vorwerfen zu können, da sie zum voraus wußten, daß seine Grundsätze ihm nicht erlaubten, von Ungenannten Geschenke anzunehmen. Durch diese schwarzen

Kunst-

Kunstgriffe brachten sie ihn so weit, daß er endlich keinem Menschen mehr traute, indem er glaubte, die ganze französische Nazion habe sich gegen ihn verschworen, ihn unter dem Schein der Freundschaft aufs bitterste zu quälen.'

Gegen das Jahr 1777 fand er, daß sein geringes Vermögen nicht mehr hinreichend sey, ihn mit seiner Frau und einer Magd in Paris zu ernähren; er entschloß sich also, die Hauptstadt zu verlassen, und auf dem Lande sein Leben zu beschließen. Er mußte aufhören, Noten abzuschreiben, weil seine Hand nun nicht mehr geschwind und fest genug war, um es mit Vortheil thun zu können, und weil das wenige Geld, was man für seine kopirte Musik bezahlte, ihn bey weitem nicht für die viele Zeit entschädigte, die man ihm beym Bringen und Abholen raubte.

Roußeau wählte zu seinem neuen Aufenthalt das Landgut des Herrn Marquis de Gerardin, zu Ermenonville, das neun Stunden von Paris, und sechs von Chantilly entfernt ist. Er reiste den 20 May 1778 dahin ab, und seine Frau folgte ihm einige Tage hernach mit seinen in Paris nachgelassenen Sachen. Bis an seinen Tod wohnte er mit ihr in einem kleinen Hause, das durch einen mit Wasser angefüllten Graben vom Schloß des Herrn von Gerardin abge-

sondert ist. Nun fand er endlich die Ruhe und Zufriedenheit, die er durch sein ganzes Leben vergeblich gesucht hatte; hier war er vollkommen glücklich, und sein Geist so heiter, daß er an einigen angefangenen Schriften zu arbeiten fortfuhr. Den größten Theil seiner Zeit brachte er damit zu, die Pflanzen der dortigen Gegend zu sammeln, und sie für sein Herbarium zu trocknen. Eines von den Kindern des Herrn Marquis hatte er außerordentlich lieb gewonnen, und nahm es meistens auf seinen botanischen Spaziergängen mit.

Donnerstags den 2 Julius 1778 stand er nach seiner Gewohnheit früh auf, spazierte einige Zeit herum, und kam darauf nach Hause, um mit seiner Frau zu frühstücken, nachher zog er sich an; weil er den Abend vorher versprochen hatte, diesen Tag nach dem Schloß zu kommen.

Da er eben im Begriff war, aus dem Hause nach dem Schlosse zu gehen, fühlte er einige Uibelkeit und Schwäche über den ganzen Körper. Er klagte über ein sehr empfindliches Stechen an den Fußsohlen, über Schmerzen in der Brust, und endlich über außerordentlich heftige Kopfschmerzen, die zuweilen aufhörten, und dann wieder kamen. In einem dieser Anfälle von Kopfschmerzen starb er plötzlich, und sank von seinem Stuhl auf

die

die Erde. Die Wundärzte, die man augenblicklich holen ließ, versuchten umsonst, ihn durch Aderlassen, Salmiakgeist, spanische Fliegen und andere Mittel wieder zu sich zu bringen. Er starb des Morgens um 11 Uhr, und lebte vom ersten Anfall der Kopfschmerzen nur noch etwas über eine Stunde. Bis die Wundärzte kamen, war niemand bey ihm als seine Frau. Schrecken und Traurigkeit ließen ihr nicht zu, seine letzten Worte zu behalten, viel weniger sie aufzuschreiben, und das schöne Gespräch, das er mit ihr kurz vor seinem Tod gehalten haben soll, ist ganz erdichtet.

Den folgenden Tag öffnete man seinen Körper, weil er es vor seinem Ende ausdrücklich verlangt hatte. Es waren 11 Personen zugegen, unter denen sich auch der berühmte Arzt Herr Le Begne de Prele befand. Der schriftliche Bericht, der über die Sekzion aufgesetzt worden ist, bezeugt, daß alle äußerliche und innerliche Theile vollkommen gesund waren. Man fand keine andere Ursache seines Todes, als den Ausguß einer beträchtlichen Menge (über 8 Unzen) seröser Feuchtigkeit zwischen dem Gehirne und den Häuten die es umgeben. Die geschwornen Aerzte und Wundärzte, die bey der Sekzion zugegen waren, schreiben dem Druck dieser Feuchtigkeit auf das Gehirn Roußeau's Tod zu. Hier

ist

ist das Stück des schriftlichen Berichts, das sich darauf bezieht.

L' ouverture de la tête, & l'examen des parties renfermées dans le crâne, nous on fait voir une quantitè très considérable (plus de huit onces) de sérosité épanchee entre la substance du cerveau & les membranes qui la couvrent. Ne peut on pas attribuer la mort de M. Rousseau à la precision de cette serosité, à son infiltration dans les enveloppes ou la substance de tout le systeme nerveux? Du moins il est certain que l'on n'a point trouvé d'autre cause apparente de mort dans les cadavres d'un grand nombres de sujets péris ainsi promtement. &c. &c.

Es schien mir nöthig, diese Stelle hier einzurücken, um auf die allerunwidersprechlichste Art das falsche Gerücht zu widerlegen, daß sich Roußeau selbst das Leben genommen habe. Ausserdem war, wie alle versichern, die ihn genauer kannten, der Selbstmord ganz gegen seine Grundsätze.

Der Herr Marquis von Gerardin ließ den Leichnam in einen doppelten Sarg von Bley legen. Sonnabends den 4 Julius ward er, von einigen Freunden begleitet, um Mitternacht in die Pappelinsel begraben. Auf sein Grab wurde ein ohngefähr sechs Schuh hohes

hes Grabmal errichtet, worauf der Herr von Gerardin folgende Grabschrift setzen ließ.

Ici sous ces ombres paisibles
Pour les restes mortels de - Jean - Jaques
Rousseau
L'amitié posa ce tombeau:
Mais c'est dans tous les cœurs sensibles.
Que cet homme divin, qui fut tout
sentiment
Doit trouver de son cœur l'eternel
monument.

Dieses Grabmal war nur bis zur Vollendung des jetzigen hingesetzt, und ist nun ganz weggenommen worden. Jetzt ists ein Sarkophag, mit einem vortrefflich ausgearbeiteten Basrelief stehen die Worte: Vitam impendere vero. Auf der dem Basrelief entgegen gesetzten Seite steht die einfache Grabschrift: Ici répose l'homme de la nature & de la verité. Auf der Hauptseite neben dem Basrelief sieht man auf dem einen Pfeiler die Harmonie, in Gestalt einer Frau, die auf einer Leyer einen Akkord greift; auf dem andern Pfeiler die Beredsamkeit, die in einer Hand eine Flöte, in der andern einen Donnerkeil hält (Symbolen ihrer Sanftheit und ihrer Macht) von den beyden gegenüber, neben der Grabschrift stehenden Pfeilern, stellt der eine die Natur vor, in Gestalt einer

Mut-

Mutter, die ihr Kind säugt, und der andere die Wahrheit als eine nackte Frau, die eine Fackel hält. Godefroy hat durch eine vortreffliche Abbildung dieses Grabmals Rousseau's Freunden ein angenehmes Geschenk gemacht.

Die Gegend um die Papelinsel ist sehr schön. Der kleine See, in dessen Mitte sie liegt, ist mit Hügeln umgeben, die mit angenehmen Waldungen bedeckt sind. Die Insel selbst ist oval, und hält ohngefähr 50 Schuh in der Länge, und 35 in der Breite. Man findet keine andere Bäume darauf, als Papelbäume, und keine andere Blumen als wilde Rosen. Hier ruht jetzt Johann Jakob Roußeau das Gesicht gegen Aufgang der Sonne gerichtet.

In der kurzen Zeit, da sich Roußeau zu Ermenonville aufhielt, machte er sich bey den Landsleuten der dortigen Gegend sehr beliebt. Sein Andenken halten sie außerordentlich hoch, und alles, was er besaß, verwahren sie als ein Heiligthum. Einige von ihnen hat man seither bey seinem Grabe betend angetroffen.

Gleich nach Roußeau's Tod sprachen alle periodische Schriften in Frankreich von ihm. Seine Feinde erfanden eine Menge schimpflicher Anekdoten, weil er jetzt nicht mehr im Stande war, sich dagegen zu ver-

thei-

theidigen; aber auch viele segneten sein Andenken, und bezeugten öffentlich, daß sie seinen Schriften Ruhe und Glück zu danken hätten. Sehr rührend sind die Empfindungen der Dankbarkeit, welche die Mutter einer zahlreichen Familie dem Schatten des verstorbenen Weltweisen für seinen Emil brachte. Einige Stellen daraus verdienen hier eingerückt zu werden. Ich gebe sie im Original, weil sie in einer deutschen Uebersetzung zu viel verlieren würden:

Sentiments de reconoiſſance d'une mere, adreſsés à l'ombre de *Rouſſeau*.

Parmi les hommages éclatans que les talens viennent rendre au grand homme qui n'eſt plus, une voix ſimple & naive ne pourroit - elle s'elever ſans offenſer ſa mémoire, & pour n'avoir pas reçu de la nature une portion du génie dont elle doue les bienfaiteurs de l'humanité, faudroit il fermer ſon cœur à la douce expreſſion de la reconoiſance qu'ils nous ont inſpirée? Non ce n'eſt pas de toi, ombre aimante de Rouſſeau que je dois craindre ces rebuts orgueilleux; l'hommage injénu d'un enfant eut flatté ton ame pure & ſenſible. Tu ne dedaigneras point un foible tribut, que je dois à tant de titres & que j'ai tant de plaiſir à te preſenter. C'eſt toi qui as éclairé

mon

mon ésprit en échauffant mon cœur, c'est toi qui m'as montré la voie presque éffacée qui devoit me rapprocher de la nature, la main bienfaisante l'a semée de fleurs, & tu m'as conduite au devoir par la route des plaisirs. O tendre & Généreux libérateur de ce petit peuple, (des Enfans) toi qui lui as oté ses chaines & de l'esclavage l'as fait passer à un heureux état de liberté, c'est avec lui que je viens t'offrir ce tribut de reconoissance; c'est par ses mains pures que je viens bruler de l'encens sur ta tombe & la couvrir de fleurs! —

Das sind die merkwürdigsten Umstände aus dem Leben eines der größten Männer, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Hier sind noch einige Züge zu seinem Porträt: Roußeau war von mittlerer Länge, eher klein als groß. Sein äußerliches hatte nichts, das den großen Mann ankündigte. Er gieng im Alter gebückt, und senkte den Kopf etwas vorwärts auf die Brust; daran erkannte man den Mann, den Unglück und Kummer niedergedrückt hatten. Sein Gang war leicht und fest, und sein Betragen gefällig. Sein Gesicht war wohlgebildet, voll und einnehmend. Wärme, Redlichkeit, Empfindung und Sanftheit blickten aus allen Zügen; aber kein Zug war da, der den tiefden-

kenden Philosophen anzeigte. Bis an sein Alter behielt er die Farbe der Jugend. Seine Stirne hatte einige parallele Querfalten. Augenknochen und Stirnhölen standen sehr hervor. Die Augenbraunen waren stark und groß, und die Nase sanft gewölbt. Seine schwarzen Augen lagen etwas tief im Kopfe, und waren lebhaft, scharfblickend und durchdringend. Er sprach sehr stark und heftig, und, was er sagte, war selbstgedacht. Niemals brachte er in seiner Rede Gemeinsätze an; nie waren seine Ausdrücke gesucht, immer sprach er bestimmt, richtig und kurz.

Man hat verschiedene Kupferstiche, die ihn vorstellen, aber nur wenige gleichen ihm. Unter den ältern ist, wie alle seine Freunde versichern, der in England in 4to nach Ramsay herausgekommene (welcher Roußeau in der Pelzmüze vorstellt) der ähnlichste. Von neuern sind folgende zwey besonders schön:

1. Einer von Ingouf dem Jüngern nach einer Büste gezeichnet und gestochen, mit der Ueberschrift: Vitam impendere vero. Er ist so ähnlich, als er es nach einer Büste seyn kann. Der Stich ist schön und fein. Kostet in Frankreich 3 Livres.

2. Ein kleinerer von Barbier, der mehr Aehnlichkeit hat, als der vorige. Unten sieht man das Grabmal auf der Pappelinsel zu Ermenonville mit folgenden Versen von Ducis:

Entre ces peupliers paisibles
Repose Jean - Jaques Rousseau:
Approchés cœurs droits & sensibles,
Votre ami dort sous ce tombeau.

Im Umgang mit seinen Freunden war er wie in seinen Schriften; er sagte über jeden Gegenstand was er dachte, ohne Zurückhaltung, aber mit Wärme. Alle Herzen wußte er zu gewinnen, ohne jemand zu schmeicheln. Er spielte kein ander Spiel als Schach: Wenn er sich auf dem Lande aufhielt, lebte er ganz nach seinen Grundsätzen, und kleidete sich zuweilen in orientalischer Tracht; nicht um sonderbar zu scheinen, sondern weil er sie bequemer und der Natur angemessener fand.

Alle, die ihn genauer kannten, versichern, daß Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Hauptzüge seines Karakters ausmachten, und daß eine so große Empfindlichkeit und etwas zu viel Stolz (allzustarkes Gefühl eigener Größe sollte man es nennen) seine einzigen Fehler gewesen seyen.

In

In den letzten Jahren seines Lebens trieb er die Kräuterkunde mit außerordentlichem Eifer. Nach seinem Tode hat man verschiedenes über diese Wissenschaft unter seinen hinterlassenen Papieren gefunden.

Außer den Schriften, die oben schon genannt sind, sind noch einige kleinere übrig: Discours sur l'œconomie politique, — Pygmalion, — Lettre à Mr. de Voltaire sur son poême sur le désastre de Lisbonne, u. s. w. Sie tragen alle das Gepräge ihres vortrefflichen Verfassers.

Unter seinen nachgelassenen Schriften befindet sich noch ein äusserst merkwürdiges Werk, seine Mémoires, oder, wie sie er selbst nennt, seine Confessions. Sie werden, wenn sie einst durch den Druck bekannt gemacht werden, viel Licht über verschiedene, weniger bekannte Umstände seines Lebens verbreiten. Er schildert sich darin ganz so, wie er war, oder wenigstens wie er sich selbst sah. Mit edler Freymüthigkeit und ohne alle Zurückhaltung spricht er von seinen guten Eigenschaften und auch von seinen Fehlern. In den letzten Jahren seines Lebens hat er sie sehr vielen Personen vorgelesen, und alle versichern einstimmig, daß diese Schrift sowohl an Stärke des Ausdrucks, als am Inhalt selbst alles über-

treffe, was Roußeau je geschrieben hat. Der bekannte Dichter Dorat sagt, es sey ein wahres Meisterstück von Genie; voll Einfalt, Offenherzigkeit und Muth. Die Herausgeber der neuen, vollständigen Sammlung von Roußeau's Schriften versprechen in der Folge auch diese Memoiren zu liefern. Bald werden sie also in jedermanns Händen seyn.

II.

Aretin.

Wenig Menschen haben während ihrer Lebenszeiten eines so ausgebreiteten Ruhms genossen, als **Peter Aretin**; man hielt ihn für den größten Schriftsteller, der jemals gewesen seye; die Zeit, welche Verdienste und Geschicklichkeit nach ihrem wahren Werth zu schätzen weiß, hat ihn erst recht an seinen wahren Platz gestellet, und er würde heutiges Tages durch seine Schriften entweder den Pranger, oder die Landesverweisung verdienen, oder gar Hungers sterben. Er ward den 20 April 1492 zu **Arezo**, einer Stadt Toskaniens geboren; man kann von seinem Ursprunge nichts gewisses sagen. Das von ihm selbst beobachtete Stillschweigen läßt vermuthen, daß er sehr niedrig gewesen, und seine Feinde benutzten es so, daß sie auf seine Rechnung tausend Unwahrheiten schoben. Wenn man den toskanischen Genealogisten, und einigen Briefen, welche er theils geschrieben, theils erhalten hat, Glauben beymessen will, so war er ein natürlicher Sohn vom **Ludwig Bacci**. Die angewandte Mühe,

den außer der Ehe erzeugten Kindern die ihrer Geburt anklebende Schande zu vermindern, diente nur dazu, diese Meinung noch mehr zu bestärken. **Dorie**, der ihn hassete, und mit dem Antichrist vergliche, behauptete, wiewohl ohne Grund, er wäre die ärgerliche Frucht des verbotenen Umgangs zwischen einem Mönch und einer Nonne; wir bleiben aber lieber bey obiger Meinung stehen.

Aretins Kindheit bietet nichts interessantes dar. **Tontanini** giebt vor, seine Talente hätten sich frühzeitig entwickelt. Nach zurückgelegten Kinderjahren verfertigte **Peter Aretin** gegen die Ablässe ein Sonnet, worüber er aus seinem Vaterlande verbannet wurde. Dieser unangenehme Zufall machte ihn nicht klüger. Zu **Peruggio**, wohin er sich inzwischen wandte, gab er neuerdings Proben seiner Gottlosigkeit von sich. In einer Kirche daselbst, die sehr stark besucht wurde, war ein Gemählde, so die **Magdalena** zu den Füssen unsers Heilandes vorstellte, wie sie ihm die Hand darreichte; er fand Mittel, ihr heimlich ein musikalisches Instrument darein zu zeichnen.

Man giebt vor, er wäre zuerst Buchbinder gewesen. Da er immer Bücher und Gelehrte um sich hatte, so bekam er Lust zum Lesen. Mit einem lebhaften Geist und glückli-

lichem Gedächtnisse gewann er viel Fortgang. Er verließ seine Handthierung, begab sich nach **Rom**, und wurde nach und nach vom Leo X. und seinem Neffen **Julius von Medizis** in Dienste genommen; beede überhäuften ihn mit Wohlthaten.

Während seinem Aufenthalte zu **Rom** verfertigte **Julius Romanus** 16 unzüchtige Zeichnungen, die **Markus Antonius von Bologna** in Kupfer stach. **Klemens** VII. der damals auf dem päbstlichen Throne saß, ließ den Urhebern nachspähen.

Julius Romanus fand seine Sicherheit in den Staaten des Herzogs von **Mantua**, der ihn, um eine Galerie zu mahlen, zu sich berufen hatte. **Markus Antonius** wurde eingezogen, und mußte lange Zeit in einem Gefängnisse schmachten. **Aretin** nahm sich seiner an. Sein inständiges Fürbitten, und das Ansehen des Kardinals von **Medizis** machten, daß er wieder in Freyheit gesetzt wurde. **Aretin** wollte hierauf die Zeichnungen sehen, die diesen verdrüßlichen Vorfall veranlasset hatten; sie erhitzten seine Einbildungskraft, und bewogen ihn, sechzehn Sonnete zu verfertigen, von welchen Vasari sagt: **Ich weiß nicht, ob den Augen die Zeichnungen des Julius, oder den Ohren die dazu verfertigten Worte des Aretins anstössiger und abscheulicher waren.** —

Die Sonnete wurden ein jedes unter die solches betreffende Zeichnung gesetzet. Diese Sammlung, so ungefähr zwanzig Blätter enthält, ist sehr selten geworden. Von den Kupferstichen ist keiner mehr anzutreffen, außer jenen, so den Titel zierte. — Chevillier in seinem Werke über den Ursprung der Buchdruckerkunst erzählet, daß ein reicher Kaufmann in der St. Jakobs Straße Namens Jollain, aus Gottesfurcht angetrieben, solche gänzlich zu vertilgen bedacht war; er entdeckte den Ort, wo sich die Platten dieser Zeichnungen befanden, erkaufte solche, und in der Zuversicht, daß er die Originalplatten überkommen habe, zahlte er dafür hundert Thaler, und warf sie ins Feuer. Diejenigen, so man jetzo noch zu sehen bekommt, haben weder das Verdienst der Zeichnung, noch des Grabstichels; bloß allein eine Eckel verursachende Unflätterey hat sich hierinnen beybehaltan. Wer sollte glauben, daß Herr de la Monnoye diese Verse ins Lateinische übersetzte, und in der dieser Uebersetzung beygefügten Vorrede bedaurete, daß die Zeichnungen verloren gegangen wären.

Die Sonnete verursachten viel Aufsehens; das daraus entsprungene Aergerniß erweckte die Strenge der Landesregierung. Johann Mathäus Giberti, Bischof zu Verona, päbstlicher geheimer Rath und sein

Da-

Datarius, verfolgte ihren Urheber auf das lebhafteste. Er mußte fliehen, und sich in sein Vaterland zurückbegeben. Von dieser Zeit an faßte er gegen diesen Prälaten einen unauslöschlichen Haß.

Johann von Medizis, der Dienste Karls V. überdrüßig, gieng zu jenen Franz des Ersten über. Er wollte sich Aretin verbinden, und ruffte ihn zu sich. Der Poet schlug es anfänglich aus, er dachte, sich mit Rom auszusöhnen; ein ihm kurze Zeit hernach überkommner unglücklicher Zufall zwang ihn, einen andern Entschluß zu fassen. Sein satyrischer Karakter, und sein beißendes Wesen hatten ihm Feinde zugezogen, einige hatten sich sogar wegen seiner Stichelreden aufs grausamste gerächet, allein gebessert hatten sie ihn doch nicht, den Bischof Giberti, über den er zu klagen Ursache zu haben vermeinte, konnte er nicht ausstehen; alle, die diesem Prälaten angehöreten, wurden in diesen Haß mit verwickelt. Giberti hatte eine Köchin, gegen welche er eine Satyre schrieb. Ein gewisser Achilles de la Volte, der diese Weibsperson liebte, wurde über diese Beleidigung äußerst aufgebracht; er suchte Aretin auf, und da er ihn an einem abseitigen Orte antraf, gab er ihm fünf Stiche mit dem Dolche. —

Diese Züchtigung war zu weit getrieben. **Aretin**, der wieder davon geheilet wurde, verlangte Genugthuung. Der Pabst, der durch seinen Rath schon von allem benachrichtiget war, hörte ihn nicht einmal an. Aufgebracht hierüber, begab sich **Aretin** zu den von Medizis, nachdem er vorher seinen Verdruß durch die beißensten Klagen an den Tag geleget hatte. **Berni** antwortete darauf in Versen, und sagte unter andern: Ein Strick, ein Prügel, oder ein Dolch würden gewiß noch einmal die Bitterkeit seiner Galle dämpfen, oder solche gar vergehend machen.

Wenig Menschen waren so verführerisch, als **Aretin**; sein letzteres Unglück hatte ihn klüger gemacht. Er wandte allen Reiz seines Witzes bey Medizis an, der darauf für ihn die zärtlichste Freundschaft faßte. Auch **Franz der Erste**, der ihn auf seiner Reise nach Italien sah, konnte sich nicht entbrechen, ihm Zeichen seiner Zuneigung zu geben. — **Aretin** zeigte sich stets dem Medizis sehr ergeben, er folgte selben in allen seinen Feldzügen, und verließ ihn nicht eher, als mit dem letzten Hauche seines Lebens. Von da an entsagte er den Diensten der Grossen, begab sich nach **Venedig**. und ließ sich 1527 daselbst häuslich nieder.

Die in dieser Stadt herrschende Freyheit machte ihm den dasigen Aufenthalt angenehm. Er ließ daselbst seine **Raggionamenti** drucken, ein in Gesprächen verfaßtes, und in drey Abschnitten getheiltes Werk. Der erste Abschnitt hatte zum Gegenstand, das liederliche Leben der Nonnen, der verheuratheten Frauen, und der Buhlschwestern, der zweite hatte zum Titel: Il piacevole raggionamento de Aretino, nel quale in Fopino T. & Lodovico P. Trattano della vita & della genealogio di tutte le cortegiane di Roma. *) Der dritte, der auch der leidentlichste ist, handelte vom Hofe.

Man kann kaum begreifen, mit welchem Verlangen alles das, was aus seiner Feder floß, aufgesuchet wurde. Man sagt, und er selbst erwähnet etwas davon in seinen Briefen, daß ein spanischer Prinz, um immer das am ersten zu haben, was von ihm herauskame, mit Fleiß einen Kourier hielte, der ihm seine Werke, nach dem Maaß sie die Presse verließen, überbringen mußte. Zu der Zeit gab er jene Menge Schmähschriften her-

*) Angenehme Unterredung Arretins, in welcher der hinkende T. und Ludwig P. sich von dem Leben und dem Geschlecht aller Buhlschwestern Roms unterhalten.

heraus, womit er die Regenten, und alles, was in der Welt groß war, angriff. Diese satyrische Kühnheit gelang ihm. Sie brachte ihm Ruhm, und er wurde sogar so kühn, daß er sich den Beynamen, **Geißel der Fürsten**, gab.

Verschiedene Souverains warfen ihm Jahrgelder aus, und welche ihn am meisten beschenkten, hatten gemeiniglich auch die größten Lobsprüche zu erwarten. Wenn man ihn fragte, warum er dann nicht auch zum Ruhm **Franz des Ersten** schriebe? antwortete er, daß er schon genug Ruhmwürdiges von diesem Fürsten gesagt hätte, er lebe aber nicht von der Luft, und dieser Monarch hätte ihn noch nicht zu fragen gewürdiget, ob er zu essen hätte, oder nicht? **Karl der Fünfte** gab ihm einen Jahrgehalt, und dieser hatte ihn auf dessen Seite gezogen.

Die Mühe, so man sich gab, seine Freundschaft zu gewinnen, mußte ihn natürlicherweise stolz machen: er trieb seine Eitelkeit so hoch, daß er von sich selbst schrieb: " Es ist offenbar, daß ich dem Sophi, den " Indianern und der ganzen Welt bekannt " bin, wohin überall das Gerücht meinen " Ruhm ausgebreitet hat; ja, was noch " mehr ist, die Fürsten, denen ihre Unter- " thanen Tribut geben, leisten selbigen da-

" gegen

" gegen ihrem Unterthanen und ihrer Geis-
" sel. „

Der Marquis von Guast war es, der ihn aufmunterte, die Souverains zu satyrisiren, und ihre Fehler zu tadeln. Und wenn Sie auch an mir einige finden, schrieb er ihm, so verschonen Sie mich doch nicht, ob ich gleich Ihr Freund bin. Man kann sich wohl vorstellen, daß der Marquis sicher war, daß Aretin dieß nicht thun würde.

Man verachtete den Poeten, aber man suchte dennoch seine Freundschaft beyzubehalten; Belohnungen kamen ihm von allen Seiten zu. Franz der Erste schickte ihm eine goldene Kette, sechs hundert Thaler schwer, deren Glieder sehr schön gearbeitet waren, und lauter feurige Zungen vorstellten, die zur Devise hatten: Lingua ejus loquetur mendacium. Aretins Feinde ermangelten nicht, diese Worte und Geschenke nach ihrer Art auszulegen: andere glaubten, daß Franz soviel damit hätte sagen wollen, Aretin würde ihm mit Lobeserhebungen zahlen, und er könne dadurch erkennen, wie werth er ihn schätze. Dem seye, wie ihm wolle, die meisten Fürsten bereicherten ihn um die Wette, die Geschenke suchten ihn auf; zuweilen forderte er sie auch; man sagt: Soliman der Zweite habe ihm auch einige zugesendet. Karl der Fünfte war

einst-

einstmal auf der Reise, und hatte eine Menge Depeschen zum unterzeichnen für sich, er gab sie alle auf gelegnere Zeit ununterschriebener zurück, außer einem Schreiben, in welchem er den Aretin anempfahle.

Dem Poeten waren diese so schmeichelhaften Anekdoten nicht unbewußt, und sie bewogen ihn, seinen Ehrgeiz sogar bis auf den Kardinalshut zu erheben. Er versöhnte sich wieder mit Paul dem Dritten, und ließ selben durch den Herzog von Parma darum anersuchen. Die erhaltene abschlägige Antwort kränkte ihn, ohne ihm seinen Hochmuth und Hoffnung zu benehmen. Er dachte unter der Regierung Julius des Dritten glücklicher zu seyn, der, wie er, zu Arezzo geboren, war. Er ermangelte nicht, ihm bey seiner Thronsbesteigung zuzuschreiben, und mit Lobsprüchen zu überhäufen. Der heilige Vater begnügte sich damit, ihm 100 Goldthaler zu senden, samt dem Patent eines lateranischen Ritters; von welcher Gnade der Poet sich viel Gutes versprach. Er stand auch gar nicht an, sich nach Rom zu begeben, in der festen Meinung, daß er noch auf grössere Ehren Anspruch machen könnte; er wurde daselbst, so wie er es wünschte, empfangen; er erhielt schnell Audienz; als er sich niederkniete, hob ihn der Pabst in die Höhe, und küßte ihn auf die Stirne. Dieser Vorzug gab seinen

Hoff-

Hoffnungen neue Kräfte; sie verschwanden aber bald; er kam nach **Venedig** sehr niedergeschlagen zurück, weil es ihm nicht gelungen hatte, und um sich zu trösten, gab er vor, daß er den rothen Hut ausgeschlagen hätte.

Seit dieser Zeit verließ **Aretin** Venedig nicht mehr; er fuhr fort, Bücher zu schreiben, und begegnete darinnen den Gelehrten eben so, wie er vorhero den Prinzen begegnet hatte. Da er aber befürchtete, seine Unwissenheit möchte seinem erlangten Ruhme schaden, so wollte er von einem Gelehrten unterstützet seyn. **Nikolaus Franko** war es, der ihm das an Gelehrsamkeit ersetzen sollte, was ihm daran mangelte. Beeder Karakter schickte sich sehr wohl zusammen; einige Zeit lebten sie in sehr guter Eintracht, aber endlich trennte sie der Eigennutz. Dieß geschah auf eine Art, wie sie unter Gelehrten gemein ist, nämlich, indem einer den andern beschimpfte und vrelästerte.

Die bissigen Scherze des Poeten zogen ihm oft Ungelegenheiten zu; keine aber war so schröckbar für ihn, als die mit **Achilles de la Kosta**, und keiner that solchen Einhalt.— **Strorzi**, Hauptmann in französischen Diensten, nahm **Ferdinanden**, König von Ungarn, daß Schloß **Maurario** hinweg. **Aretin**, der damals für das Haus Oesterreich sehr günstig dachte, machte über **Strorzi** ein

Son-

net. Dieser war hierüber sehr erbittert, und ließ ihm sagen, daß er ihn in seinem eigenen Hause niederstossen würde. **Aretin**, der über diese Drohung erschrak, und befürchtete, der Kapitän mögte seine Drohung erfüllen, **verrammelte** sich in seinem Zimmer, und gieng nicht eher von da heraus, bis er ausser den venezianischen Staaten war. Der englische Gesandte bey der Republik, Graf **Arundel** begegnete ihm viel strenger. Der Poet hatte **Jakob dem Ersten** den zweiten Theil seiner Briefe zugeeignet; er war gewohnt, seine Zueignungsschriften bezahlt zu sehen; der englische Hof ließ ihn auf die schuldig zu seyn vermeinte Belohnung lange warten. Er hörte nicht auf, darum anzuhalten. Man schrieb ihm endlich, der Graf **Arundel** hätte Befehl, ihm 500 Thaler auszuzahlen. Da sie ihm nun nicht gleich erlegt wurden, so meinte **Aretin**, der Gesandte wollte sich die Sum̃e zueignen; er wagte es, ihn dessen zu beschuldigen, und sich darüber öffentlich zu beklagen. Der Graf, der dies vernahm, konnte seinen Zorn nicht zurückhalten, sondern beorderte einen seiner Leute, ihn dieserwegen zu züchtigen, welches auch befolgt wurde. Der Poet über diesen Zufall äußerst niedergeschlagen, sahe, daß es ihm unmöglich war, einige Genugthuung dieserwegen zu erhalten, versteckte sich hinter dem Mantel der Religion, befahl

fahl die erhaltene Schläge dem Himmel, und sagte öffentlich, daß er seinem Feinde verzeihe. Er war so klug, bekannt zu machen, Graf **Arundel** hätte an diesem Vorfalle keinen Antheil, denn dadurch behielt er die Freyheit, solchen zu besuchen, und bey ihm um gedachte Belohnung anzuhalten, die ihm **Jakob I.** bewilliget hatte; er erhielt sie in der That einige Tage nachher, und dies trug nicht wenig bey, ihn über diesen Unfall zu trösten.

Niemand war trotziger, wenn man ihm nachgab, als er, hingegen war er unterthänig, bescheiden und demüthig, so bald man ihm drohete, die Begebenheit mit dem **Tintoret** giebt davon einen klaren Beweiß. Dieser Mahler hatte sich mit dem **Tinton** veruneiniget. **Aretin**, als Freund des letztern, nahm daran Antheil, und verfertigte gegen diesen Rival einige Epigrammen. **Tintoret** begegnete ihm einmal, sagte ihm, er wollte ihn mahlen, und beredete ihn, mit sich nach Haus zu gehen. Während dem, daß sich **Aretin** in die sich hiezu schickliche Stellung setzete, kam der Mahler mit einer wüthenden Miene, und der Pistole in der Hand auf ihn loß, und sah ihn mit Grimm an. " **Was wollen Sie?** fragte ihn **Aretin** zitternd; " **Sie messen**, antwortete **Tintoret**, und nachdem er geendiget hatte, sagte er ihm in einem trotzigen Tone: **Sie sind nur** 2½.

mahl so lang, wie meine Pistolen „ Dieser Auftritt, der unsern Autor sehr erschröckte, brachte ihn auf ganz andere Gesinnungen. Er wollte nicht mehr einen Mann zum Feinde haben, der auf dergleichen Art spassete; er wandte alles an, um sich mit ihm zu versöhnen, und er brachte es auch zu Stande.

Man weiß, daß **Aretins** Sitten 1) nichts weniger als regelmäßig waren. Er liebte nur gute Tafel, Wein und Weiber, und war bey diesem letztern Punkte gar nicht eckelhaft. Man hat uns hierüber Anekdoten aufbewahrt, die vertilget zu werden verdient hätten; seine Mägde waren gemeiniglich seine Buhlerinen, und er wechselte oft mit ihnen. Man legt ihm noch schändlichere, wunderliche und schimpflichere Dinge zur Last; er hatte einige natürliche Kinder, die frühzeitig starben, eine einzige Tochter blieb am Leben, und die verursachte ihm viel Verdruß; sie nannte sich **Adria**. Er wollte sie verheyrathen. **Diovatelli Rota** hörte, daß er 1000 Golddukaten Heyrathsgut zu geben versprach, und stellte sich ihm als Bräutigam dar, forderte aber die Auszahlung dieser Summe, bevor die Ringe gewechselt würden. **Aretin** hatte bey deren Zusammenbringung bey Acht Monaten nöthig. Während solchen wohnte sein Schwiegersohn bey ihm, welches ihm sehr verdroß, und über ihn zu klagen bewog.

wog. " Er hat doch auf Abschlag solcher, schrieb er an jemanden, eine goldene Kette, die ich von dem spanischen Prinzen empfangen habe, und eine gültige Obligazion auf die erste von mir verfertigende Zueignungsschrift. „

Diese letztere Versicherung war dem Schwiegersohn nicht gültig genug. Der Herzog von Florenz verwilligte einen Theil dieses Heyrathsguts selbst zu zahlen. Die Heyrath wurde vollzogen; allein Adria war nicht glücklich; ihr Mann begegnete ihr immerfort übel. Aretin wand alle ordentliche Mittel an, den ehelichen Frieden wieder herzustellen; konnte aber damit nicht zu Stande kommen, selbst der Herzog von Florenz wendete hiezu sein Ansehen, da ihn der Vater hierum ersuchte, wiewohl vergeblich, an, dann der Schwiegersohn blieb immer unbegnügsam. Aretin wurde bey den Gesellschaften von Siena, Padua und Florenz als Mitglied angenommen; damals war man über die Gemüthsart und Sitten der Mitglieder noch nicht so eckel, als man es heut zu Tage ist. Unter den vielen aus seiner Feder geflossenen Schriften sind sehr wenige, die den ihnen beygelegten Werth verdienen. Seine Briefe sind matt und frostig. Der Gegenstand seiner Raggionamenti verschaffte ihm bey den Freygeistern Beyfall. Seine Komödien sind nichts,

als eine Sammlung übel zusammenhängender Szenen, wo Wohlanständigkeit und gute Sitten immer aus den Augen gesetzt worden sind. Diese Stücke wurden jedoch öffentlich vorgestellt. Besonders der Höfling, der während der Fasten 1537 zu Bologna aufgeführet wurde. Dies war ein gewisser Mako de Sienne der in der Absicht nach Rom kam, um den Kardinalshut zu erlangen. Er wurde überzeugt, daß er, um dies Glück zu machen, sich gänzlich zu einem Hofmann umbilden müsse. Er fand jemand, der sich damit abgeben wollte, dieser ließ ihn ein Bad gebrauchen, er kräuselte ihm die Haare, kleidete ihn prächtig, begoß ihn mit wohlriechenden Wassern, und zierte ihn aufs beste aus, hernach reichte er ihm einen Spiegel dar, der alle Gegenstände vergrösserte. Mako, der sich viel grösser fand, bildete sich ein, daß seine Verdienste sich ebenmässig vergrössert hätten, und daß er sich nur zeigen dörfte, um alle Frauen in sich verliebt zu machen, und daß nun Glück und Würden ihm auf dem Fusse nachfolgen würden. — Der Autor gab seinem Stücke eine solche Wendung, damit auch der Prior der Franziskaner von Ara Cöli, und der Sakristaner von St. Peter auf dem Theater etwas zu thun bekamen. —

Wir sprachen von seinem Sonnets. Diese Gedichte sind entweder abgeschmackte Lo-

bes-

beserhebungen, oder bittere Schmähschriften, oder Ausschweifungen der Einbildungskraft, die mit Witz und Leichtigkeit, aber selten mit Geschmack geschrieben waren. Hatte er sich eine Züchtigung zugezogen, so war er devot; erkünstelte eine gezwungene Andacht, und andere Andachtsbücher, welche er andächtigen Personen zusandte, die ihn dafür gut belohnten. Keines dieser Bücher läßt sich lesen. **Baillet** und **Menage** mögen auch sagen, was sie wollen. Letzterer, da er von **Aretin** sprach, rief aus; Ubi bene nemo melius, ubi male nemo pejus! Seine Kühnheit, oder vielmehr seine Unverschämtheit war es, die ihm einen so großen Namen machte. Da er sehr oft von sich selbst sagte, er wäre ein grosser Geist, so glaubte er es endlich auch ganz zuversichtlich selbst. So wenig man sich darüber wundern darf, so muß man es doch deswegen, daß er dies auch andern glaubend machte. Man zitirte ihn auf der Kanzel; Gelehrte eigneten ihm ihre Schriften zu, andere ließen ihm die ihrige verbessern; man berathschlagte sich mit ihm, man nannte ihn **eine Säule der Kirchen, die Fackel der Prediger, den fünften Evangelisten**, vielleicht aus der Ursache, weil er auch ein Leben **Jesu Christi** schrieb; man schlug ihm zu Ehren Schaumünzen; er selbst ließ deren schlagen; auf allen findet sich sein Portrait, und

diese Inschrift: Divus Petrus Aretinus flagellum Principum. Er hatte sogar die Verwegenheit, sich auf einigen dieser Schaumünzen auf einem Thron sitzend vorstellen zu lassen, wie er von Fürstlichen Gesandten die ihm geschickten Geschenke annahm, mit der Umschrift: **Die von ihren Unterthanen Tribut erhaltende Fürsten bringen Tribut ihrem Knecht.** Man sagt, der Großvezier **Solimans**, der berühmte **Ibrahim**, da er von ungefähr eine dieser Schaumünzen sahe, habe lachender gefragt, **wo denn das Reich dieses neuen Regenten läge.**

Zu seinen Zeiten gieng dies alles an; heutzu Tage gewiß nicht; er verblendete seine Zeitgenossen dergestalt, daß sie ihn den **Göttlichen** benannten. Indessen war dieser Beyname zu Aretins Zeiten leicht zu erhalten; er selbst war damit so freygebig, daß er ihn einem Kartenmahler beylegte.

Seine Werke der Andacht waren ebenfalls der geistlichen Beurtheilung ausgesetzt; man fand darinnen Ketzerey; seine Feinde waren nicht die letzten, die solche darinnen suchten und sodann dem geistlichen Gericht anzeigten, welches sie verdammte.

Ueber seine Religion kann man kein sicheres Urtheil fällen. Dieser Mann, der über verschiedene Gegenstände ohne Unterschied schrieb, der, nachdem er seinen Witz über die

gei-

geilesten Gegenstände übte, gleich darauf die Andacht, ohne sie auszuüben, predigte, hatte dieser einen festen Glauben? Einige seiner Zeitgenossen hielten ihn für einen Atheisten. Wir wollen diese Anklage nicht untersuchen; so viel ist gewiß, daß Aretins Aufführung diese Meinung zu bewähren schien.

Man weiß just nicht eigentlich, wann Aretin starb, allein man muthmaßet, es müßte 1556 geschehen seyn, weil er seit den 15 Oktober des vorhergegangenen Jahres nichts mehr drucken ließe. Ruscelli in seinem Dictionaire von 1557 redet von ihm als von einem kurz vorher gestorbenen Menschen. — Er ward in der Kirche des H. Lukas zu Venedig begraben.

III.

Bartholomäus de Las Casas.

Die Famile von Casaus, jetzt Las Casas, ist aus Frankreich gebürtig. Unter der Regierung Ferdinands II. mit dem Beynamen der Heilige, gieng sie nach Spanien, und that sich in den Kriegen wider die Mau-

ren, und besonders bey der Einnahme von Sevilien hervor, das Ferdinand im Jahr 1247 eroberte. In dieser Stadt wurde Bartholomäus de las Casas 1474 zu Anfange der Regierung Ferdinands des Katholischen und Isabellens geboren. Er folgte in einem Alter von 19 Jahren seinem Vater, dem Don Anton de Las Casas, der mit Christoph Columb 1493 nach Indien segelte. Bey seiner Rückkunft nach Spanien, einige Jahre darauf besuchte er von neuem die hohe Schule von Salamanka, und wurde ein Geistlicher. Als die Königin Isabelle das Edikt zum Besten der Indianer publiziren ließ, die Columb als Sklaven mit nach Spanien brachte, so schenkte Bartholomäus de Las Casas mit Freuden dem Indianer, den ihm sein Vater gegeben hatte, die Freyheit wieder, und schickte ihn, mit Geschenken beladen, in sein Vaterland zurück. Von diesem Augenblicke fängt das zärtliche Mitleiden und die Liebe an, die er seine übrige Lebenszeit durch für diese Völker blicken ließ. Im Jahr 1502 folgte er dem Don Nikolas Dovando, Ritter von Alkantara, und ernannten Vizekönig der Insel Hispaniola, oder St. Domingo. — Diego Velasquez, Statthalter von Kuba, beredete ihn, das Jahr darauf auf dies Eyland zu kommen, und trug ihm ein Amt auf, das

Las

Las Casas bald niederlegte, weil er wahrnahm, daß er nur die Habsucht des Statthalters befördern sollte, und weil er sich fest vorgesetzt hatte, alles zu thun und zu leiden, um ein Volk zu vertheidigen, das nur Sklave und unglücklich war, weil es Reichthümer besaß, und seine grausamen Unterdrücker nach seinem Gelde und Kleinodien geizten. Er stand damal in starken Verbindungen mit den Mönchen des Dominikanerordens, die erst vor kurzem nach **Domingo** gekommen, und, wie er, von den Drangsalen durchdrungen waren, die man diesen armen Insulanern ausstehn ließ. Sie wagten es, öffentlich ihr Misvergnügen darüber zu erkennen zu geben, und dies zog ihnen harte Verfolgungen zu.

Aber alles das war nur ein Sporn mehr für Las Casas, sich, gleich einem Fels, der Wuth der Verfolger entgegen zu stemmen, und unermüdet und unerschrocken für die Sache der Unglücklichen fortzuarbeiten. Er sagte es laut, daß es ohne Vergleich weit leichter sey, einen Indianer zur christlichen Religion zu bekehren, als einen Spanier zu zwingen, christlich zu leben. Endlich konnte er den Anblick so vieler Grausamkeiten nicht länger aushalten, und beschloß, nach Spanien zu gehen, und den Hof davon zu benachrichtigen. Er kam zu Sevilien gegen Ende des Jahrs 1515 an. Der Erzbischof

dieser Stadt, Dom Diego Deza, ein Dominikaner, versah ihn mit Empfehlungsschreiben, und **Las Casas** reisete nach **Plazenzia** ab, wo sich der Hof aufhielt. Der Pater **Mantieko**, von demselben Orden, und Beichtvater des Königs, erhielt vom Prinzen, daß ihn **Las Casas**, so lange als er wolle, zu **Sevilien** sprechen sollte. Aber dieser Fürst starb, ehe noch unser Apostel in dieser letzten Stadt eingetroffen war. Nun faßte er den Entschluß, nach **Flandern** zu reisen, und den Prinzen **Karl**, als **Ferdinands** Nachfolger, von dem zu unterrichten, was in Indien vorgieng. Der Kardinal **Ximenes**, der zum Regenten des Königreichs ernannt worden war, billigte seine Reise nicht, aber nach verschiedenen Audienzen wirkte endlich **Las Casas** eine Verordnung zum Beßten der Indianer aus, die er, mit dem ehrenvollen Titel eines Generalbeschützers von **Indien**, bekleidet, selbst nach den Inseln überbrachte. Doch diese Verordnung hatte das Schicksal, das so oft die Verordnungen der Großen haben; sie wurde nicht befolgt, und nun verließ der unermüdete Menschenfreund im May 1517 **Domingo** von neuem, um seine Klagen und das Elend der Unterdrückten vor **Karls des Fünften** Thron zu bringen.

Das Urtheil des Königs fiel zum Vortheil der Indianer und ihres Beschützers aus,

der mit neuen und strengen Befehlen wider die Tyranney der Spanier versehn zurückkehrte. Aber diese Befehle fanden eben so wenig Gehorsam, als die ersten. **Las Casas** ließ sich in den Orden der **Dominikaner** aufnehmen. Er wurde in seinem 48 Jahre eingekleidet, und nun noch eifriger für die Bekehrung der Indianer als jemals. Die Nacht brachte er im Gebet zu, und am Tage suchte er sie in den Wäldern und Felsenklüften auf, um sie zu unterrichten, und zu trösten. Als sich im Jahr 1530 das Gerücht verbreitete, daß die Spanier Königreiche entdeckt hätten, und neue Eroberungen machen wollten, so segelte **Las Casas** zum drittenmal nach Spanien, um von Kaiser **Karl V.** noch ernstlichere und unumschränktere Befehle, als die vorhergehende, zu erbitten. Er legte diesem Fürsten und seinen Räthen einen Aufsatz vor, der die **Verheerung Indiens durch die Spanier** betitelt war, und der so viele schreckliche und unerhörte Unmenschlichkeiten enthält, daß es niemand ohne Schaudern zu lesen im Stande ist. Dieser Aufsatz that seine Wirkung. **Karl V.** gab ein Edikt und besondere Gesetze zum Beßten der Indianer. Ihr Beschützer schiffte unverzüglich damit nach **Domingo** zurück, um sich dann weiter nach Mexiko zu begeben.

Ehe er diese letzte Reise antrat, besuchte er in den Gebürgen von Bayruko einen jungen und tapfern Kaziken, Namens Heinrich, der die Spanier verschiedenemal geschlagen, und sich so wacker betragen hatte, daß Kaiser Karl V. selbst sich verbunden glaubte, einen sehr höflichen Brief an ihn zu schreiben, dessen Folge ein Vertrag war, wodurch Heinrich berechtigt wurde, mit seinen Leuten eine Freystätte zu wählen, welche er wollte, wo er als Prinz herrschen, und ihm niemand etwas zu Leide thun sollte, doch mit dem Beding, daß er sich zum Vasallen des Königs von Spanien bekennte.

Las Casas hatte das Vergnügen, diesen Vertrag in seine Erfüllung gehn zu sehn, und durchstrich nun, mit den Befehlen des Kaisers in der Hand, die Länder von Mexiko, Peru und den übrigen Amerikanischen Provinzen, indem er allenthalben sein Amt als Beschützer und Missionär verwaltete, ohne sich bey allen diesen Reisen und Beschwerlichkeiten ohne Zahl die Unterlassung einer einzigen Regel seines Ordens zu erlauben Sein mitleidiges gutes Herz wurde auf diesen Wanderungen von so vielem neuen Jammer und und neuen Barbareyen verwundet, daß er in seinem 70 Jahre zum viertenmal nach Spanien reisete, um die Gerechtigkeit des Kaisers von neuem anzuflehn. Er erhielt auch schär-

fere

sere Verordnungen, und das Bischofthum von Chiapa, der Hauptstadt der Amerikanischen Provinz gleiches Namens in neu Spanien. Anfangs schlug er diese Würde aus, wie er schon zuvor das reiche Bischofthum ausgeschlagen hatte, bloß die Vorstellung, daß er so mit mehrerm Nachdruck das Wohl der Indianer würde befördern können, konnte ihn bereden, es anzunehmen. Er wurde zu Sevilien 1544 eingeweiht, und reisete unter Begleitung einer großen Anzahl Mönche seines Ordens nach seinem Bischofthum ab. Kaum war er in Chiapa angekommen, als er sich von dem spanischen Befehlshaber so behandelt sehen mußte, als es den Aposteln vor Zeiten unter Juden und Heyden ergangen war. Drohungen und Beleidigungen stürmten von allen Seiten auf ihn ein, und er blieb unerschüttert. Endlich aber, als er sah, daß all sein Bemühn fruchtlos war, kehrten nach Spanien zurück, wo er nicht aufhörte, für die unglücklichen Indianer zu bitten, zu reden, zu arbeiten, zu schreiben bis er zu Madrid 1566 den letzten Julius im 92sten Jahre sein rühmliches Leben beschloß, und ein seltenes und beynah unglückliches Beyspiel der lautersten und thätigsten Menschenliebe hinterließ, wie sie vielleicht lange noch ohne gleichen bleiben wird. Seine Einführung der Neger-

skla-

sklaven kann ihn nicht so sehr, oder doch nur als ein Beyspiel zur Last gelegt werden, wie oft uns Enthusiasmus für eine gute Sache blind gegen Abwege machen kann, die wir mit jenem vermeiden wollen.

IV.

Mannsfeld.

Ernst Graf von Mannsfeld wurde 1585 geboren, er war ein natürlicher Sohn des Fürsten und Grafen Peter Ernsts, spanischen Kapitain Generals und Gouverneurs von Luxenburg, welchen er mit einer Niederländischen Dame von Mailly erzeugte, und der Kaiser Rudolph II. nachher legitimiret hat.

Den Anfang seines Dienstes machte er unter seinem Bruder Karl, welcher 1595 die Kaiserliche Armee in Ungarn als Oberster Befehlshaber mit vielem Ruhme gegen die Türken kommandirte. Da der Feldzug mit der glücklichen Schlacht bey Gran geendiget war, trat er in spanische Dienste; dankte aber bald darauf wegen einer Verkürzung

des

des Soldes wieder ab, und war von der Zeit an ein geschworner Feind von Spanien.

Im Jahr 1609 nahm er Kaiserliche Dienste, und wurde Oberster bey dem Heere des Erzherzogs **Leopold**, der in der Jülichischen Erbsache Vollmacht vom Kaiser hatte. Er nahm hierauf mit 3000 Mann **Schleidam** ein; der Graf **Solms** aber kam ihm unvermuthet auf den Hals, und nahm ihn mit 50 Edelleuten in einem Thurm, darinnen er sich tapfer wehrte, gefangen. Nach dieser Fatalität diente er dem Kaiser nicht mehr, sondern trat in Verbindung mit den Unirten, und begab sich nach **Mayland**, wo der Herzog von **Savoyen** Krieg wider die Spanier führte. Er wurde von diesem Prinzen nicht nur mit vieler Freundschaft aufgenommen, sondern auch von demselben zum Markis von **Kastelnovo** ernannt. Nachdem er daselbst verschiedene Jahre hindurch mit vielem Ruhme gedienet; so begab er sich 1617 nach Deutschland, wo ihm der damals ausgebrochene Krieg ein weites Feld eröffnete, seine Kriegstalente zu zeigen.

Nun erschien er in den ersten Szenen des deutschen Krieges als Anführer eigener Truppen, die er in **Savoyen** und **Venedig** nebst dem Marggrafen **Joachim Ernst** für die unirten Fürsten angeworben hatte. Dies

Korps,

Korps, welches ohngefähr 6000 Mann stark war, bestand aus allerley Nazionen, aus Spaniern, Franzosē, Flamländern, Deutschen und Pohlen, die des Kriegs gewohnt waren, und selbigen für ihr Element hielten, dabey aber bey einer unordentlichen Verpflegung die größten Ausschweifungen begiengen. Die Unirten schickten ihn mit diesen Truppen nach Böhmen, und er ward 1618 den 20 August zum General über die Artillerie, und zum Obersten über ein Regiment zu Fuß von 4000 Mann ernennet. Nachdem er so viele Reuterey zusammen gebracht hatte; als ihm nöthig war, so unternahm er die Belagerung von Pilsen, eine Stadt, welche sich eine Ehre daraus machte, dem Ziska widerstanden zu haben, und von dem Bunde abgetreten zu seyn. Die Bürger waren jetzt eben so geneigt, den Ort zu vertheidigen, und steckten schon bey Annäherung des Feindes, die Vorstädte in Brand.

Dieser kühne Entschluß schien den Ständen eine gewisse Vorbedeutung einer außerordentlichen Gegenwehr zu seyn; sie gaben daher dem Mannsfeld Befehl, die Belagerung abzuhen. Er war auch schon im Begriff, es zu thun, ward aber durch die Einwohner des Kreises, welche von der Stadt gewaltig bedrohet wurden, durch inständiges Bitten bewogen, die Belagerung vorzunehmen.

men. Der Ort war zwar nach alter Art befestiget, es machte ihn aber ein Graben hinter dem Walle zur Vertheidigung sehr geschickt. Der Graf von Mannsfeld, nachdem er noch einige Verstärkung erhalten, verschanzte sich in seinem Lager, und zog eine Linie mit zusammenhängenden Redouten gegen die Stadt. Man legte Breschen, und den 21 November wurde der Ort, weil er die von den Belagernden vorgeschriebenen Kapitulazionspunkte nicht eingehen wollte, gestürmt, und nach einer tapfern Gegenwehr erobert. Mannsfeld wurde hierauf von dem Kaiser Matthias in die Acht erkläret, von den böhmischen Ständen aber zur Belohnung seines Wohlverhaltens zu einem Mitstand aufgenommen. Er erhielt ferner das Kloster Kadischan, zwei Städtchen nebst einigen Dörfern, nachdem er kurz vorhero die protestantische Religion angenommen hatte.

Nach der Eroberung von Pilsen wurde Mannsfeld mit einem Theil seiner Truppen von denen Budweiß berennenden Böhmen zur Hilfe gerufen. Er zog den 8 May 1619 mit 8 Fahnen zu Fuß und 500 Reutern dahin. Der kaiserliche General, Graf von Buquoi aber kam ihm mit 5000 Mann entgegen, da es denn zu einer hitzigen Affaire kam, wobey Mannsfeld weichen, und sich mit einiger Reuterey und der Kriegskasse zurückziehen

mußte. Er gieng nach Thein, von da über Pisek nach Pilsen, und brachte innerhalb 5 Wochen 2 Regimenter zu Fuß, und eine gute Anzahl Reuter zusammen Hierauf eroberte er Pisek und die Wallerianische Schanze am goldenen Steig, welche die Kaiserlichen aufgeworfen hatten, um die Kommunikazion mit Italien zu erhalten. Er gieng weiter über **Fürth** nach Bayern, zog sich aber bald nachher, auf Annäherung der feindlichen Uibermacht, zurück, da es denn zu **Langen-Loys** 1620 abermals zu einer blutigen Akzion kam, worinnen die Mannsfeldischen Truppen dem stärkern Feinde weichen mußten.

Nach der unglücklichen Schlacht, die der neuerwählte König Friederich von der Pfalz 1620 auf dem weißen Berge bey **Prag** verlohr, wurde Mannsfeld, welcher dem Treffen nicht beygewohnt hatte, zum Feldmarschall ernennt. Er vertheidigte hierauf noch verschiedene Oerter mit vieler Tapferkeit, und hielte es mit diesem Prinzen, ob ihn gleich alle andere verlassen hatten. In diesem Jahr war alles zur Entscheidung fertig. Die Bayern rückten von einer, und die Kaiserlichen von der andern Seite heran. Mannsfeld suchte die eindringenden Feinde in etwas zurückzuhalten; allein sie hielten sich bey ihm nicht auf, sondern giengen gerade

vor

vor Prag, wohin sich der Fürst von Anhalt mit seinem Korps gezogen hatte. Da sich nun nach der Schlacht bey Prag alles wieder in Böhmen dem Kaiser unterwarf, erhielt Mannsfeld die gesammleten traurigen Uiberreste der Flüchtigen, verschanzte Pilsen und Tabor, und versah diese Oerter mit allem, was bey einer Belagerung erforderlich ist. Es stießen 2000 Ungarn zu ihm, und mit diesen setzte er seine Streifereyen bis Budweiß fort, überfiel das Kloster Guldenkron, nahm Thein weg, und setzte den Krieg bis ins folgende Jahr fort. Sein Oberster Frenke vertheidigte Tabor mit vielem Muthe, und verschiedene Städte in der Nachbarschaft wurden gebrandschatzet; weil sie vom König Friederich abgefallen waren. Man bot ihm von kaiserlicher Seite beträchtliche Summen an, wenn er die unirte Parthey verlassen, und Pilsen übergeben würde. Da er aber beständig auf der unirten Seite blieb: so setzte der Kaiser eine große Summa auf seinen Kopf, nämlich 100,000 Gulden, wer ihn lebendig, und 10,000, wer ihn todt liefern würde.

Er wurde inzwischen in diesem Jahr von den Unirten zum Feldmarschall bestellt. Auf der Reise nach Heilbron, zur Uebernehmung dieser Charge, nahm er verschiedene Städte weg. Seine in Pilsen gebliebene

Leute streiften weit und breit herum, und waren bey dem Kloster Glattau gegen eine kaiserliche Parthey leichter Truppen sehr glücklich. Da Mannsfeld mit einem Theil seiner Truppen in der Oberpfalz und in Werbungen beschäfftiget war: so rückten die Bayern 500 Mann stark heran, und nahmen verschiedene Oerter in Böhmen weg, welchen auch Pilsen folgen mußte. Thabor mußte sich endlich auch nach einer 2 monatlichen tapfern Vertheidigung ergeben. Elenbogen gieng auch an demselben Tag über, als Mannsfeld mit 8000 Mann zum Entsatz anrückte; er sahe sich also genöthiget, da der Ort schon über war, nach der Oberpfalz zurückzugehen. Nachdem sich die Union der Deutschen Fürsten getrennet: so setzte Mannsfeld den Krieg allein fort. Zu dem Ende ließ er sehr stark werben, und brachte, nachdem der Herzog von Sachsen-Weymar zu ihm stieß, eine Armee von 13000 Mann zu Fuß, und 3000 zu Pferde zusammen. Mit diesen lieferte er dem Herzog Maximilian von Bayern, welcher die Tyllischen, Würzburgischen und andere Hilfstruppen an sich gezogen hatte, bey Weydhausen ein Treffen, und kam dadurch seinem Feind zuvor, welcher ihn überfallen wollte. Er konnte sich zwar dabey keines grossen Vortheils rühmen; allein er erreichte dennoch sehr viel, indem er den gegenseitigen Plan

ver-

vereitelte, und seinen gänzlichen Untergang abwendete.

Inzwischen, da die Mannsfeldische Armee durch Krankheiten und häufige Scharmützel um die Hälfte geschmolzen war, rückte der Herzog von Bayern mit einer Armee an, suchte Mannsfelden die Zufuhr von Amberg abzuschneiden, und nahm Cham ein. Allenthalben eingeschlossen, und in der Gefahr, seine Kommunikazion, Proviant und Munition zu verlieren, blieb dem Grafen nichts weiter übrig, als sich durch einen klugen Streich aus der üblen Stellung zu ziehen, darinnen er sich befand. Er eröffnete einen Traktat, und stellte sich, als ob er gegen Empfang einer ansehnlichen Summe in des Kaisers Diensten mit samt seinen Truppen gehen wollte Er übergab zu dem Ende, zur besseren Ueberredung, seine Schanze bey Weydhausen für eine große Summe Geldes an die Bayern, marschirte ruhig durch die Oberpfalz, verzögerte die Vollziehung des Traktats aber von Tage zu Tage, und erklärte, als er sich ausser der Falle befand, denen Bayerischen Kommissarien, um den Vergleich zu Stande zu bringen, daß er sie als Feinde ansähe. Hierauf entsetzte er mit seiner Armee, welche wieder 10000 Mann stark war, und 20 Kanonen bey sich führte, Frankenthal, welches von den Spaniern be-

belagert wurde. Letztere mußten die Belagerung nach einem Verlust von 3000 Mann aufheben. Der Rath zu **Frankenthal** machte ihm für den Entsatz mit 12000 Gulden ein Geschenk. Um diese Zeit suchten die Spanier den Grafen in ihre Dienste zu ziehen, und er stand im Begriff, mit ihnen zu schliessen, da der König **Friederich** aus **Holland**, dahin er sich nach der Schlacht bey **Prag** geflüchtet hatte, zu ihm kam, und dies Vorhaben hintertrieb. Die Versprechungen der Spanier, die sie ihm machten, waren sehr ansehnlich.

Den 14 April 1622 gieng **Mannsfeld** hierauf, mit den Pfälzischen Truppen verstärkt, bey **Germershausen** über den Rhein den Bayern entgegen, und schlug sie bey **Müngelsheim** durch ein eben so kluges als kühnes Manövriren. Die Bayern verloren 2000 Mann; **Mannsfeld** hingegen nur 100 Mann. Hierauf eroberte derselbe **Ladenburg** mit Sturm.

Als der Erzherzog **Leopold** mit einer Armee vor **Hagenau** gieng, rückte ihm **Mannsfeld** entgegen, und ließ durch seinen Obersten, **Michel von Oberntrant**, 1000 Kürassiers, so die Zugänge decken sollten, angreifen, und trieb sie in ihr Lager zurück. Dieses setzte selbiges in Verwirrung. Die erzherzoglichen Truppen zogen in Unordnung

da=

davon, und verlohren beym Nachsetzen über 2000 Mann. Mannsfeld rückte nun ins Darmstädtische, und von da, da die Spanier zur Hilfe anrückten in die Pfalz. Der Herzog Christian von Braunschweig stieß mit dem Reste seiner Truppen, nachdem er bey Höchst geschlagen worden, zu demselben. Sie fielen hierauf vereinigt in Elsaß ein, nahmen Roßheim ein, und belagerten Zabern. Friedrich von der Pfalz, welcher jetzo keinen Rath wußte, und von England keine Hilfe hoffen konnte, hielte für das dienstlichste, die Waffen niederzulegen. Zu dem Ende befahl er, die Belagerung von Zabern aufzuheben, und entließ den Mannsfeld nebst andern ihrer Dienste.

Dieser wurde dabey zum zweitenmal in die Acht erklärt. Sowohl der Graf als der Herzog von Braunschweig bothen hierauf ihre Dienste beym Kaiser an; allein sie wurden nicht angenommen, weil er ihnen nicht trauete. Alles, was Mannsfeld bishero an Ortschaften inne gehabt, wurde von den Kaiserlichen erobert und besetzt. Sowohl der Prinz Moriz von Nassau, als der Herzog von Bouillon, erkannten die Verdienste und Tapferkeit des Herzogs von Braunschweig und des Grafen Mannsfeld, und beyde bewarben sich um ihnen. Ersterer, um Bergen op Zoom durch ihren

Benstand zu entsetzen, und letzterer um sie zum Beßten der Hugenotten in Frankreich zu gebrauchen. In benderlen Absichten marschirte das Mannsfeld-Braunschweigische Heer nach aufgehobener Belagerung von Zabern nach Lothringen. Es war 12000 Mann zu Fuß, und 7000 zu Pferde stark. Der erwählte König Friederich von Böhmen gieng mit ihnen. Christian von Braunschweig hatte 6000 Mann, 72 Kornettreuter, 14 Kanonen, und 2000 Wagen ben sich. Die Infantgouvernantin der Niederländer ließ dem Grafen 200,000 Kronen und andere sehr vortheilhafte Begingungen, nämlich, ihn in den Reichsfürstenstand zu erheben, und mit Hagenau belehnen zu lassen, anbieten, wenn er ihr gegen die Holländer Hilfe leisten würde.

Allein er schlug diese Vortheile aus, und sein Plan gieng dahin, den Holländern und dem Grafen Moritz seine Dienste zu widmen, vorhero aber den Hugenotten benzustehen. Er ließ zu dem Ende Mouzon in Champagne berennen; allein weil das Verbündniß der Hugenotten nur auf Ränke und Eigennutz gegründet war: so konnte Mannsfeld nicht viel ausrichten, indessen war er den Franzosen eine Geißel, schrecklich und fürchterlich. Da aber die Spanier unter Cordua anrückten, und sich mit den Franzosen zu vereinigen

einigen Miene machten: so marschirte das mannsfeldische Heer 20000 Mañ stark in forzirten Märschen nach den Niederlanden, und legten in 11 Tagen 69 Meilen zurück. Sie trafen den Feind über der Abtey Villres an, und es kam den 20 August bey Fleury zum Gefechte, worinen die Spanier zum weichen gebracht wurden. Die Mannsfelder kamen, weil sie in 14 Tagen kein Brod hatten, sehr geschwächt zum Grafen Moritz, und vereinigten sich mit der holländischen Armee, worauf die Spanier die Belagerung von Bergen op Zoom aufheben mußten.

Während daß dieses vorgieng, gab der unglückliche König Friedrich, welcher seinen Fehler einsah, daß er seine Truppen abgedankt hatte, dem Grafen Mannsfeld aufs neue Befehl, wieder Truppen für ihn anzuwerben, welcher auch 1000 Mann zu Fuß, und 2000 zu Pferde zusammenbrachte, und sich damit aus den Niederlanden nach Ostfrießland begab, nachdem er Westphalen ausgeplündert hatte.

Tylli kam ihm nach, und wollte ihn angreifen; allein Mannsfeld war bey Südhausen zu gut befestiget, als daß er es wagen konnte.

Im Jahr 1624 dankte Mannsfeld seine Truppen ab, nachdem ein Vergleich zu Stande gebracht war, und gieng nach Frank-

reich, um dem Könige seine Projekte mitzutheilen. Hier fand er Vertröstung und baar Geld vor sich, und gieng damit nach England, wo er gleichfalls wohl aufgenommen, und vom Prinz Wallis, nachherigen König Karl I. mit einer Herrschaft von 30000 Gulden Einkommen auf Lebenslang beschenkt wurde. Der König ernannte ihn auch zum General der Armee, welche zur Hilfe Friederichs zusammengebracht werden sollte. Sobald derselbe diesen Brief hatte, machte er die gehörigen Anstalten, und kam durch Frankreich zum Graf Moritz nach Rosenthal ins Lager; um das Projekt des zu erneuernden Krieges mit ihm zu verabreden, und gieng von da zu Wasser nach England zurück, um die ihm versprochenen Englischen Truppen in Empfang zu nehmen, mit welchen er 1625 nach Holland überschiffte, und den Anfang seiner Unternehmung mit dem Entsatz von Breda machte, welches damals von den Spaniern belagert wurde, und wo der Herzog von Braunschweig mit denen in Frankreich geworbenen zu ihm stieß. Da sie aber hier nicht viel ausrichten konnten: so giengen sie nach Deutschland, wo der König von Dänemark an der Spitze des niedersächsischen Bündnisses sich zum Krieg anschickte, und lagerten sich mit ihren Truppen bey Wesel und Reeß. Das Stift Cöln fühlte sie zuerst. Hierauf

rück-

rückte Mannsfeld, nachdem sich der König von Dänemark mit ihm und den Herzog Christian vereiniget hatte, in das Stift Lübek und Lauenberg ein, während daß sich Wallenstein des Halberstädtischen und Magdeburgischen bemächtigte, und Tylli an der Weser agirte. Mannsfeld richtete bey so bewandten Umständen wieder seine Gedanken auf Schlesien. Vermuthlich hatte er eine grosse Unternehmung im Sinne. Er gieng zu dem Ende nach Dömitz ins Mecklenburgische, ließ bey Garlesen eine Brücke schlagen, und wandte sich nach Lenzen und in die Mark Brandenburg und von dar ins Anhaltische, wo er Zerbst durch Uiberrumpelung einnahm. Am 1ten April that er, um die Gemeinschaft mit dem übrigen Theil von Deutschland zu erhalten, einen Angriff auf die vom Wallenstein durch den Obersten Altringer besetzte Schanze an der Elbe bey Dessau; allein er konnte diesen wichtigen Paß wegen seiner Festigkeit nicht einnehmen; er wurde vielmehr von dem zum Sukkurs herbeygeeilten Wallenstein angegriffen, geschlagen, und mußte sich mit den Trümmern seiner Armee in die Mark zurückziehen. Er verlohr dabey 2000 Mann, sein Lagergeschütz, und seine ganze Bagage. Zerbst gieng sogleich an die Kaiserlichen über. In der Mark suchte Mannsfeld seine Armee wieder zu

er-

ergänzen; und nachdem 4000 Mann Dänen und Schotten, auch der Herzog Johann Ernst von Weimar mit 5000 Mann zu ihm gestossen waren: so richtete er seinen Marsch nach Schlesien, uud ließ den dänischen General Fuchs bey Angermünde, sowohl um den Feind zu beobachten, als auch die Kommunikazion zu erhalten, stehen. Sein Plan gieng dahin, sich einen Weg zu dem Fürsten Gabor von Siebenbürgen zu eröffnen; allein Wallenstein kam ihm zu geschwind über Jüterbock mit 30000 Mann über den Hals. Der Marsch des Mannsfelds gieng längst der Oder über Frankfurt, Crossen, Glogau, Breslau, Ratibor nach Jablunka. Auf diese Art hat zwar Mannsfeld seinen grossen Plan nicht ausführen können, indessen doch so viel bewirkt, daß er die Kaiserliche Macht dem Könige von Dännemark von dem Halse gezogen, und folglich sehr viel gethan hat.

Der Marsch gieng indessen, weil er von den Truppen des Wallensteins gedrängt wurde, mit vieler Beschwerde. Er mußte stets in einer Wagenburg liegen, und verlohr auf jedem Marsche viele Leute. Zum Glücke für ihn, war das Land offen. Die Weimarischen schlugen zwar einmal die Kaiserlichen im Lobschützischen; allein zum Ganzen konnten diese kleinen Vortheile nichts beytragen;

gen; weilen die Kaiserlichen in ihrer Uibermacht überall den Meister spielten, und sich noch überdem Gabor mit dem kaiserlichen Hofe wieder aussöhnte. Da Mannsfeld aber über Jablunka und die Waag gekommen war, schlugen die Kaiserlichen mit den Mannsfeldern bey Preßburg. Zum Unglück waren weder Gabor noch die Türken recht eifrig in der Sache. Mannsfeld vermerkte die nahen Vergleiche des Siebenbürgers und der Türken, übergab seine Truppen, da man in Preßburg schon vom Stillstande traktirte; dem Gabor und dem Herzog Johann Ernst von Weimar, und gieng von der Armee, in Willens über Konstantinopel nach Venedig, und von da nach England zu reisen, und neue Quellen aufzusuchen, starb aber auf seiner Reise zu Urakariz zwischen Zara und Spalatro den 29 Nov. 1626 in Bosnien, an einem heftigen Schmerz in dem Ingeweide, nicht ohne Verdacht empfangenen Gifts.

Als er merkte, daß er bald sterben müßte, ließ er sich eine Rüstung anlegen, redete mit seinen Kameraden in der Kriegstracht von dem Glücke seiner Armee, von der Art, wie sie sich retten, jedem Genüge thun, und ihre Pflicht erfüllen sollten. — Mannsfeld war von Ansehn blond, sehr runzlicht, vom schönen Wuchs, hielt sich aber etwas krumm.

Er

Er trug einen grauen Hut ohne Schnüre, und sagte: er wollte dergleichen nicht eher darauf setzen, als bis er sein Glück gemacht hätte. Er besaß Muth und Tapferkeit. Seine Eroberungen giengen durch ganz Deutschland; er erschreckte Champagnien und selbst Paris so, daß ein großer Theil der Einwohner sich nach Orleans mit den kostbarsten Sachen begab. Die Pariser nennten ihn den Eisenfresser. Der Hauptmann le Luite sagt in seinen Kommentarien über den Rückzug seines Korps von 10000 Mann, man könne ihn nur allein mit dem Xenophon vergleichen. " Was soll man, heißt es, wider einen Mann, wie dieser war, thun? Er vermeidet die Armeen, die man ihm entgegen setzt, flieht aus einer Provinz in die andere, erweckt seinen Gegnern täglich neue Feinde, und verschafft Armeen, ist, wenn er geschlagen wird, eben so schrecklich, wie nach einem erhaltenen Sieg, und breitet alle zertrümmernde Kräfte des Krieges ohne Ermüden aus. Gott muß einen solchen Mann vernichten, wie den Mannsfeld, oder man muß ihn nach Belieben hinziehen lassen, wie den Xenophon „ Er war, sagte Amelot, so fein, so verschlagen, daß ihn einige den deutschen Ulysses genannt haben. Er wurde auch der neue Attila genannt,

nannt, weil er nach damaliger Art zu kriegen, alles verheerte, wo er hinkam. Er war stets ein abgesagter Feind des Kaisers, der Spanier, der Geistlichen und Liguisten gewesen, und starb auch so.

In seinem Testament ist zu sehen, wie ihn der Tod übereilet hat, große Projekte vorzunehmen, welche er mit Gabor und den in gleicher Verbindlichkeit stehenden Fürsten und Generalen angezettelt hat. Er überließ seine Armee der Verfügung derer, die ihn besoldet hatten, nämlich an Frankreich und England. Er befahl, man sollte das Kriegsvolk so lange beysammen halten, bis von daher Befehl kommen würde. Man kann seine Glücksumstände nach dem beurtheilen, daß er sich in seinem Testamente Grafen und Fürsten zu Mannsfeld, Markgrafen von Castelnuovo und Butegliere, Freyherrn von Heldrungen, und General des allerchristlichsten Königs in Großbretagne nennte;

V.

Mylord Marechal.

George Keith, Erbmarschall von Schottland, bekannter unter dem Namen Mylord Marechal, war, wie sein Titel anzeigt, den seine Familie schon über fünfhundert Jahre führte, von sehr vornehmer Geburt. Aber er suchte seinen glänzenden Ursprung nicht geltend zu machen. " Diese Welt, sagte er, " empfindet nicht, wie lästig dieses Geschenk " ist, wenn man es nicht geradewohl em" pfängt, und ihm keinen Werth zu geben " weiß. „ Er erzählte über dieses Kapitel gern eine Anekdote von einem alten Landedelmann, welcher bey Gelegenheit der Pest einmal sagte: " Es ist doch eine abscheuliche Krankheit, es ist nicht einmal ein Edelmann vor ihr sicher. „

Die Königin Anna, die ihn liebte, und schätzte, machte ihn zum Hauptmann bey ihrer Leibwache. Unter dem berühmten Marlborough zog er mit zu Felde, und that sich sehr hervor; er wurde bemerkt; nur er selbst schien zu vergessen, was er Grosses und Gutes gethan hatte, und es würde nichts davon

auf

auf die Nachwelt gekommen seyn, wenn er nicht Zeugen gehabt hätte.

Sein Alter ist nicht gewiß anzugeben; die Meinungen seiner Freunde sind darüber verschieden. Die wahrscheinlichste ist aber, daß er 93 Jahr alt geworden; denn im siebenzehnten Jahre war er schon erster Brigadier bey der Armee, die 1712 der Herzog **Ormond** in **Flandern** kommandirte.

Wider das verhaßte und abgeschmackte Betragen, welches den König **Jakob** II. vom Throne gestürzt hatte, war er ganz empört; er interessirte sich dennoch für das unglückliche Haus derer **Stuart**. Nach dem Tode der Königin **Anna** wollte er, an der Spitze der Garde, den Bruder dieser Prinzessin, der nachher unter dem traurigen Namen des **Prätendenten** bekannt worden, in den Strassen von London zum König ausrufen. Die **Jakobiten** lobten sein Vorhaben, nahmen aber aus Furcht keinen Theil daran. 1715 glaubte er, daß es ihm besser glücken würde, und ergriff daher in Schottland die Waffen zum Beßten dieses Prinzen. Er suchte zugleich **Frankreich** und **Spanien** um Beystand an; ersteres mußte ihn denselben abschlagen, weil es nach einem vierzehnjährigen Kriege der Ruhe bedurfte; aber letzteres zeigte sich günstiger; es sandte ihm viel Schiffe, und 6000 Mann Truppen, nebst Waffen

für 30,000 Mann. Zum Unglück entstand aber eine Uneinigkeit unter den Heerführern, und der unglückliche Prätendent mußte sich wieder zu Schiffe begeben. Mylord Mareschal weigerte sich, ihm zu folgen. " Ew. Majestät, sagte er, müssen sich für ihre Freunde zu erhalten suchen; ich aber will das Unglück mit denen theilen, die in Schottland zurückbleiben; ich will sie wieder zusammensammlen, und anders nicht, als mit ihnen reisen. „

Durch ein feyerliches Urtheil des englischen Parlaments ward er verurtheilt, das Leben zu verlieren. Er verlor also alle seine Würde und Aemter, wie auch sein Vermögen, welches alles ihn nicht reuete, da er es nicht für seinen König hatte nützen können. Er behielt von allen seinen Besitzthümern nichts als den Titel: Mareschall von Schottland. " Diesen Titel, schrieb er an einen seiner Freunde, will ich dem König Georg zum Trotz behalten, er kann mir ihn nicht nehmen, denn ich führe ihn, dieß darf er mir nicht übel nehmen, mit gegründeterem Rechte, als er die Krone von Großbritannien besitzt. Dieser Titel war der Titel meiner Väter, und wenn ich ihn nicht verhindern kann, daß er sich König Georg unterschreibt, so will ich mich wenigstens mit seiner Erlaubniß immer Mareschall von

Schott-

Schottland unterzeichnen. „ Er hat sich auch immer so unterschrieben, besonders nach seiner Achtserklärung.

Fünf bis 6 Monate irrte er, immer verfolgt, und immer ruhig, in den Gebirgen und in den kleinen Inseln des nördlichen Schottlands herum. Es war eine große Summe auf seinen Kopf gesetzt, nichtsdestoweniger waren ihm die Bauern, in deren Hütten er sich aufhielt, noch wie vor treu. Mitten in den Gefahren, die sein Leben bedrohten, scherzte der ruhige Philosoph über die Gefahr, und über die Schwierigkeit, ihr zu entgehen.

Mylord Mareschal hatte nicht bloß für den unglücklichen Sohn Jakobs II. die Waffen ergriffen, um nämlich Schottland seinen König wieder zu geben, sondern auch um die Vortheile seines Vaterlands zu vertheidigen, das von England unterdrückt wurde. Als er den Prätendenten zu Edimburg zum König ausrief, ließ er ihn schwören, Schottland seine alten Privilegien wieder zu erstatten, die ihm die Königin Anna entwendet hatte.

Da er sah, daß er nichts mehr nützen konnte, verließ er Schottland, und gieng mit andern schottischen Offizieren, die Unglück und Gefahren mit ihm getheilt hatten, in spanische Dienste. Man wollte ihn zum Generallieutenant machen, aber er schlug es aus, und wollte bloß Feldmarschall seyn.

„ Der König, sagte er, warte, bis ich mich einer solchen Würde würdig gemacht habe.„ Auch machte er seinen Bruder, der mit ihm in Schottland gekriegt hatte, nur zum Obristlieutenant, und gab die Generallieutenantsstellen, die er zu vergeben hatte, andern, welche länger mit Ruhm gedient hatten. Den ehrgeizigen Alberoni, der aus einem armen Dorfpriester Minister geworden war, erbaute das sehr.

Da er keinen beträchtlichen Gehalt hatte, ließ man ihm auch mehr Freiheit. Er gieng für einige Zeit nach Avignon. Hier fand er mehr Originale als in England. Was ihm aber den Ort auch angenehmer machte, war, daß auch der Herzog von Ormond sich daselbst aufhielt. Alsdenn hielt er sich eine Zeitlang beym Prätendenten in Rom auf. Er reisete gern, theils aus Liebe zur Freiheit, theils aber auch geheimer Unterhandlungen wegen. Dreyßig Jahr vor seinem Tode verbrannte er alle seine Papiere, damit nichts davon auf die Nachwelt käme. Des schönen Clima wegen liebte er Spanien sehr, selbst auch wegen der Nazion, weil er in ihrem Karakter viel ähnliches mit der seinigen fand, und sie den Prätendenten unterstützt hatte.

Da er kein Katholik war, so wollte ihm Philipp V. bey dem Kriege 1733 mit dem Kaiser, keine Stelle geben; er forderte deshalb

halb seinen Abschied, und dadurch erhielt er eine Stelle. Nach Endigung dieses sehr kurzen Kriegs hielt er sich zu Valenze auf.

Als Frankreich 1744 wider England in Krieg ausbrach, hätte er gern den Prinz Eduard den Sohn des Prätendenten, in Schottland wieder eingesetzt; aber Frankreich hatte keine Lust darzu. Der junge Prinz reisete dann, wie bekannt, allein und ohne Vorwissen des Mylord Marschal nach Schottland. Ungeachtet Prinz Eduard mißtrauisch gegen ihn wurde, so blieb Mylord ihm doch treu; und um ihm einen Beweis davon zu geben, verließ er seine Würde in Spanien, weil er sein König nicht seyn konnte, und gieng nach Venedig. Hier lebte er eingeschränkt, aber von jedermann geschätzt.

Als General Keith den rußischen Dienst verließ, so gieng er nach Berlin; Mylord Mareschall, der seinen Bruder sehr liebte, begab sich zu ihm. Der König schätzte und liebte ihn, ertheilte ihm den Schwarzenadlerorden, und ernannte ihn zu seinem Gesandten am französischen Hofe. Hier blieb er einige Jahre. Von da ward er während des Kriegs seines Königs mit Oesterreich nach Spanien gesandt, um dort Friedensunterhandlungen zu pflegen. Innerhalb dieser beyden Gesandtschaften hatte ihm der König das Gou-

vernement von Neuschatel übertragen. Er verlangte aber bald seine Zurückberufung, weil er es schwerer fand, mit Theologen zu thun zu haben, als mit Königen, und erhielt sie auch. Der König ernannte ihm einen Vizepräsidenten, aber er wollte der Stelle lieber ganz los seyn, weil ihm die Zänkereyen der Geistlichen zur Last waren; der König gab endlich seinen Bitten nach.

Ich muß hier eine Anekdote von der Zeit einschalten, die dem Leser nicht unangenehm seyn wird. Ein Geistlicher, Petit-Pierre, aus Neuschatel hatte öffentlich wider die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt. Die ganze Geistlichkeit entsetzte sich darob, und schrieb dem König von Preußen, daß sie diesen Ketzer nicht dulden könnten. Der König schrieb zurück: " **Wenn es euch so sehr am Herzen liegt, ewig verdammt zu werden, so bin ich es gar wohl zufrieden, und finde es für recht gut, daß ihr dem Teufel nicht entgehen möget.** "

Wider Wissen des Mylord Mareschall hielt der König von Preußen damals bey Georg II. um die Aufhebung seiner Achtserklärung an. Georg bewilligte seinem Bundsgenossen diese Bitte mit Vergnügen. Er mußte nun eine Reise nach England und Schottland thun. Der König empfieng ihn mit vieler Achtung, und ertheilte ihm auch

einen

einen Theil seiner Güter wieder; denn den größten Theil hatte der Fiskus verschlungen. Als er aber nach Berlin zurückkehrte, trat er sein übriges Vermögen gegen eine Rente viagere ab. Der einzige Vortheil, den er von seiner Zurückberufung hatte, war die Sukzession eines Pairs von Schottland, die ihm 30000 Livres eintrug. In seine Würde und Aemter setzte man ihn aber nicht wieder ein: er hingegen verlangte es auch nicht.

Die lebhaften Beweise der Freundschaft und der Liebe seiner Landsleute rührten ihn so sehr, daß er sein Leben in Schottland zu beschliessen wünschte. Er hielt bey dem König von Preußen um seinen Abschied an, und erhielt ihn ungern. Friederich sagte ihm bey seinem Abschied in Berlin: " **Erinnern Sie sich, wenn es Ihnen in Schottland nicht gefällt, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie immer fehlen werden.** " Nach seiner Abreise schrieb ihm der König einmal: " **Wäre ich eine Seemacht, so würde ich Sie aus Schottland entführen: aber ich kann Ihnen nichts reichen, Mylord, als die Arme der Freundschaft; kommen Sie zurück, und werfen Sie sich wieder in ihre Arme.** "

Er kehrte auch wirklich in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren nach Berlin

zurück, weil ihm das Klima zu rauh war. Mit den Jakobiten ließ er sich nach Aufhebung seiner Achtserklärung nicht mehr ein. Uebrigens war er auch mit der Denkungsart des Prinzen Eduards sehr unzufrieden, weil sich dieser wenig um seine unglücklichen Parthengänger bekümmerte. König Friederich ließ ihm in Potsdam ein sehr angenehmes und bequemes Haus bauen, wohin er durch den Garten von Sans-Souci gelangen konnte. Er durfte zum König kommen, und mit ihm speisen, wenn er wollte. Der König richtete sich sogar mit dem Essen nach ihm, und nach der Tafel hatte er ihm ein Zimmer im Pallast eingeräumt, wo Keith ruhen konnte. Als er nicht mehr ausgehen konnte, so gieng der König zu ihm, und tröstete sich bey ihm über die Verdrüßlichkeiten des Throns. Er wäre auch ohne Zweifel in des Königes Armen gestorben, wenn dieser nicht durch den letzten Krieg von ihm wäre gerissen worden. Zween Tage vor seinem Tode bat er den englischen Gesandten zu Berlin, er möchte zu ihm kommen. Als er kam, sagte er zu ihm: " Ich habe Sie ruffen lassen, weil ich es lustig fand, daß ein Minister des Königs Georgs die letzten Seufzer eines Jakobiten auffange. Vielleicht haben Sie überdieß an Mylord Chattam etwas zu bestellen, ich hoffe ihn

morgen oder übermorgen zu sehen. „ (Dieser berühmte Mann war vierzehn Tage vorher gestorben.

Er befahl, daß man ihn ohne weitere Zeremonie auf den Kirchhof begraben sollte, und bestimmte ohngefähr 18 bis 20 Thaler für Begräbnißkosten. “ Ich will, sagte er, für diese Armseligkeit nicht ein Geld verschwenden, welches auf eine bessere Weise für die Armen angewendet werden kann. „ Er starb endlich den 28 May 1778. Seine Bedienten trugen ihn.

Bis itzt haben wir an ihm nur den tapfern Kriegsmann, den treuen Unterthan, und den Freund eines grossen Königs kennen lernen; nun wollen wir ihn auch als einen tugendhaften Weisen kennen lernen.

Die Frau eines Generallieutenants wurde Wittwe. Ihr Mann hinterließ ihr nichts als Schulden und zwei Kinder. Mylord Mareschall liebte und schätzte sie, wünschte ihr Schicksal zu erleichtern, und weil er das auf keine andere Art konnte, ohne die Delikatesse zu beleidigen, so heyrathete er sie, ob er gleich sonst keine Lust darzu hatte. Er versicherte ihr ohngefähr 7000 Livres Wittwengeld, die sie schon als Frau genießen konnte. Er verlangte weiter von ihr nichts, als daß sie seinen Namen führte, ja sie durfte nicht einmal ihre Wohnung ändern; jedes

blieb in der seinigen. Der König war in diesem Kontrakt mit vermengt: er sah ihn als den Seinigen an, befriedigte nach seinem Tode die Gläubiger des Mannes. und gab der Wittwe einen anständigen Gehalt.

Gegen Unglückliche war er sehr wohlthätig, und in seinen Wohlthaten sehr geheim. Er konnte dieser Neigung wohlzuthun desto eher Gehör geben, weil er sehr ökonomisch lebte. In seinem eignen Hause ernährte er eine Frau, deren Unglück und Tugend ihn gerührt hatten. Er war aber nicht nur barmherzig, sondern auch großmüthig. Er hatte immer einige Schränke von Geschenke, die er seinen Freunden machte.

Seine Bedienten waren seine Kinder, und sie sahen ihn als ihren Vater an. Wenn einer von ihnen in sein Vaterland zurückzukehren wünschte, so entließ er ihn mit einer angemessenen Pension. Sein alter Sekretär, der fast eben so alt war als er, war mit einer Pension zu Neuschatel geblieben, aber er konnte nicht ohne ihn leben, und gieng nach Potsdam, um bey ihm zu sterben.

Sein Bruder, der General Keith hatte ihm tartarische Sklaven gegeben, die er aber nur seine kleine Familie nannte, und für frey ansah. Unter diesen befand sich die Tochter eines Janitscharen-Hauptmanns, Emete, die bey der Eroberung von Oca-

za.

zakow als Kind weggeführt worden war. Mylord Mareschall hatte sie sorgfältig erziehen lassen, und fand alsdenn Geschmack an ihr, als sie zu dem Alter gekommen war, wo sie Vergnügen einflößen konnte. " Ich bin Ihre Sklavin, sagte diese junge Person zu ihm, wenn Sie sich aber Ihrer Rechte bedienen wollen, so werden sie mich zur Verzweiflung bringen. Ich liebe Sie als den zärtlichsten Vater, aber auf eine andere Art kann ich Sie nicht lieben. „— „ Kann ich nicht hoffen, Ihnen jemals das einzuflössen, was ich für Sie fühle? „ fragte sie ihr Herr. " Nein! „ antwortete sie mit aller Naivetät der Jugend und der Tugend. Von diesem Augenblick an schätzte und liebte sie der Mareschall als seine Tochter, verheurathete sie gut, und als er 1744 nach Schottland gieng, versicherte er ihr noch zwey tausend Thaler.

VI.

Freron.

Von einem seiner Bekannten aufgesetzt.

Freron war 1719 geboren: er hatte die Narrheit sich von zu nennen. Man gestand ihm aber nur zu, daß er aus einer guten bürgerlichen Familie sey. Man sagt, daß

er

er durch seine Mutter mit dem Namen de Malherbes in Verwandtschaft stand, ein kostbarerer Titel für einen Schriftsteller, als Adelsbriefe. Von Quinper in Bretagne hatte er die Gewohnheit, wenn er in seinen Blättern von diesem Theil des Königreichs redete, immer meine Provinze zu sagen, nach Art eines großen Herrn, die sich für einen Journalisten nicht schickt, und die man ihm mit Recht vorgeworfen. — Er war frühzeitig in die Gesellschaft Jesu getreten, trat aber am Ende einiger Monate wieder aus derselben heraus. Zufolge einer Bemerkung, die für diesen Orden eben so rühmlich ist, als für seinen Eleven, blieb er ihm immer ergeben: es befand sich kein Schriftsteller unter den Jesuiten, der nicht ein Recht auf sein Lob gehabt hätte. Es ist wahr, die Politik konnte sich sowohl in sein Betragen mischen, als die Erkenntlichkeit.

Unter der beträchtlichen Anzahl von Mitgliedern, welche die Gesellschaft verliessen, sah man nicht viele, die gleich ihre grobe Ordenskutte mit einem Stutzerkleide vertauschten: sie blieben einige Zeit in der Tracht des Abbe's, um sich nur nach und nach an die Gewohnheiten der Welt zu gewöhnen. Und so kam Freron, der Anfangs unter dem Namen des Abbe Freron bekannt war, nach Paris. Er hielt sich an den Abbe des Fontai-

taines, einen andern Exjesuiten, welcher fliegende Blätter herausgab. Hier stand er seine Lehrzeit aus, und schwung sich endlich durch die Ankündigung einer Korrespondenz empor, welche den Titel führt: Lettres de Mad. la Comtesse de *** sur quelques ecrits modernes 1746. Hierauf legte er den geistlichen Kragen ab, und betitelte sich Chevalier, um sich einen Ton zu geben, wie viele Provinzialen zu thun pflegen, die sich in der Hauptstadt damit zu empfehlen glauben. Als ihm diese jugendliche Eitelkeit vergangen war, ward er wieder ein guter ehrlicher Mann, und war nichts mehr, als M. Freron, oder Freron schlecht weg; denn er dutzte gern, und verfiel in den ganz entgegen gesetzten Fehler, sich gar zu gemein zu machen. Als er durch verschiedene Zwistigkeiten und Unruhen, welche diese Arten von Journalisten oft erfahren, genöthiget war, seine ersten Blätter zu unterbrechen, so ergriff er die Parthey, sich ansehnliche Stützen zu suchen, die ihn vor den Ungewittern, die er etwa zu erfahren gehabt hätte, zu schützen vermöchten. Er fand in dem König Stanislaus einen Beschützer, und folglich in seiner erlauchten Tochter, der Königin von Frankreich eine Beschützerin. Seine Blätter bekamen wieder Stärke nebst einer simplern Ankündigung. — Lettres sur quelques

ecrits

ecrits de ce tems 1749. Indem er sich aber unter diesen doppelten Schild begab, so gieng er die Verbindlichkeit ein, sich durch verdächtige Verbindungen mit den Sekten der Philosophen, welche Konsistenz zu fassen schien, desselben nicht unwürdig zu machen, sondern ihre Werke aus allen Kräften zu befehden, oder sie wenigstens ins Lächerliche zu drehen, wenn er sie nicht verkleinern, oder in Staub treten könnte. Doch kündigte er sich nicht mit so drohendem Gewicht an. Sein Vorbericht, den ich hier beyfüge, war von einer ganz neuen Gattung.

" Die Kritik erschien mir neulich im Traume von einer Menge Poeten, Rednern, Geschichtschreibern und Romanzendichtern umgeben. Ich erblickte in einer ihrer Hände ein Bündel Spieße, in der andern einige Lorbeerzweige. Ihr Anblick, weit entfernt, Furcht einzuflößen, flößte den unwissenden Liebhabern der gelehrten Schwestern Zuversicht ein. Sie unterstunden sich, sie mit starrem Auge anzusehen, und schienen sie zum Unwillen aufzufordern. Die erzürnte Göttin ließ einen Hagel von Pfeilen auf sie regnen. Einige Schriftsteller, deren Bescheidenheit ihren Talenten noch höhern Werth gab, erhielten Kronen; viele empfiengen zugleich Belohnungen und Züchtigungen. Dieses Gesicht hat mir den Gedanken zu diesen Briefen eingegeben,

wo Lob und Tadel gleich vertheilt werden sollen. u. s. w. „

Dieser bescheidene und höfliche Ton war nichts, als eine Kunst, sich in der litterarischen Welt einzuschmeicheln, und sich mit den Lesern auszusöhnen. Aber der Journalist wußte zu gut, daß er etwas anlockenderes und anzüglicheres nöthig hätte, um sie sich zu erhalten. Er hatte schon verschiedene Karaktere von Reprobazion, die ihm dem Herrn von Voltaire verächtlich machen mußten; er war Jesuit gewesen; er hatte seine ersten Feldzüge unter seinem grausamsten Feinde verrichtet; er kündigte sich als ein religiöser, antiphilosophischer Schriftsteller an. Mehr bedarf es nicht, um zu urtheilen, was zu diesem Krieg, den sich diese beyden Männer einander erklärt, habe Gelegenheit geben können. Wer der angreifende Theil gewesen, ist zwar nicht zu entscheiden. Indessen kōnte man wetten, daß es Freron nicht ist; denn man sieht in seinen ersten Versuchen eine Ehrfurcht gegen diesen großen Dichter, die ihm hätte genug seyn können, wenn er nicht eine exklusive Bewunderung gewünscht hätte. Man muß also glauben, daß disser, da er sich vom Journalisten nicht genug gelobt fand, und die leichteste Kritik nicht ertragen konnte, die ersten Feindseligkeiten zu äußern anfieng. Dieß erhellt wenigstens aus vielen verworrenen,

dun-

dunkeln, widersprechenden und ungewissen Anekdoten hierüber. So viel ist gewiß, daß Freron, als er einmal diese Ausfälle angefangen hatte, keinen Waffenstillstand, keinen Vergleich eingehen wollte. Der Journalist empfand indessen gar bald, was für ein ihm überlegenes Ansehen sein mächtiger Gegner habe, durch die Unterbrechung seiner Blätter, die am Ende von zwey Jahren wegen einer sehr ungerechten Sache erfolgte. Man las in einem Briefe von Freron (Erster Brief des sechsten Theils 1752) folgendes Gemählde:

" Wenn es unter uns einen Schriftsteller gäbe, der den Ruhm leidenschaftlich liebte, und sich in den Mitteln, sich solchen zu erwerben, oft betröge, der in einigen seiner Schriften erhaben, in seinem ganzen Verhalten kriechend wäre; der bisweilen so glücklich wäre, große Leidenschaften zu schildern, ob er sich schon immer mit kleinen beschäftigte; der zwischen den Gelehrten unaufhörlich Einigkeit und Gleichheit empföhle, und der, indem er nach der unumschränkten Gewalt des Parnasses trachtete, eben so wenig als der Türke dulden würde, daß einer seiner Brüder den Thron mit ihm theile: dessen Feder nichts als Unschuld und Rechtschaffenheit athmete, und der unaufhörlich der Redlichkeit Fallstricke zu legen suchte; der seine Glau-

bens-

bensmeinung nach Zeit und Ort abänderte, zu London Independent, zu Paris katholisch, in Austrasien devot, in Teutschland Tolerant wäre: wenn, sag' ich, das Vaterland einen Schriftsteller von solchem Karakter hervorgebracht hättte, so bin ich versichert, daß man, in Rücksicht auf seine Talente, gegen die Verirrungen seines Geistes und die Fehler seines Herzens nachsichtsvoll seyn würde.„

Voltaire war darinn weder genannt, noch personalisirt. Die Bosheit war um desto größer, da man nicht annehmen konnte, daß ihn der Mahler im Augenmerk gehabt, ob man gleich gestehen mußte, daß das Gemählde auf ihn passe. Er gestand einigermassen diese Aehnlichkeit gerne, weil es seiner Rache Vergnügen machte. Da er nicht in Paris war, so setzte er die Madame Denis, seine Nichte in Bewegung, und erhielt einen Theil von der Rache, die er wünschte. Nach einem halben Jahr hatte Freron die Freyheit, die Feder wieder zu ergreifen, und wenn man einem Aufsatz, der damals erschien, Glauben beymessen darf, so hatte er diese Freyheit dem Mr. de Voltaire selbst zu verdanken. Das rechtfertigt das, was ich weiter oben gesagt habe; Freron ließ sich von einer solchen Großmuth nicht hintergehen, und von seinem ersten Blatt an stichel-

te er von neuem auf diesen hämischen Wohlthäter.

Um nicht zu viel Rachbegierde in diesen Zänkereyen blicken zu lassen, und um in seinen Bosheiten abzuwechseln, verwickelte er die meisten Partheygänger seines Gegners mit darein: besonders verschafften die Enzyklopädisten, von welchen Voltaire das Oberhaupt war, seinen Verhöhnungen sehr glänzende Opfer, theils weil sich viel berühmte Personen drunter befanden, theils weil er ihnen viel Lächerliches andichtete. Zur Vergeltung haben dann diese, dreyßig Jahre lang, während welchen dieser Journalist geschrieben, unaufhörlich seine Blätter verschrien, und gesucht, sie zu unterdrücken. Es ist unbegreiflich, bis zu welchem Grad der Verfolgung sie sich wider ihn aufgelegt haben. Ich will mich nicht in das Umständliche dieser geheimen Triebfedern einlassen; sie sind zum Erzählen zu weitläuftig, aber in der beißenden Erzählung, die er selbst davon macht, wirklich interessant.

Unabhängig von diesen Widersprüchen, die er täglich selbst unter dem Schein der größten Ruhe, empfand, wurde seine Freyheit doch oft beunruhiget, und man ließ ihn mit den verschiedenen Gefängnissen dieser Hauptstadt, die für die schönen Geister bestimmt sind, wechselweise Bekanntschaft machen.

Von

Von den übrigen Ursachen der sukzessiven Gefangenschaften zu schließen, wozu er verurtheilt worden, *) muß man gestehen, daß das Ministerium mit dem kostbarsten Eigenthum des Menschen nach dem Leben sehr geringfügig umgeht.

1760 hatte dieser Journalist von einer Lobrede Meldung gethan. Dieser Spaß war eine Art von Leichenrede auf den **Marquis de Bacqueville**, der durch seine Ausschweifungen sehr berüchtigt war, und der nur erst neuerdings als ein Opfer seiner thörichten Hartnäckigkeit gestorben, weil er nicht aus seinem Hause, welches in Flammen stand, herauswollte. Die Broschüre wurde öffentlich verkauft; der Held war nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet, und **Freron** hatte die Klugheit gehabt, den

 Sohn

---

*) Auch die berühmte **Klairon** hatte Händel mit ihm; er hatte in eines seiner Blätter, doch ohne sie zu nennen, ein Portrait von ihr eingerückt, weswegen sie forderte, man sollte ihn aufs Fort l'Eveque bringen. Zum guten Glück war er krank, und die Königin, die er indessen davon benachrichtigen konnte, nahm sich seiner wider die Attrize an: diese wollte aber nicht davon abstehen, und drohte das Theater zu verlassen, wenn man ihr nicht würde Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Sohn mit Lobeserhebungen herauszustreichen, damit er über das wegsähe, was er in seinem Auszuge vom Vater erwähnte. Aber, aller seiner Vorsicht ungeachtet, konnten ihn seine erlauchten Beschützer der Rache des Beleidigten Herrn nicht entziehn, und er wurde ins **Fort l'Eveque** gesetzt.

1763 schrieb man einen Brief an den periodischen Schriftsteller, worin man ihm eine **Handlung der Wohlthätigkeit** berichtete. Wahrscheinlich wußte er nicht, daß es eine verdeckte Satyre auf einen damaligen Minister war, der ein entferntes Land bevölkern wollte, *) und vorher die unglücklichen fremden Familien, die sich in der Hoffnung eines schimärischen Wohlstandes nach Frankreich begaben, Hungers sterben ließ. Er glaubte seine Blätter mit einer wahrhaften Anekdote bereichern zu müssen, welche rührender war, als die pathetischen Szenen aus

---

) La Cayenne, ein Theil von dem festen Lande im mittägigen Amerika, welches sich der Düc de C in den Kopf gesetzt hatte, zu bevölkern, wobey er sich einbildete, den Verlust der Kolonien zu ersetzen, welche Frankreich den Engländern durch einen Friedenstraktat überlassen hatte; man ließ viel Familien kommen, besonders elsaßische, ohne daß man für ihren Unterhalt bis zum Einschiffen gesorgt hätte.

aus den best erfundesten Romanen. Der Minister nahm das Ding übel, ließ den Herrn **Freron** arretiren, und in die Bastille bringen.

Wenn ich bey Vernehmung der vielfachen Verletzungen der Freyheiten eines Bürgers über den Despotismus der Regierung unwillig geworden bin, so bin ich es über die Niederträchtigkeit des Schriftstellers nicht weniger gewesen, daß er sich so sklavisch gefallen ließ, das Spiel der Ungerechtigkeit, des Eigensinnes, oder des Kredits eines mächtigen Mannes zu seyn. Hätte er den Werth seines Wesens gefühlt, so würde er unstreitig, ehe er sich hätte so mishandeln lassen, den härtesten oder niedrigsten Stand vorgezogen haben; oder hätte er, wie **Boileau**, von dem Hang seines Genies fortgerissen, der Sucht, zu kritisiren und zu satyrisiren nicht widerstehen können, so hätte er nur in ein Land gehen dürfen, wo es sich hätte thun lassen, oder hätte sich wenigstens fremder Pressen bedienen können, wie es heut zu Tage diejenigen Schriftsteller zu thun pflegen, welche Freunde der Wahrheit und ihrer Ruhe sind.

Man kann nicht läugnen, daß dieser Schriftsteller, weil er sich mit den Strafen zu gemein gemacht hatte, eine Art von Unempfindlichkeit dagegen bekam; daß er der

erste war, welcher darüber lachte. Die Art, wie er sich während seiner Gefangenschaft im Schloß zu Vinzennes betrug, verkündigte damals wenig Größe und Feinheit der Seele in ihm. Um sich zu betäuben, daß er sein Unglück nicht fühle, überließ er sich gänzlich dem Trunk, eine Leidenschaft, die seiner Nazion sehr gewöhnlich ist, und besof sich vom frühen Morgen an, wie ein Sackträger: Dieses, sagte er, helfe ihm den Rest des Tages geduldig ertragen. Bisweilen, wenn er die Freyheit erhielt, zu schreiben, setzte er seine Blätter mit aller möglichen Gegenwart des Geistes fort, und sparte sich zum voraus Mitel auf, wieder an den Ort zu kommen, wo er sich befand.

Diese Denkungsart ohne allem Adel, ohne alle Energie, brachte ihn bald so weit, daß er aus der Kritik ein Handwerk machte, und seine Feder und sein Lob jedem verkaufte, der sie erkauufen wollte. Sobald er einmal entschieden war, alle Werke der Parthey, welcher er aufsäßig war, schlecht zu finden, so machte er sich willfährig, alle diejenigen gut zu finden, von welchen man ihm einen günstigen Auszug bezahlen wollte, er mochte ihn nun selbst machen, oder er mochte ihm vom Verfasser selbst eingeschickt werden, dieß war einerley. Daher giebt es so viel Schriftsteller, die mit gleicher Ungerechtigkeit verschrien

schrien oder gelobpriesen worden. Wahr ists, daß er, wenn er sich selbst die Mühe nahm, diese Aufsätze des Hasses, oder der Gunst, zu bearbeiten, die bewundernswürdige Kunst besaß, sein Urtheil glaubwürdig zu machen, das pro oder contra auf die geschickteste Art abzufassen, und einen Leser zu überzeugen, der sich bloß auf sein Urtheil verlassen, und nicht auf seiner Hut gewesen wäre, und die Schriften selbst gelesen hätte. Wenn aber dieses Talent der Geschicklichkeit seines Geistes Ehre machte, so entschleierte es hingegen die Verdorbenheit seines niederträchtigen und feilen Herzens.

Die beträchtlichen Einkünfte, die er von seinen Blättern zog, machten ihn zu diesem Fach träg und lüderlich, weil er nur unter Mitarbeitern wählen durfte, die ihn nichts kosteten. Da er den ersten Preis, den er mit einem Verleger gemacht hatte, nicht genug fand, so nahm er das Anerbieten eines andern an. Der Buchhändler Düchesne hatte ihm für den Bogen seiner Lettres sur quelques ecrits modernes zehn Carolin, und dreyßig Exemplare gegeben. Lambert aber erbot sich, diesen Preis um ein ansehnliches zu erhöhen. Da er aber das Niedrige von diesem Verfahren einsah, so suchte er es mit dem fälschlichen Vorgeben zu beschönigen, er sey gesonnen, seine Profeßion aufzugeben. Sein

Werk erschien unter einem andern Titel, und in geraumer Zeit ohne Namen des Verfassers. Diesen Titel, l'année litteraire, den sein Werk von 1754 an führte, hat er bis an sein Tod beybehalten, und der Fortsetzer desselben hat ihn auch angenommen.

Die neue Form dieses Journals gab ihm noch mehr mehr Umfang, und **Freron** verband damit noch die Direkzion eines andern, welches damals fast verschlungen wurde. Dieses war das Journal Etranger, worüber **Freron** nach dem Tode des Abbé Prevôt, die Direkzion bekam. Von beyden Journalen zog er eine Zeitlang 40000 Livres Renten. Glücklich wäre es für ihn gewesen, wenn er sich in diesen Jahren des Ueberflusses etwas für die Zukunft aufgespart hätte, aber er war zu lüderlich, um nur einem von diesen zwey Werken, geschweige beyden, gut vorstehen zu können. Er verlohr das letztere bald, und ob sich gleich das erste erhielt, so sah er doch die Zahl der Subskribenten sich vermindern, und zog nicht mehr den nämlichen Profit davon. Indessen trug es ihm noch immer mehr ein, als er gebraucht hätte, um anständig leben zu können, wenn er sich nicht zu viel Schulden auf den Hals gezogen, und einem so verderblichen Aufwand ergeben gewesen wäre.

Fre-

Freron war wirklich Verschwender; er überließ sich Thorheiten, wozu kaum das ansehnlichste Vermögen hinlänglich gewesen wäre. Man hat mir zur Probe ein Gemach gezeigt, worin er nur allein für mehr als 30000 Livres an Vergoldungen verschwendet hatte. Er war auf den Einfall gerathen, sich ein Landhaus bauen zu lassen, wo er wohnte: dies nöthigte ihn, ob es gleich vor dem Thore von Paris lag, seiner Geschäffte wegen sich Pferde und Wagen zu halten; und während dieser Zeit ward er von Gläubigern bestürmt, die ihn nöthigten, seine Mobilien anzugreifen.

Der größte Aufwand, den er machte, bestand in einer offenen Tafel, die er, wie ein Generalpachter, hielt, und wozu er nach dem Beispiel solcher Herren, besonders Schmeichler zuließ, die ihm räucherten, oder ihn belustigten. Das war eine unglaubliche Verschwendung, Unordnung und Lüderlichkeit. Wahr ists, nichts war so lustig, als sein Nachtessen. Ich habe jemanden gesehen, welcher eine Zeitlang ein sehr fleißiger Gast von diesen Orgien gewesen ist, und welcher gesteht, daß dies die glücklichste Zeit seines Lebens war. Da die Gesellschaft aus lauter Leuten von vielem Witz bestand, so hätte es einem Laffen in einer solchen Gesellschaft nicht gefallen können, und selbst die Frauenzimmer,

welche zugelassen wurden, und die Seele derselben ausmachten, mußten nothwendig zum Ton der Gesellschaft passen; ein Maulaffe würde natürlicher Weise davon ausgeschlossen worden seyn. Daraus entstand ein freyes Wesen, welches ziemlich an Ausgelassenheit gränzte, aber über ihre Unterhaltungen nur desto mehr Witz und Reize verbreitete. Uibrigens bemühte man sich um die Wette, Mittel zum Lachen zu erfinden, und ihren Belustigungen Mannichfaltigkeit zu geben. In diesen Arten von Zusammenkünften mußte immer einer der Gegenstand ihrer Scherze und Ungezogenheiten seyn; und daher entstand die berüchtigte Aufnahme eines Schriftstellers in diese Gesellschaft, dem es nicht an Verdienst fehlte, der aber so unwissend und so voll Eigenliebe war, daß man ihm, wenn man ihm nur Liebkosungen machte, die abgeschmaktesten Dinge einreden konnte. Ich kann mich nicht enthalten, nur eine Anekdote hierüber zu erzählen.

Dieser Schriftsteller, welcher nachher gestorben ist, hieß Poinsinet. (Der Verfasser vom le Cercle, damit man ihn nicht mit dem Herrn Poinsinet de Sivry verwechsle.) Ein anderer, Namens Palissot (der Verfasser der bekannten Komödie les Philosophes) und Verwandter des Erstern, sah, was die Gesellschaft in der Person dieses

ses Poeten für einen unerschöpflichen Stoff zum Lachen gewinnen würde, er entdeckte ihm, daß der Journalist, welcher seine Talente bewundere, außerordentlich wünsche, seine Bekanntschaft zu machen, und ihn zu seinem angenehmen Gesellschaften einzuweihen, welches die herrlichsten in ganz Paris seyen. Der kleine Poinsinet (man nannte ihn deswegen so, um ihn von seinem Vetter zu unterscheiden) wird ganz entzückt darüber, bläht sich auf, und verlangts nicht besser. Der Tag wird festgesetzt; am Morgen kömmt Palissot mit trübem Auge zu ihm; er kündigte ihm an, daß Freron sehr krank sey, daß er mit dem Tode ringe, daß er aber dem ohngeachtet wolle, daß das Nachtessen vor sich gehen solle: daß er Willens sey, ihm das Zepter der Kritik zu übergeben, und ihn in Gegenwart der ganzen Gesellschaft für seinen Nachfolger zu erklären. So viel Zärtlichkeit und eine so tiefe Kenntniß von seinen Talenten pressen dem zukünftigen Journalisten zu gleicher Zeit Thränen der Traurigkeit und Thränen der Freude aus. Er verspricht der traurigen Zeremonie beyzuwohnen: er kömmt von seinem Führer begleitet. Sobald man den Herrn Poinsinet anmeldet, steht jedermann auf, und bezeigt gegen seine Person die größte Ehrfurcht. Es war schon Nacht: das Zimmer war, wie das Zimmer eines

Kran=

Kranken, sehr schwach erleuchtet; er hat Mühe, jemanden zu unterscheiden; alles zeigt Bestürzung an. Er nähert sich dem Bette des Sterbenden: ein Arzt, (den ein gewisser la Coste vorstellte, welcher wegen einer Geschichte von Spanien in die Bastille kam) griff ihm sehr fleißig nach dem Puls, und benachrichtigte die Gesellschaft, daß er nicht lange mehr zu leben habe. Der Kranke giebt ein dumpfes Getöse von sich; der Doktor erklärt dem Kandidaten diese Sprache, er sagt, Freron bezeuge ihm, wie empfindlich es ihm sey, ihn zu sehen. Das Herz des jungen Poeten wird ganz eng; er ist ganz gerührt, und drückt, so gut er kann, ihm seine Erkenntlichkeit aus. Er betrachtet das Gesicht des Sterbenden; er findet keine Spur von menschlicher Gestalt mehr darin. " In welchen bewundernswürdigen Zustand ist dieser große Kritiker in so kurzer Zeit versetzt worden! „ sagt er dem Arzt ins Ohr — Es ist ein Malum hæmorrhoidale mit einem Schluchzen begleitet, erwiederte dieser; es ist eine erschröckliche Geschwulst; die Augen und die Nase sind ihm ganz verschwunden: seine gelähmte Zunge kann nichts als inartikulirte Töne mehr von sich geben. Ich allein kann sie erklären, weil ich viel um ihn gewesen bin, und weil ich überhaupt viel mit Kranken zu thun ha-

be;

be; aber der Kopf ist sehr gesund. „ Von Zeit zu Zeit hörte man einige Töne, welche ihm der Dollmetscher erklärte, und das waren lauter Verbindlichkeiten für Herrn Poinsinet, welcher vor Schmerz nur mit Seufzen darauf antwortete. Nach einigen Minuten dieser halbgebrochenen Unterhaltung ließen sich einige tiefere Töne hören; der Aeskulap zeigte dem Poeten an, daß der Kranke sich matter werden fühle, ihn küssen, ihn umhalsen, und ihn vor allen Anwesenden zum Erben seines Talents erklären wolle. Der ernannte Erbe bückt sich, und benetzt mit seinen Thränen die Wangen des Sterblichen, die außerordentlich aufgeschwollen sind: “ **Berühmter Kritiker!** ruft er aus, **könnte ich das Amt, welches Sie mir anvertrauen, würdig erfüllen! möchte ich den Beyfall der ehrwürdigen Gesellschaft erlangen können! möchte doch ihr letzter Hauch in meine Seele übergehen, und dieses mächtige Genie mit überbringen, welches Sie beseelte!** „ Während er diese Worte aussprach, hatte ihn jedermann umgeben; es brach von allen Seiten ein allgemeines Gelächter aus; der neue Geweihte merkt, daß man ihm einen Streich gespielt. Man bringt Licht zum Bette; er betrachtet, er sieht — Und was? **Freron's** Hintern, welcher noch mit seinen Thränen benetzt war. Dieser

steht

steht augenblicklich auf, umarmt ihn herzlich und gut gemeint. " Es ist geschehen, grosser Poet, sagt er zu ihm, wir sind nun zu ewiger Freundschaft mit einander verbunden; Sie gehören itzt zu uns. Verzeihen Sie diesen Scherz einem unter uns eingeführten Gebrauche: ein jeder hat eine solche Probe aushalten müssen. Waschen Sie sich die Hände und das Gesicht, und dann wollen wir uns zu Tische setzen. „

Vielleicht ist dieser Streich eben nicht ein Geschmack einer guten Gesellschaft; man muß aber doch wenigstens gestehen, daß er sehr spaßhaft ist, und daß er die auszeichnende Lustigkeit von Herrn Freron's Gesellschaft karakterisire. Was man ihm dabey vorwerfen könnte, wäre, daß dieses nicht zu dem heuchlerischen Tone passe, den der heuchlerische Aristarch in seinen Blättern annahm, indem er nicht nur der Rächer des guten Geschmacks, sondern auch der Rächer der beleidigten Religion, und guten Sitten seyn wollte.

Wenn übrigens seine Lebensart nicht weniger als christlich war, so glaubte er doch an das Christenthum, aber nach Art so vieler Gläubigen, deren Wandel ihrem Glauben nicht entspricht. Durch Räsonnement glänzte er nicht; für Werke der Metaphysik, oder

selbst

selbst für diejenigen, so eine gewisse Anstrengung des Geistes verlangen, hatte er nicht Logik genug; die Zergliederungsart verstand er nicht: er zeichnete sich aus durch Geschmack, durch leichte Kritik, durch artigen Scherz, und besonders durch einen feinen ironischen Ton, den er in einem hohen Grade besaß. Dadurch ist er so vielen würdigen Leuten überlegen gewesen, die zu dergleichen Gefechte nicht taugten, selbst dem Mr. de Voltaire. Wenn er diesen bisweilen mit allzu vieler Strenge oder mit Bosheit beurtheilt hat, so hat er doch wenigstens immer viel Feinheit und muntre Laune darein gemischt. Der Philosoph von Ferney hingegen rächte sich mit Wuth an seinem Gegner, er verfolgte ihn mit Rachsucht, und bezeigte bey jeder Gelegenheit, bey jedem Anlaß Haß gegen ihn, der, wenn es möglich ist, noch mehr als Niederträchtigkeit war. Nie wird man das Bild vergessen, welches er in seinem Gedicht von ihm gemacht, das betitelt ist: Le pauvre Diable, ein Bild, das eher von der Hand der Furien, als von der Hand eines Schriftstellers gezeichnet worden zu seyn scheint, welcher der Ruhm der Wissenschaften und des menschlichen Geschlechts ganz hätte seyn können, der aber wegen des abscheulichen Gebrauchs, den er oft von seinen Talenten gemacht hat, zu gleicher Zeit die Schande derselben

ist.

ist. Hier ist das Bild, wovon ich geredet habe: der arme Teufel spricht:

Je m'accostai d'un homme à sourde mine
Qui sur la plume a fondé sa cuisine,
Grand ecumeur des bourbiers d'Helicon,
De Loyola chaßé pour ses fredaines
Vermisseau né du cul de Desfontaines
Lache Zoile, autrefois laid Giton,
Cet animal se nommoit *Jean Freron*.

In allem dem, was Voltaire, d'Alembert, Marmontel, de la Harpe und so viel andere wider Freron geschrieben haben, findet man nichts, was mit dem Ton des letztern verglichen werden könnte, denn Freron hatte wirklich einen Ton von weit besserer Art; er nahm den Ton eines Gegners an, der durch die Kaltblütigkeit eines Menschen, der sich in seiner Gewalt hat, seinem Feinde überlegen ist; und diese Kaltblütigkeit ist fast immer ein sicheres Zeichen, daß man das Recht auf seiner Seite habe.

Wie sehr das erleuchtete und unpartheyische Publikum Freron's Spöttereyen den Schmähungen seiner Feinde vorzog, beweist der Vertreib seiner Blätter, der nur erst dann zu stocken anfieng, wie er sie so vernachläßigte, und der beständige Vorzug, den man ihnen immer vor vielen andern Journalen

nalen gegeben hat, die während ihrer Regierung angefangen, und schon vor ihrem Ende wieder geschlossen, oder vielmehr vernichtet waren. Was aber den Triumph dieses Kritikers vollkommen macht, ist die Gerechtigkeit, die **Voltaire** selbst ihm wiederfahren zu lassen sich genöthiget gesehen. Die Anekdote ist spaßhaft. **Freron** erzählt sie also:

" Ein Herr vom Turiner Hofe, der kaiserlicher Kammerherr ist, ein großes Vermögen besitzt, und die Wissenschaften aus Geschmack, nicht aus Affektazion, liebt, der **Marquis de Prié**, den ich nicht die Ehre hatte zu können, besuchte vor zehn oder eilf Jahren den Herrn von **Voltaire**, und brachte einige Tage mit ihm zu. Ehe er ihn verließ, bat er ihn, er möchte ihm doch zu **Paris** jemanden anzeigen, der ihm von allen Schriften, welche in Frankreich erschienen, eine Idee geben könnte. Nachdem **Voltaire** einen Augenblick nachgedacht hatte, sprach er: Wenden Sie sich an **Freron**; nur er kann das thun, was Sie verlangen. Der Marquis de Prié, welcher alle litterarischen und moralischen Injurien gelesen, womit mich der nämliche **Voltaire** begünstiget hat, ließ ihm sein Erstaunen darüber merken: **Ja**, ja, erwiederte ihm der Herr von **Ferney**, **das ist der einzige Mann, welcher Geschmack besitzt; ich bin gezwungen, das zu geste-**

 hen,

hen, ob ich ihn gleich nicht liebe, und gute Gründe habe, ihn zu verabscheuen!„

Es ist nicht zu läugnen, daß er Mitarbeiter von grossen Verdiensten hatte, und dennoch hatte keiner von ihnen das Talent, welches diesen Journalisten hauptsächlich auszeichnete. Der Abbé de la Porte, welcher seine Arbeiten anfangs mit ihm theilte, war arbeitsam, genau, und zergliederte ziemlich gut; aber man warf ihm Kälte, Schwerfälligkeit und einen rauhen Stil vor. Sobald er Berge auf Berge thürmen wollte, so konnte er sich nicht mehr halten, und fiel. Man hat diese beyden Nebenbuhler, durch folgendes Epigramm karakterisirt:

Freron de la Porte differe,
Voici leur devise à tous deux:
L'un fait bien, mais est paresseux;
L'autre est diligent à mal faire.

Der Abbé du Port du Tertre taugte am beßten, das Chaos stärkerer Werke auseinander zu wickeln: aber er schrieb ohne Annehmlichkeit und Witz, und war unfähig, dem Freron im Fach der leichten Litteratur zu helfen. Palissot schickte sich vielleicht am beßten zu ihm, nur daß seine Boshaftigkeit zu merklich war, und er mit seinen Schlachtopfern nicht so spöttelnd umzugehen wußte,

als

als sein Meister. Man hat mir auch noch von einem Herrn **Gastel Düdoyer**, einem guten **Logiker**, gesprochen, welcher für die Zergliederung und Auseinandersetzung eines Werks vortrefflich, aber sehr wortreich war, und sich nicht einzuschränken wußte; übrigens war sein Stil trocken, und im Scherz hatte er nichts feines.

Zu verwundern ist es, daß dieser so fürchterliche **Aristarch**, den seine Feinde auf die häßlichste Weise schilderten, die Einfalt eines Kindes hatte, und im gesellschaftlichen Umgang der angenehmste Mann von der Welt war. Man erstaunte, wenn man ihn sah, daß man ihm den Begriff, den man sich von ihm gemacht hatte, so ganz entgegen gesetzt fand; man fand ihn, wie jeden andern Censor, oder Litterator. Einer seiner Freunde setzte sich einmal vor, eine Frau vom Stande (die verstorbene Frau Präsidentin von Aligre) von ihrem Vorurtheil wider **Freron** zurückzubringen; denn sie hatte sich ihn, nach dem vielen Bösen, was sie von ihm gehört hatte, als eine Art von Ungeheuer gedacht. Er führte ihn unter einem erborgten Namen bey ihr zur Tafel; sie fand ihn Charmant. Man lenkte das Gespräch mit Fleiß auf diesen närrischen Kerl, und er war der erste, welcher mit der besten Art von der Welt auf seine eignen Unkosten lachte. Als die **Farce**

eine Weile gut fortgespielt worden war, und sich die Gebieterinn vom Hause so sehr von dem Unbekannten hatte einnehmen lassen, daß sie ihn bat, öfters zu ihr zu kommen, so trat ein Dritter, mit dem man sich verabredet hatte, herein, als wenn er einen Besuch zu machen käme, und nach den ersten Komplimenten rief er aus: "Wie? Herr Freron bey Ihnen, Madame? ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie von Ihrer Antipathie gegen ihn zurückgekommen sind; Sie werden nicht Ursache haben, es zu bereuen, im Gegentheil werden Sie einen angenehmen Tischgenossen dabey gewinnen." Diese Frau war über den Streich, den man ihr gespielt hatte, einen Augenblick lang so betäubt, daß sie fast Lust hatte, böse zu werden; aber ihr Verstand erhohlte sich wieder. Meinetwegen, sagte sie zum Fremden, mögen Sie der Teufel oder Freron seyn, ich kann nicht umhin, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und Sie recht sehr zu lieben. Ich danke Ihnen sogar für die Lekzion, die Sie mir dadurch gegeben haben: Sie belehren mich, daß man nicht nach dem Gerede urtheilen, und keine Vorurtheile haben solle.

Was dem Herrn Freron in der Gesellschaft vor vielen andern Gelehrten den Vorzug zuwege brachte, war, daß er den wahren

ren Geist derselben kannte; er suchte nicht durch witzige und launichte Einfälle, durch Abschweifungen auf fremde Materien zu glänzen; kurz, er war da nicht Schriftsteller, sondern Weltmann, er liebte den Wein, die Weiber, und das Spiel, als wenn er sein ganzes Leben hindurch nur von diesen drey Leidenschaften beherrschet worden wäre. Denn ohngeachtet waren ihm die Musen nicht weniger lieb, sie machten einen Theil von seiner Existenz aus, und wenn ihn die Umstände nöthigten, das Amt eines Journalisten als ein Gewerb zu treiben, so war er drum keinesweges unfähig, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und aus seinem eigenen Grund und Boden Produkte zu liefern, ohne die **Versuche** zum Beweis anzuführen, die er in verschiedenen Arten geliefert hat, und die artigen Gedichte von seiner Erfindung, die man in seinen Blättern findet, sieht man es seiner Manier, seinem Stil, der Fruchtbarkeit seiner Wendungen, der Mannichfaltigkeit seiner Einleitungen an, daß es ihm an Erfindung nicht mangelte, daß er eine reiche und glänzende Einbildungskraft besaß, welche seine Sprache oft zu lebhaft, zu figürlich machte, der einzige Fehler vielleicht, den man ihm vorwerfen kann.

Freron arbeitete langsam, und er gesteht das in dem Eingang zu dem Année

Litteraire selbst. Er schreibt das vorzüglich seinem kützlichen Geschmacke zu. Vielleicht rührte dieser Fehler auch von der Beschaffenheit seiner Organen her. Der Verstand hatte sich bey ihm etwas spät entwickelt, und er erzählte darüber selbst eine Anekdote, über die sich die Enzyklopädisten, sagte er lachend, sehr gefreut haben würden, wenn sie sie gewußt hätten. Er erzählte, daß seine Aeltern, als sie in den ersten Jahren nichts hatten mit ihm machen können, theils ihn zu etwas zu gebrauchen, theils um seine Eigenliebe zu spornen, ihn, mit einer Gerte in der Hand, auf einen kleinen Sessel in den Viehhof gesetzt, und ihm die Regierung über die Truthüner anvertraut hatten, durch welches kindische Königreich sie ihn gewissermassen diesem Vieh gleich gemacht.

Ein Umstand in dem Leben dieses Aristarchs, welcher, ohne ihm die Beschimpfung aufzuprägen, womit man ihn belegen wollte, ihn auf immer merkwürdig machen wird, wenn auch seine Kritiken vergessen werden sollten, ist, daß seine Person auf öffentlichem Theater in der weinerlichen Komödie, oder dem Drama des Herrn von Voltaire, die Schottländerinn betitelt, gespielt worden, eine Art von Gegenbeschuldigung wider das Stück die Philosophen, obschon sehr ungerechter Weise, weil sie nicht auf den Verfasser

ser (Palissot) dieses andern Greuels gemünzt war; zwey Werke, die einem so verfeinerten Jahrhunderte immer Schande machen werden. In dem ersten war der Journalist gleich durch den Namen **Frelon** ausgezeichnet; nachher hat man ihn im Englischen mit dem Namen Wasp verwechselt. Einige sahen es als einige Art von Muth, andere als eine Art von Unverschämtheit an, daß er bey der ersten Vorstellung dieser persönlichen Satyre gegenwärtig war, und man ihn die Rolle eines Schurken, des niederträchtigsten Bösewichts spielen ließ, der sprüchwortweise durch diesen einzigen Zug geschildert ist: **Beschwören wollte ich's wohl, aber wetten wollte ich nicht darauf.** Er sprach darüber in seinen Blättern, und mit einer Mäßigung, die ihm hätte Ehre machen können, wenn er sie vor und nachher immer beobachtet gehabt hätte, wo er von den Werken seiner Feinde geredet. Man setzte sie also bloß auf die Rechnung einer listigen, überlegten Eigenliebe, die an sich zu halten wisse, um sich nur desto besser zu rächen.

Dem sey, wie ihm wolle; die Schauspieler, die ihm auch nicht wohl wollten, weil sie aufgehetzt waren von der **Clairon**, die bey Aufführung der **Schottländerinn** auf dem Dreyfuß saß, und regierte, dabey mit **Voltaire** und einigen Enzyklopädisten in

Verbindung stand, und wider diesen Journalisten Parthey genommen hatte, wodurch sie sich von ihm heftige Kritiken zuzog, waren nicht böse darüber, daß sie eine Gelegenheit fanden, ihn zu demüthigen. Wenn sie sich über ihn zu beklagen hatten, daß er sich auf eines oder des andern Rechnung lustig machte, so schlugen sie, den Tag nach der Erscheinung der Kritik, die Schottländerinn an, und das hießen sie: Dem Freron die Peitsche geben.

So viel Stoizismus er auch wider so häufigen Muthwillen affektirte, so sehr er sich auch durch das lüderlichste Leben darüber zu zerstreuen suchte, daß es auf seine Gesundheit keinen Einfluß zu haben schien, so verbreitete das doch viel Bitterkeit über sein Leben. Doch scheint es, als wenn seine Lebensart die Ursache seines Todes gewesen. Er stack in Schulden, und wurde von seinen Gläubigern verfolgt; man griff nach seinen Mobilien, und er sah sich so weit herabgekommen, daß er auf dem bloßem Stroh schlaffen mußte. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß Mr. de Malesherbes durch seine Verläumder, durch die Enzyklopädisten und durch die Kabale des Herrn von Voltaire angestiftet, entschlossen wäre, seine Blätter, wovon er im März 1776 noch nicht den Jahrgang von 1775 geendiget hatte, für 1776

zu

zu unterdrücken. Er empfieng diese Nachricht in der Komödie, er hatte nach seiner Gewohnheit stark zu Mittag gespeiset. Dieß machte eine Revoluzion auf ihn. Seine Frau (die zweite, die er geheyrathet hatte) war nach Versailles gegangen, um durch Bitten den Streich abzuwenden. Er hatte nach und nach den König Stanislaus, die Königin, den verstorbenen Dauphin, seine Gemahlin, und den Kanzler verloren. Er hatte keine Protekzion mehr, als bey den königlichen Prinzessinnen, und bey der Parthey der Frommen, die damals sehr schwach war. Die Frau hatte alle Protekzion in Bewegung gesetzt, und es war ihr gelungen, aber bey ihrer Zurückkunft fand sie ihren Mann todt.

Er hat verschiedene Kinder hinterlassen, unter andern einen Sohn von einigen 20 Jahren, der sich schon mit der Litteratur beschäftiget. Im Almanac des Muses stehen Erzählungen von ihm. Man sagt allgemein, das Privilegium der Blätter sey ihm versprochen worden, aber er ist ausser Stand, seinen Vater gegenwärtig zu ersetzen, und man spricht von einem Abbé Gosier, einem Exjesuiten, den sich Freron hatte zugesellen wollen, welcher ihm zum Anführer und Anordner dienen, und die Feder führen wird. Es ist ein gelehrter Kritiker, der einen guten

Auszug macht, rein schreibt, die Prüfung und die Zergliederung vortrefflich versteht, dessen Feder aber weder die Leichtigkeit noch das Glänzende, noch das Salz des verstorbenen Aristarchs hat, den alle Leute von gutem Geschmack, alle Liebhaber von gesunder Litteratur mit Recht bedauren, und besonders die Boshaften, welche gern lachen.

VII.

Michel-Angelo Amerigi da Caravagio. *)

Dieser berühmte Mann wurde zu Caravagio, einem Schlosse im Mayländischen, 1569 geboren. Sein Vater war ein Maurer

*) Dieser Mahler muß mit einem andern noch berühmtern Mañe gleiches Namens, nämlich Michel Angelo Bonaroti nicht verwechselt werden. Dieser leztere ward 1474 in dem Schlosse Caprese im toskanischen Gebiete geboren. Er lernte bey Dominikus Ghirlandajo und Bertoldo.

rer seines Handwerks, und brauchte ihn, Kleister für die Freskomahler in Mayland zu machen. Die Gewohnheit, immer um Mahler zu seyn, und sie arbeiten zu sehen, flößte ihm ingleichen Geschmack an die Mahlerey ein. Ohne Lehrer, ohne die Meisterstücke, oder Antiken zu studiren, wurde er ein grosser Künstler Das Portraitmahlen beschäftigte ihn 4 bis 5 Jahre. Ihm war die Natur der sicherste Wegweiser in seiner Kunst,

und

---

toldo. Wer die berühmte, für das Grabmal Pabst Julius II. bestimmte Statue Moses, — das schreckenvolle letzte Gericht in der sixtinischen Kapelle des Vatikans, und die verbesserte Baukunst an der St. Peterskirche betrachtet, wird mit Grunde sagen können, daß Michael Angelo in der Bau- Bildhauer- und Mahlerkunst ausserordentliche Talente besessen. Er ward von 7 Päbsten geliebt und hochgeschätzt. Der türkische Kaiser Solymann, Kaiser Karl V., König Franz I., der Freystaat von Venedig, und andere Potentaten suchten ihn in Diensten zu haben. — Michel Angelo war zwar in allen 3 obbenennten Künsten ein grosser Meister, vornämlich aber im Bildhauen. Sein grosser Kupido und sein Bachus, sind Stücke, die man weder genug betrachten, noch genug loben kann. — Seine Manier im Mahlen ist kühn und schrecklich;

und er folgte ihr knechtisch. Er mahlte bloß nach ihr; ohne alle Wahl; das Schöne wie das mittelmäßige; und kopirte sogar ihre Fehler. Als man ihm eines Tages einige schöne antike Figuren zeigte, sagte er, indem er auf die umstehenden Personen wies: " Seht! wie viel mir die Natur hier Muster zum Nachahmen, statt aller eurer Statuen gegeben hat! „ Und auf der Stelle gieng er in ein Wirthshaus, und mahlte eine Zigeunerinn ganz unverbesserlich, die eben auf der Strasse war.

Es

---

lich; er liebte darin das Schwere und Seltsame. Die Muskeln und die Theile des Leibs drückte er allzustark aus. Sein ernsthafter Geschmack verhinderte das Anmüthige. Die Gesichtsmienen sind stolz, aber meistens unangenehm. Sein Kolorit ist hart und ziegelfärbigt. — Aber welches Feuer, welche Stärke in seinen Kompositionen! welche Entzückung, welch Erhabenes in seinen Ideen! Kenner haben angemerkt, daß **Michel Angelo** in seinen Werken zu **Rom** behutsamer, weiser und nicht so ausschweifend gewesen, als in denen zu Florenz, wo er seinem Genie freyen Lauf lassen konnte. Dieser Künstler starb zu **Rom** 1564. Die Kupferschnitte und Holzschnitte, die nach seinen Werken sind gemacht worden, werden auf 320 Blätter geschätzt. Mehrere Nachricht davon ist in den **Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen** zu finden. —

Es war nicht gut mit ihm umzugehen; er war von Natur zänkisch, verachtete jedermann, und fand nur seine Arbeiten gut. Einem Manne von dem Karakter konnte es nicht lange an Feinden fehlen Ein Handel, den er zu Mayland hatte, zwang ihn, diese Stadt zu verlassen, und nach Venedig zu reisen, wo er sich auf Giorgion's Manier legte. Sein Aufenthalt war hier kurz, und er begab sich nach Rom. Er war in so armseligen Umständen, daß ihn die Noth zu Josephino trieb, der ihm Früchte und Blumen zu mahlen gab. Diese Beschäfftigung war nicht sein Werk, und er verließ Josephino, um bey Prospero, einem Mahler der Grotesken, große Figuren zu mahlen; Prospero pries sein Lob überall, und zog einen beträchtlichen Gewinn von seinen Arbeiten.

Ein Gemälde, die Spieler, das Caravagio gemahlt hatte, gefiel dem Kardinal del Monte so wohl, daß er es kaufte, den Verfertiger zu sehen verlangte, und ihn in seinem Pallast behielt, wo er verschiedene Stücke für seinen Garten-Pavillon mahlen mußte.

Alle Wände der Werkstätte des Caravagio waren geschwärzt, damit die Schatten des Gegenstandes alles Widerprallens beraubt blieben, und nur den Tag durch ein einziges

Licht

Licht aus dem obersten Fenster erhielten. So gelang es ihm, seinen Gemählden das Düstere und die Stärke zu geben, die beym ersten Anblick alle andere Gemählde verdunkelt und übertrifft.

Selbst Rubens erkannte Caravagio für seinen Meister im Helldunkeln. Caravagio lieh allen seinen Gegenständen eine so auffallende und ausserordentliche Wahrheit, daß nichts darüber gieng, und es nicht möglich war, das Natürliche weiter zu treiben. Aber alle diese Schönheiten verschwanden bey grossen Komposizionen: seine Manier zu mahlen wurde also hart und unerträglich. Er stellte seine Figuren nach einerley Plan, ohne Abstufung, ohne Perspektiv, und sein Licht blieb bey jedem Gegenstand immer dasselbe.

Alle Mahler verbanden sich gegen Caravagio; sie warfen ihm vor, daß er weder Genie, noch Anstand, noch Grazie, noch Einsicht habe, und keine gute Wahl zu treffen wisse. Wahr ists, seine Figuren sind nicht edel, er mahlte die Lastträger hin, die ihm zum Muster dienten, ohne ihre Köpfe, nach den Heiligen, Helden und andern grossen Personen, die sie vorstellen sollten, zu veredeln. Oft mußten die Altargemählde, die er für die Kirchen und Klöster verfertigt hatte, von ihren Plätzen wieder abgenommen werden; dieses wiederfuhr einem heiligen

Matthias, der wie ein Bauer aussah, und einem Gemählde, der Tod der heiligen Jungfrau, die das Ansehen einer Ertrunkenen auf demselben hatte. Aber diese Kränkungen besserten ihn nicht. Zuletzt folgten alle Mahler, vom Strome der Mode fortgerissen, seinem Beyspiel.

Als Annibal Carrachio nach Rom kam, wurde Caravagio von seinem Kolorit so stark gerührt, daß er, Trotz seines Eigensinns, in die Worte ausbrach: "Gott sey gedankt, endlich habe ich zu meiner Zeit einen Mahler gefunden! „

Caravagio pflegte von seinen Arbeiten zu sagen, daß jeder Pinselstrich, den er thue, nicht ihm, sondern der Natur gehöre. Ohne Genie, ohne Lektüre, ohne Studium seiner Kunst, war sie ihm die einzige Hilfe und Führerinn. Man nannte ihn daher den Naturalisten, und gab diesen Beynamen auch allen den Mahlern, die sich, wie er, bloß sklavisch an die Natur banden.

Sein wunderlicher und rachsüchtiger Karakter erwarb ihm wenige Freunde, wenn man den Civoli und Pomeranzi ausnimmt. Er lebte in beständiger Fehde mit Carachio, und sonderlich mit Josephino. Da der letztere sich weigerte, sich mit ihm zu schlagen, weil er nicht Ritter sey, so beschloß er nach Maltha zu gehen, und sich zum Cavaliere

ser-

serviente aufnehmen zu lassen, um den Josephino zu zwingen, alle weitere Ausflüchte aufzugeben.

Er tödtete zu Rom einen jungen Menschen, mit dem er Streit beym Ballspiel bekommen hatte, und flüchtete sich, so verwundet wie er war, nach Zagaroles zum Herzog Maria Colonna, von da nach Neapel, und endlich nach Maltha. Da sein Ruf schon überall hin erschollen war, so war er nirgends müssig, sonderlich zu Maltha nicht, wo er für die Johanniskirche und den Großmeister verschiedene Arbeiten verfertigte. Der Großmeister machte ihn zum Cavaliero serviente, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette, und gab ihm zwei Sklaven zu seiner Bedienung.

Er beleidigte einen Ritter von Ansehn, und wurde deswegen ins Gefängniß geworfen. Er entwischte bey nächtlicher Weile, gieng nach Sizilien, und weil er sich hier nicht sicher glaubte, nach Neapel. Hier wollte er so lange bleiben, bis der Großmeister, dem er eine Herodias mit dem Haupte St. Johannes zum Geschenke überschickt hatte, ihm seine Gnade auswirken würde. Aber eines Tages wurde er von bewafneten Leuten vor der Thüre seines Gasthofes angegriffen, und ins Gesicht verwundet. So sehr ihm auch die Wunde schmerzte; so

stieg er doch sogleich in eine Felucke und fuhr nach Rom, weil er wußte, daß der Kardinal Gonzaga seine Begnädigung vom Pabst erhalten hatte. Als er ausstieg, bemächtigte sich seiner die spanische Wache, die ihn für einen andern Kavalier ansah, und führte ihn ins Gefängniß, ließ ihn auch nicht eher los, als bis sie sich von ihrem Irrthum überzeugte. Er kehrte nun nach der Felucke zurück, sein Gepäcke zu hohlen, fand es aber nicht mehr. Er erlag unter der Last so vieler Widerwärtigten, irrte am Ufer umher, und erreichte endlich zu Fuß, in der größten Hitze das Thor Forto Ercole, wo ihn sein Muth gänzlich verließ; ein heftiges Fieber schlug dazu, und so starb er 1609 im vierzigsten Jahr seines Alters.

Caravagio's Leben war ein Gewebe von Unglücksfällen. In sein Vaterland durfte er nicht kommen; von allen Seiten sah er sich verbannt; kaum hatte er einen Freund, und starb ohne Beystand mitten auf der Heerstrasse. Gewöhnlich war seine Kleidung schlecht; er lebte, ohne Umstände, in der ersten besten Schenke, und als er eines Tages nicht bezahlen konnte, so mahlte er das Schild des Wirthshauses, das mit der Zeit um ein ansehnliches verkauft wurde. Viele Jahre diente ihm die Leinwand eines Portraits zum Tischtuch, auf der er seine Mahlzeiten hielt.

VIII.

Jakob von Eggers.

Jakob von Eggers, chursächsischer Generalmajor und Kommandant der Stadt Danzig, den nicht die Erbrechte der Geburt, sondern die persönlichen Verdienste seines männlichen Alters in den Adelstand erhoben haben, ward im Jahr 1704 den 14 Dezember zu **Dörpt in Liefland**, einer damals unter schwedischer Herrschaft stehenden Provinz, von bürgerlichen Eltern ans Licht gebracht. Sein Vater Jakob Eggers aus Hollstein gebürtig, sowohl als sein mütterlicher Großvater, **Cajus Krüger**, waren angesehene Bürger zu **Dörpt**, und trieben daselbst die Beckerey. Die Widerwärtigkeiten der Kindheit, der Verlust seines Vaters, und die Entfernung vom Vaterlande sind unfehlbar die geheimnißvollen Wege der Vorsehung gewesen, wodurch unser Held von der ersten Jugend auf, dem Hauswesen und dem Gewerbe seiner Voreltern entzogen, und zu der Würde eines höhern Standes ist vorbereitet worden. Schon in dem Jahre seiner Geburt

ware

ward ihm sein leiblicher Vater durch den Tod entrissen, und in dem 4ten Jahre seines Alters mußte er nebst andern Mitbürgern seine Vaterstadt verlassen. Denn als in dem damaligen schwedischen Kriege mit Rußland, **Peter der Grosse** die Stadt Dörpt erobert hatte, ließ er ihre Festungswerke schleifen, und den größten Theil ihrer Einwohner gefänglich nach Rußland führen. Unser **Eggers** ward als ein Kind nebst seiner Mutter nach **Archangel** gebracht, wo er die ersten Jahre seiner Kindheit als ein Gefangener durchlebte, und wenigstens den Vortheil hatte, in der daselbst vom **D. August Hermann Franke** eingerichteten Schule den ersten Unterricht zu empfangen.

Im Jahr 1713 schickte man ihn weiter nach **Ustjog Weliki**; seine Mutter begleitete ihn dahin, und ihre zweite Verheyrathung mit dem Freyherrn **Knut Gabrielson Sparre**, hat demselben muthmaßlich die nächste Gelegenheit verschaffet, nicht nur den nützlichen Umgang und die Freundschaft der Gefangenen Schwedischen Offiziers zu erlangen, sondern auch nachher durch das Ansehen seines Stiefvaters in schwedischen Militärdiensten angestellet zu werden. Doch mußte er im nächstfolgenden Jahre gedachten Ort wieder verlassen, und ward nach **Totma**, einer im östlichen Rußland am Flusse Su-

chona gelegenen und zur Wologdischen Provinz gehörigen Handelstadt, gebracht. Hier fand er verschiedene Landsleute, und schwedische Offiziere, die ihn nicht allein mit ihrer Freundschaft beehrten, sondern sich auch in ihrer Gefangenschaft den rühmlichsten Zeitvertreib machten, ihn in der lateinischen, französischen und italiänischen Sprache zu unterrichten, und ihm zu den Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften eine nützliche Anweisung zu geben.

Hier mögen sich auch seine grossen Talente zuerst entwickelt haben, und es ist überaus glaublich, daß er die Jahre seiner Jugend mit unermüdetem Eifer den Kriegswissenschaften, und der Erlernung der Sprachen gewidmet habe, worin er nachher, durch Uibung und Erfahrung, eine vorzügliche Stärke erlangt hat. Selbst in der Blüthe seines Alters suchte er durch eine festgesetzte Arbeit dem Staate nützlich zu werden, und übernahm deßhalb den Dienst eines Unterschreibers in der Rußischen Kanzley, wozu man ihn auch, weil er der russischen Sprache vollkommen mächtig war, schon im 16ten Jahre für geschickt erkannte, und in die Kanzley nach Wologda schickte. Inzwischen wurde durch den Nystädter Frieden 1721 seine und anderer schwedischen Kriegsgefangenen Befreyung zu Stande gebracht. Er wurde

1722

1722 aus der Gefangenschaft nach Stockholm zurückgeführt. Seit dieser Zeit genoß er die Vortheile, durch die Gnade seiner Erbkönige, von einer militärischen Ehrenstuffe zur andern erhoben zu werden. Im Jahr 1723 wurde er als Volontär bey der Fortifikazion, und 1725 als Sergeant beym lenkischen Regiment angestellt. Er gieng 1727 als Volontär in das französische Lager, welches unter dem Prinzen Tingry zwischen der Maas und Sambre stand; und that darauf eine Reise durch Frankreich, Brabant, und die vereinigten Niederlande. Mit neuen Kenntnissen zum Dienste des Vaterlands gezieret, kam er in folgendem Jahre nach Stockholm zurück, und wurde Kondukteur und Adjutant in der Festung Friedrichsburg.

Im Jahr 1733 nahm derselbe mit Erlaubniß seines Monarchen nebst andern schwedischen Offizieren, Dienste bey dem König Stanislaus, der von den russischen Truppen nach Danzig zu flüchten genöthiget wurde. Er bekam eine Kompagnie unter dessen Leibdragonerregiment, und ward während der Belagerung denen französischen Ingenieurs zur Seite gesetzt, und mit grossem Ruhme gebraucht. Nach aufgehobener Belagerung verließ er Danzig, und die nordischen Gegenden, indem er auf Befehl seines Königes

1735 nach Hessenkassel gehen mußte, um die Festungswerke von Rheinfels zu besichtigen, und in gehörigen Stand zu setzen. Hierauf wurde er zum Artilleriekapitaine in Kassel, und zum Lieutenant von der Fortifikazion in Schweden ernennet.

Im Jahr 1736 gieng er mit dem Grafen Horn nach Hannover und Wien, und im folgenden Jahr als Volontär zu den kaiserlichen Feldlagern, die unter dem Feldmarschall von Seckendorf in Ungarn und Servien standen. Aber noch in demselben Jahre wurden seine Verdienste an dem chursächsischen Hofe hervorgezogen; er wurde als Kapitaine bey der churfürstlichen Infanterie angestellet, und legte dadurch nicht nur den Grund zu seinen nachherigen Beförderungen, sondern erlangte auch die Gelegenheit, durch seine seltnen Gaben an dem Hofe Augusts III. bekannt und beliebt zu werden, und sich das grosse Vertrauen zu erwerben, welches die ihm eines Theils anvertraute Erziehung der churfürstlichen Prinzen an den Tag gelegt hat.

Um seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern, nahm er den Antrag, den jungen Grafen von Friese auf seinen Reisen zu begleiten, mit Vergnügen an, und erlangte hiedurch die vortheilhafte Gelegenheit, mit einem reifen Verstande und einer uneingeschränkten

Wiß-

Wißbegierde durch Provenze, Savoyen, Mayland und Rom eine lehrreiche und angenehme Reise zu machen. Nach seiner Zurückkunft wurde er im Jahr 1740 zum Kapitaine bey der Fortifikazion in Schweden, zu gleicher Zeit aber zum Major bey dem churfürstlichen Ingenieurkorps und der Feldbrigade erhoben, gieng auch das Jahr darauf mit der churfürstlichen Armee nach Böhmen, und wohnte in dem damals ausgebrochenen österreichischen Sukzessionskriege der Uiberrumplung und dem Sturm der Stadt Prag bey, welche von den verbundenen sächsischen und bayerischen Truppen mit gewaffneter Hand erstiegen wurde. Im Jahr 1742 mußte er sich wegen des in seinem Vaterlande mit der Krone Rußland ausgebrochenen Krieges zur schwedischen Armee verfügen, welche bey Jllby in Finnland stand, und wo er die Dienste eines Generallieutenants versahe. Das folgende Jahr darauf kam er nach Stockholm zurück, und ward zum obersten Adjutanten ernennet, mußte aber zu gleicher Zeit, wegen der in Schweden über die Wahl eines Thronfolgers entstandenen Irrungen mit Dännemark, einen neuen Feldzug mitmachen, und wohnte unter dem Befehl des Grafen von Rosen der Kampagne bey Bahuslehn in Gothland bey, woselbst er eine vollständige Karte von den Zugängen zwi-

schen Schweden und Norwegen entwerfen mußte.

Nachdem sein Vaterland durch die glückliche Erwählung eines Thronfolgers aus dem Hause Holstein und durch den Frieden zu Abo völlig war beruhiget worden, nahm er am schwedischen Hofe Abschied, und begab sich zum Könige von Pohlen nach Dresden. König August III. ertheilte ihm hierauf 1744 den Befehl, sich zur allirten Armee nach Brabant zu begeben; er begleitete dieselbe über die Schelde bis in das französische Gebiet, verließ sie aber hieselbst, um, seiner neuen Ordre zufolge, zu den churfürstlichen Hilfstruppen zu gehen, die unter dem Feldmarschall Herzog Johann Adolph von Sachsen Weissenfels in Böhmen standen. Er wurde desselben Generaladjutant, und zum Chef über den Fortifikazionsfeldetat ernennet. Hierauf wohnte er als Generalquartiermeisterlieutenant dem scharfen Scharmützel bey, welches zwischen dem churfürstlichen General Johann George Chevalier de Saxe und dem preußischen General von Einsiedel auf der böhmischen Gränze vorfiel. Bey eröffnetem Feldzuge des folgendem Jahrs 1745 wurde er zur österreichischen Armee nach Bayern geschickt, und avancirte zum Obristlieutenant bey dem churfürstlichen Ingenieurkorps. Als aber kurz nachher der Friede zu

Fues-

Fuessen geschlossen wurde, gieng er mit den sächsischen Hilfstruppen zurück, und war gegen Ende des Jahrs in der wichtigen Akzion bey Kesselsdorf gegenwärtig, wodurch zwar Dresden zur Uibergabe gezwungen wurde, aber auch 10 Tage darauf ebendaselbst der Friede mit Preußen zu Stande kam.

Nun hatte Herr von Eggers eine Zeitlang das Vergnügen, sich, bey einem ruhigen Aufenthalt in Dresden, den Wissenschaften ganz zu widmen. Jedoch belebten ihn die siegreichen Waffen der französischen Armee, welche sich in der Fortdauer des österreichischen Sukzessionskriegs nach den Niederlanden gewandt hatten, mit einer neuen Begierde an den dort erfochtenen Lorbeern Theil zu nehmen, und er gieng 1747 mit Genehmigung des Königs von Pohlen als Volontär zu den französischen Truppen, welche der Marschall Graf Woldemar von Löwendahl in Brabant anführte. Die weltbekannte Belagerung der noch nie eroberten Festung Bergopzoom und derselben mit einem unglaublichen Sturm erfolgte Eroberung, war jetzo die überaus wichtige Unternehmung, welcher der Herr von Eggers beywohnte; er machte noch den ganzen Feldzug mit, worin mehrere an der Schelde gelegene Forts eingenommen wurden. Bemeldter Belagerung hat er nachher durch ein mit grosser

Kenntniß und historischer Treue verfertigtes und im Druck gegebenes Tageregister ein Andenken gestiftet. Inzwischen gieng der Krieg zum Ende, da nach den niederländischen Eroberungen das Friedenswerk von allen Mächten eifriger bearbeitet wurde, und Herr von Eggers kam nach der Kampagne wieder nach Sachsen zurück. Nunmehro beehrte ihn August III. mit dem besondern Vertrauen, ihm die beyden Prinzen, Xavier und Karl, zum Unterricht in allen Kriegswissenschaften zu übergeben. Er fand hiebey Gelegenheit, seine seltene Naturgaben, und seine durch Uibung und Erfahrung so sehr ausgebreiteten Kenntnisse zum wahren Dienste des Staats anzuwenden. Er bezeugte in dieser neuen Laufbahn einen solchen Eifer, und wählte eine so lebhafte und angenehme Lehrart, daß er nicht nur die Zuneigung beyder königlichen Prinzen erlangte, sondern auch von deren Herrn Vater eines unterscheidenden Beyfalls gewürdiget, und 1749 mit der Ehrenstelle eines Obersten bey dem Ingenieurkorps nebst einem ansehnlichen Gehalte belohnet wurde. Ungeachtet derselbe ausser seinem Vaterlande lebte: so blieb sein Andenken in Schweden doch unvergeßlich, und wurde von den Königen von Schweden vorzüglicher Gnadenbezeugungen gewürdiget, indem er nicht nur den Schwerdorden erhielte, und in des schwedi-

schen

schen Reichs Ritter- und Adelstand erhoben, sondern auch 1751 zum Chef von der Feldbrigade in Stockholm, und 1755 zum Obersten bey der Fortifikazion in **Stralsund** ernennet wurde; welche Ehrenerhebungen der jetzt regierende König **Gustav** III. mit neuen Gnadenmerkmalen bekrönt, und durch seine huldreiche Gesinnungen den Verdiensten dieses grossen Mannes das Siegel aufgedruckt hat.

Europa genoß nach dem **Aachner** Frieden eine Zeitlang einer allseitigen Ruhe; als aber durch die zwistige Auslegung des **Utrechter** Friedens nicht nur Frankreich und Großbrittanien mit einander entzweit wurden, sondern auch bald hernach Oesterreich und Preussen in einen neuen Krieg geriethen: so wurde der sächsische Hof in denselben mit verwickelt, und unser Herr von **Eggers** bekam andere Bestimmung seines Aufenthalts. Als 1756 die bey **Pirna** zusammengezogene sächsische Regimenter den 15ten Oktober in preußische Gefangenschaft geriethen, so wurde er zum Vizekommendanten der Festung **Königstein**, der die Neutralität zugestanden wurde, ernennet, welchen Posten er bis 1758 mit vielem Ruhme bekleidete. Da aber die Stadt **Danzig** in dem immer mehr um sich reißenden Kriege ihrer Sicherheit halber eines erfahrnen und geschickten Kommandanten benö-

thigt war, so wandte sie sich deßhalb an den Herrn von Eggers, dessen Verdienste sie schon seit der letzten Belagerung kannte. Derselbe war auch sehr geneigt, die ihm augetragene Ehrenstelle nebst der damit verknüpften ansehnlichen Besoldung anzunehmen. Und da er hiezu die Einwilligung seines Königs nebst dem Titel eines Generalmajors erhielte: so wurde er den 9ten November 1758 der Stadtgarnison als Kommandant vorgestellet.

Die nunmehrige Situazion verstattete dem Herrn von Eggers einen bequemern Genuß seiner durch Verdienste erlangten Ehrenstellen, er wurde für die widrigen Schicksale seiner Jugend entschädiget, und er konnte sich nun seiner Neigung zu den Wissenschaften überlassen, ohne die Pflichten des Kriegsstandes im geringsten zu verabsäumen. Danzig wird den Eifer und die Sorgfalt in unvergeßlichem Andenken erhalten, womit er seine Kommandantenstelle verwaltet hat. Immerfort beschäftiget und aufgeweckt in seinen Verrichtungen, vorsichtig und edel in seinen Unternehmungen, standhaft und beherzt im Entschlusse, aufmerksam und pünktlich in seinen Befehlen, erwarb er sich den Ruhm eines wachsamen und rechtschaffenen Kommendanten.

Als

Als Gustav III. den schwedischen Thron bestieg, so ernannte er den Herrn von Eggers zum Kommandeur des Schwerdordens, und erhob ihn in den Freiherrnstand. Aber dieses sollten auch die letzten Ehrenzweige seyn, womit seine Verdienste in dieser Zeitlichkeit bekrönet wurden; denn er starb den 12 Jäner 1773 plötzlich, und ohne daß seine erschrockene Bedienten ihm Hilfe leisten koñten. So unvermuthet starb dieser grosse Mann, der als Christ und als Menschenfreund, als Offizier und als Gelehrter gleiche Vorzüge besaß, und dessen Eigenschaften des Verstandes wenigstens den Eigenschaften seines Herzens gleich waren. Die Religion hatte einen grössern Einfluß in sein Herz, als in das Zeremoniel seines Wandels, und sie hatte ihn zum wahren Menschenfreund gebildet. Sein uneigennütziges Betragen machte ihn zum Freund der Hilflosen, und zur Stütze der Verlassenen. Er schätzte fremde Verdienste, und sein edler Trieb, Hilfe zu leisten, floß aus der ächten Quelle. Auf sein Wort konnte man sich verlassen, und er versprach nie etwas, was er nicht halten konnte. Die Würde seines Karakters behauptete er mit Anstand. Aber Stolz, Neid und Eigennutz waren allzu niedrige Eigenschaften, als daß sie in einer so schönen Seele hätten eindringen können. Mit den edelsten Tugenden seines

nes Herzens verknüpfte er einen scharfen und durch Erfahrung ausgebildeten Verstand. Seine Einsichten und ausgebreiteten Kenntnisse waren um desto schätzbarer, da sie der Kultur seiner Naturgaben allein beyzumessen waren. Er war von Jugend auf sein eigener Lehrmeister gewesen, und ob er schon nie eines öffentlichen Unterrichts genossen hatte: so war er doch durch eigenen Fleiß und Wißbegierde so weit gekommen, daß er in keiner Wissenschaft ein Fremdling war, und in einigen selbst Gelehrten von Profession den Vorzug streitig machen konnte. Seine Neigung zu dem Soldatenstand war allzeit mit einer ungemeinen Liebe zu den Wissenschäften verknüpft gewesen; die alten und die beßten unter den neuern Schriftstellern hatte er mit ausserordentlicher Begierde gelesen, und er las noch bis in sein Alter mit gleicher Applikazion. Ausser einer praktischen Gelehrsamkeit in allen Kriegswissenschaften hatte er die Geschichtskunde mit ihren Hilfswissenschaften vollkommen inne. In der ältern und neuern Geschichte fehlte er nicht leicht in der richtigen Angabe der Zeit, oder der Namen, und er wußte die kleinen erläuternden Anekdoten, welche oft auch dem fleißigsten Leser zu entwischen pflegen. Hierzu kam seine Kenntniß in der schönen Litteratur, worinen er öfters Beweise von seiner grossen Belesenheit

heit ablegte. Er sprach, ausser der lateinischen und englischen Sprache, die er gut verstund, schwedisch, deutsch, russisch, französisch und italiänisch. Als ein wahrhafter Gelehrter besaß er eine auserlesene Bibliothek. Im Jahr 1771 ließ er ein Verzeichniß von seinen Büchern, welche vorzüglich in die Kriegswissenschaften einschlugen, unter dem Titel: Bibliotheque militaire öffentlich drucken, und bestimmte sie zum ungetrennten Bisitz eines Mäzens, oder Freundes der Musen. Eine grosse Monarchin hat diese Bibliothek noch kurz vor seinem Tode für eine ansehnliche Summe Geldes an sich gekauft.

Seine grosse Gelehrsamkeit wurde durch das Verdienst einer unermüdeten Arbeitsamkeit erhoben; er haßte den Müssiggang, und zeigte solches in der Wahl seiner Ergötzlichkeiten. Vom Spiele war er nie ein Liebhaber. So gerne er einen nützlichen Zeitvertreib ausserhalb dem Hause wählte, so emsig und fleißig war er auch auf seinem Zimmer. Ausser seinen eigenhändigen Manuskripten, die fruchtbare Bemerkungen auf seinen Reisen, und dienliche Erläuterungen zu denen von ihm mitgemachten Feldzügen in sich enthalten, und deren er eine grosse Menge hinterlassen hat, ist er auch durch öffentlich in Druck gegebene Schriften berühmt geworden. Sein Tagebuch von der Belagerung von Bergopzoom

ist

ist unter dem Titel: Journal du Siege de Bergopzoom seit 1747 in verschiedenen Auflagen ans Licht getreten. Er hat des Herrn Aubert de la Cannaye Dictionaire militaire verbessert und mit Zusätzen vermehrt, zu Dresden 1752 in 2 Oktavbänden herausgegeben; auch selbst ein Kriegs- Ingenieur, Artillerie- See- und Ritterlexikon geschrieben, welches ebendaselbst 1757 in 2 Bänden 8vo herausgekommen ist. Ausser dem besaß er eine vorzügliche Kenntniß von Münzen und Medaillen, und hatte einen kostbaren Vorrath von Kupferstichen, Zeichnungen und Rissen, die er zum Theil selbst verfertiget hat, nachgelassen. Ungeachtet er im ehelosen Stande lebte: so ließ er sein Haus doch nicht durch fremde Vorschriften regieren, sondern ordnete und richtete alles selbsten ein, und ertheilte in dem kleinsten Umstande selbst die Befehle, welche seine Domestiken befolgen mußten.

In einem so reichen Maaße besaß Herr von Eggers die wahren Eigenschaften eines grossen Mannes. Er wäre das Schicksal würdig gewesen, länger zu leben. Sind aber Tapferkeit und Klugheit, sind Gelehrsamkeit und Geschmack, sind Menschenliebe, Freundschaft und das edelste Herz, Titel zum unsterblichen Nachruhm, so wird ihn der Herr von Eggers haben, und auf die späteste Nachwelt

welt behalten; ja es ist genug zu seiner Ehre gesagt, daß er vom August III. geliebet, und vom Gustav III. geschätzt wurde.

IX.

Chateaubriant.

(Franzißka von Foix, Gräfinn von)

Wenn es gleich etwas gefährliches ist, junge Frauenzimmer von den Vergehungen und Ausschweifungen, die in der Welt vorfallen, gar zu umständlich zu unterrichten, so ist es doch oftmals weit gefährlicher, sie hierinnen gänzlich in der Unwissenheit zu lassen. Franzißka, die Tochter Johanns von Foix, war um das Jahr 1495 geboren, und hatte kaum das zwölfte Jahr erreichet, als sie der Graf Johann von Chateaubriant, aus dem Haus Laval, zur Ehe begehrte. Ihre äusserlichen Reizungen waren ihre ganze Mitgift, und in der That war dieses beträchtlich. Ihre Aeltern, welche von Herzen froh waren, sie um diesen Preiß an den Mann zu bringen, sagten ihr nichts anders vor, als was für ein grosses Glück es

für ein Frauenzimmer wäre, wenn sie einen reichen Mann heyrathete. Das junge Schlachtopfer achtete sich glücklich, weil man ihr sagte, sie müßte glücklich seyn. Der glänzende Aufputz eines prächtigen Hauses, und die ersten Liebkosungen eines Gemahls machten, daß sich Franziska damit für die Aufopferung ihrer kleinen kindischen Inklinazion für entschädiget hielt, und der Verlust ihrer Freiheit ihr nicht sonderlich nahe gieng.

Der Graf, der den ganzen Werth eines noch so unerfahrnen Herzens kannte, eilte mit ihr aufs Land, und sperrte sich daselbst mit dem festen Entschluß ein, einen solchen Schatz niemals ans Tageslicht kommen zu lassen. Allein die Glückseligkeit eines solchen Liebesritters ist immer unvollkommen, so lange es niemanden giebt, der ihn darum beneidet. Der Graf ließ sich gelüsten, einigen seiner guten Freunde etwas davon vorzurühmen. Die Neubegierde, die dies bey ihnen erregte, vergrösserte zwar in seinen Augen die Reizungen seiner Gemahlinn; aber sie machte auch zugleich, daß er seine Unbesonnenheit erkannte. Er hielt die Gräfinn desto sorgfältiger verborgen; und damit man ihn nicht etwann eines Vorurtheils, dies heißt, der Liebe zu seiner Frau, für fähig halten möchte, so erschien er bey Hofe mit der gezwungenen Mine eines Mannes, der nicht gern haben

will,

will, daß man ihn eifersüchtig nennen soll. Da es in damaligen Zeiten eben nicht gebräuchlich war, daß die Weiber mit ihren Männern nach Hofe giengen; so blieb die Gräfinn einsam und allein auf ihrem Gute, in der völligen Versicherung, daß in der Abwesenheit ihres Gemahls alle Gesellschaft von ihr verbannet seyn müßte: aber sie wird gar bald im Schooße der Lustbarkeiten ihren Gemahl so vergessen, daß sie sich kaum seines Namens erinnern kann.

Im Jahr 1515 bestieg **Franz der Erste** den Thron. Dieser eben so galante als kriegerische Prinz wollte die Damen an den Hof ziehen: " Denn ein Hof ohne Damen, „ sagte er, " ist ein Frühling ohne Rosen. „ Den Augenblick sah man die Höflinge eine Liste von Schönheiten in **Frankreich** aufsetzen; ein jeglicher lobte seine Heldinn, und alle zusammen vereinigten sich zum Lobe der Gräfinn von **Chateaubriant**.

Der König wollte sie sehen. Der Graf voller Verzweiflung sagte eine Menge Dinge zu seiner Frauen Nachtheil; unter andern, sie wäre wohl eine schöne Figur, aber ohne Geist, eine wahre marmorne Bildsäule, die nur die Einsamkeit liebte, und den Umgang flöhe. Der König aber wollte ihm nicht aufs Wort glauben; und wer wollte auch wohl in

solchem Fall einem Ehemanne Glauben beymessen?

Die Hofleute giengen noch weiter; sie hatten ohne Mühe den Grund von diesen Reden errathen, und überhäuften ihn mit Scherz und Spöttereyen. Man bewies ihm, daß er seine Frau müßte nach Hofe kommen lassen; seine Ehre beruhte darauf. " Ich kann es " mir gar gern gefallen lassen, daß sie her= " kömmt, „ sagte der arme Mann mit der gleichgültigsten Mine, die er nur anzunehmen vermochte, " wenn ich sie nur bereden kann, " daß sie sich dazu entschließt. „

Auf der Stelle fuhr er mit Postpferden auf sein Gut. Als er zu Hause angelangt war, band er seiner Gemahlinn ein, daß sie nicht käme, man möchte ihr auch sagen lassen, was man wollte; ja sie sollte sich nicht einmal an das kehren, was er selbst ihr etwann schreiben möchte, so lange er ihr nicht ein gewisses Zeichen geben würde, welches er mit ihr verabredete.

Alle dergleichen vorsichtige Anstalten und Verordnungen thaten seiner jungen Gemahlin die Augen auf, und machten ihre Neubegierde rege; denn zu allen Zeiten haben die Weiber nichts lieber und begieriger gethan, als was ihnen verboten war. Die Gräfinn sehnte sich darnach, den Hof zu sehen, ein Land, das ihr bisher noch ganz unbekannt

war;

war; und ihr Gemahl gab ihr durch seine Unbesonnenheit in der Folge Gelegenheit, diese Sehnsucht zu befriedigen.

Als er wieder nach Hofe kam, wußte er sich so gut zu verstellen, daß man wirklich anfieng zu glauben, er sey bey der Sache ganz gleichgültig. Man war schon auf dem Wege, die Gräfinn für ein einfältiges Weib zu halten, als er einstmals auf den Einfall gerieth, seinem Kammerdiener einen Ring zu zeigen, und ihm zu sagen, dieser Ring wäre eben so kräftig, als ein Feyenring; und wenn er denselben gebrauchen wollte, so müßte seine Frau augenblicklich vor ihm erscheinen.

Der listige Bediente errieth das Räthsel, und sah dieses sogleich als ein Mittel für sich an, sein Glück zu machen. Er entdeckte das Geheimniß einigen Hofleuten, nahm seinem Herrn den Ring heimlich weg, ließ einen andern darnach machen, den er ihm in die Tasche steckte, und ergriff die erste Gelegenheit, da der Graf an seine Gemahlinn schrieb, den rechten in den Brief zu stecken. Auch dieser Brief war ein Blendwerk; denn man hatte dem Grafen das Versprechen abgenöthigt, daß er an seine Frau schreiben, und sie nach Hofe zu einer Lustbarkeit einladen wollte.

Auf das verabredete Signal erscheint die Gräfinn bey Hofe. Der Graf erstaunt über die Verrätherey die man ihm gespielt hat; und da er die Spöttereyen, die ihm nunmehr wie ein Platzregen auf den Kopf kommen würden, vorsah; so gieng er auf der Stelle vom Hof hinweg, ohne der Gräfinn ein Wort zu sagen, und reiste sogleich nach Bretagne.

Seine Frau hegte zwar gegen ihn die beßten Gesinnungen von der Welt; aber sie konnte doch die Lobsprüche, die rings um sie her erschallten, nicht ohne Empfindung anhören. **Franz der Erste** bewarb sich um ihre Gewogenheit. Eine solche Huldigung machte, daß die Gedanken von Tugend, welche man ihr bisher zur Pflicht gemacht hatte, in einem Augenblicke verschwanden; und Ehrgeiz verbunden mit Liebe vollendete ihre Niederlage.

Unterdessen wollte der Graf immer verzweifeln. Um ihn zu trösten, gab man ihm zu erkennen, daß er sie selbst in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, die versprochene Treue zu brechen, indem er von ihr gegangen wäre. " Mein Herz ist so voll noch nicht, " schrieb sie ihm, " daß Sie nicht immer noch " einen Platz darinnen behaupten könnten. " Man bot ihm die vornehmsten Staatsbedienungen an; aber er schlug sie alle aus.

Oder

Odet von Lautrec und Lescün, der Gräfinn Brüder, waren so eckel nicht, und standen dafür desto mehr im Kredit. Sie wurden alle beyde Marschälle von Frankreich, und machten sich viele Feinde; allein die Schönheit ihrer Schwester war Ursache, daß man dem Lautrec den Verlust von Mayland verzieh, an welchem er zum Theile Schuld war. Diesen Fehler wieder gut zu machen, gieng Franz der Erste im Jahr 1525 wieder über die Alpen, worauf er in der Schlacht bey Pavia gefangen wurde.

Dieser Unglücksfall stellte die Gräfinn dem ganzen Hasse der Mutter des Königs, Louisen von Savoyen, einer geschwornen Feindinn der Favoritinnen, bloß. Franziska ward über den Kränkungen, die ihr widerfuhren, und wegen der unbeständigen Laune, die sie an ihrem Liebhaber gemerkt hatte, des Hoflebens satt, und söhnte sich mit ihrem Gemahle wieder aus. Der Graf, der sich schon lange mit der Hoffnung gespeist hatte, seine Rache mit der Zeit zu sättigen, that, als ob er seinen Verdruß vergessen hätte, um diese Rache desto unfehlbarer auszuführen.

Allein kaum befand sie sich wieder in seiner Gewalt, so ließ er sie in einer Stube des Schlosses einsperren, und gab ihr niemanden zur Gesellschaft, als ihre Tochter,

ein Kind von sieben bis acht Jahren. Diese Stube hatte er schwarz ausschlagen lassen, damit sie das schreckende Bild des Todes beständig vor Augen haben sollte. Die kleine Tochter starb nach Verlauf eines halben Jahres. Nunmehr sah der Graf, daß ihm kein Hinderniß mehr im Wege war; er vollendete also das Verbrechen, womit er schon seit langer Zeit schwanger gegangen war.

Er kam zu seiner Frau in die Stube, und brachte sechs Mann, und zween Wundärzte mit sich, die ihr an beyden Armen und Füssen die Adern öffneten. Mit Vergnügen sah der grausame Gemahl dieses Blut fliessen, ohne sich durch die Thränen und die Schönheit seines Schlachtopfers rühren zu lassen.

Sobald sie den Geist aufgegeben hatte, war er auf seine Sicherheit bedacht, und flüchtete aus Frankreich, um der Rache des Königs auszuweichen. Allein nachdem eine Liebe, die er nach seiner Wiederkunft aus Spanien gegen die Herzogin von Estampes faßte, in dem Herzen Franz des Ersten das Andenken an die Gräfinn ausgelöscht hatte; so machte der Graf dem Reichsfeldherrn von Montmorenzi eine Donazion mit dem Gute Chateaubriant, und kam wieder nach Hofe. Die Schönheit dieses Geschenkes war

Ursache, daß das Abscheuliche seines Verbrechens gänzlich vergessen wurde.

Der Pater Daniel meint, die Umstände bey diesem Tode der Gräfinn wären grundfalsch, und sie sey im Jahr 1537 ganz ruhig auf ihrem Schlosse gestorben; auf der andern Seite aber versichert uns Varillas, er habe diesen Bericht bloß auf Treu und Glauben eines Aufsatzes nachgeschrieben, den ihm der Präsident Ferrand aus den Archiven von Chateaubriant zugestellt hätte. Chalon in seiner Geschichte von Frankreich sagte Folgendes: " Die Gefangenschaft des Königs war das größte Unglück für die Gräfinn von Chateaubriant. Ihr Gemahl machte sich diese Zeit zu Nutzen, sie die Folgen von seiner Eifersucht und Rachgier empfinden zu lassen; er brachte sie ums Leben, indem er ihr die Ader öffnen ließ. "

Dem sey, wie ihm wolle; genug, die Gräfinn von Chateaubriant war eine der schönsten Personen ihrer Zeiten. Sie starb, wie gedacht, im Jahre 1537, und ward in der Mathurinerkirche zu Chateaubriant beygesetzt, wo man noch heutiges Tages ihr Bild in Marmor, mit folgender Grabschrift *) sieht:

FF Peu de Telles. FF.

Prou de moins

Sous ce Tombeau gît Françoise de Foix,
De qui tout bien Chacun souloit en dire,
Et le Disant, onc une seule voix
Ne s' avança d' y contredire
De grand, beauté, de grace qui attire,
De bon savoir, d' intelligence prompte,
De biens d'honeur, & mieux que ne raconte,
Dieu éternel richement l'étoffa.
O Viateur, pour t'abréger le conte,
Cy gît un rien, la ou tout triompha.
Deceda le 16 d' Octobre l'an 1537.

Point de plus.

FF. FF.

*) Wenige ihres gleichen.

Viele geringer.

Hier unterm Steine liegt Franzißka von Foix,
Von der ein jeder immer alles Gute sprach;
Und sprach er es, so war auch da nicht eine Stimme,
Die ihm nur hätte wollen widersprechen.
Mit grosser Schönheit, mit gefälliger Anmuth,
Mit guter Wissenschaft, und fertigem Verstande,
Mit Gut, mit Ruhm, mit mehr, als man erzählt,
Versah sie Gott der Herr in reichem Maaß.
O Wandrer, den Bericht dir abzukürzen,
Hier liegt ein Nichts, wo alles triumphirte.
Gestorben den 16 Oktober, im Jahr 1537.

Keine mehr.

X.

Renata von Clermont d'Amboise,

Gemahlinn Johanns von Montlüc, Erbherrn auf Balagni.

Man nannte diese Heldinn fast nie anders, als die Dame oder die Marschallinn von Balagni; und unter diesem Namen erwähnen sie auch alle Geschichtschreiber. Sonsten war sie die Gemahlinn Johannes von Mantlüc, Erbherrn auf Balagni, und eine würdige Schwester des tapfern Büßi. Sie gieng im Jahr 1593 zu Heinrich IV. nach Dieppe, und erwarb sich die Hochachtung dieses großmüthigen Prinzen dermassen, daß er dem Herrn von Balagni, der sich unter Begünstigung der bürgerlichen Kriege, in den Besitz von Cambray gesetzt hatte, die Souverainität darüber ließ. Er war schon im Jahr 1591 von dem Herzoge von Alencon zum Guverneur von Cambray gemacht worden, und da er von Natur hart und hochmüthig war, so hatte er sich die Mühe nicht

nicht genommen, sich Freunde und Kreaturen zu machen. Es ward also noch viel schlimmer, da er nunmehr gar unumschränkter Herr von Cambray war; denn er begegnete seinen Vasallen mit mehr Aufgeblasenheit, und tyranisirte seine Unterthanen mehr, als er bisher noch gethan hatte.

Diese Leute suchten schon seit geraumer Zeit eine günstige Gelegenheit, das Joch abzuschütteln. Einige von ihren Freunden oder Landsleuten, die bey der Parthey der Spanier dienten, überredeten den Grafen von Fuentes, vor Cambray zu gehen, und es zu zu belagern; welches er dann im Septembermonat 1595 that. Die Völker in Artois und Hennegau, um sich von der Unterdrükung des Balagni zu befreyen, verstärkten die spanische Armee um mehr als acht tausend Mann; und selbst der Bischof von Cambray unterstützte diesen Feldzug aus seinem Beutel, in der Hoffnung, die Güter, die seiner Kirche gehörten, und deren man dieselbe beraubet hatte, wieder zu bekommen. Die Einwohner von Cambray sahen die Anstalten zu der Belagerung mit der größten Freude an. Da sie entschlossen waren, sich der tyranischen Herrschaft ihres Souverains zu entziehen, so versammelten sie die Gassen, die nach der Zitadelle führten, bestachen zwey Hundert Schweizer von der Besatzung, bemei=

meisterten sich des grossen Marktplatzes, auf welchem sie sich verschanzten, und schickten sodann Abgeordnete an den spanischen General, um mit ihm wegen der Uibergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten.

Balagni gerieth über die Verrätherey der Einwohner in Erstaunen und Wuth, und hatte nicht das Herz, selbst zu ihnen zu gehen, und sich persönlich zu zeigen; seine Gemahlinn war dreister, sie nahm eine Pike in die Hand, und verfügte sich ganz allein nach dem grossen Marktplatze. Hier nun wendete sie alle mögliche Mittel der Beredsamkeit an, um die Einwohner wieder zum Gehorsam zu bringen; aber es war umsonst. Sie öffneten den Spaniern die Thore, und vereinigten sich mit ihnen, die Zitadelle zu belagern. Unsere Heldinn hatte sich wieder dahin verfüget, und wurde nicht müde, die Besatzung aufzumuntern, daß sie sich tapfer wehren sollte. " Sie wohnte, „ sagte der Pater le Moine, " allen Fakzionen der Sol" daten bey; sie visitirte die Schildwach" ten und die Hauptwachten; sie hielt An" reden auf den Basteyen, und ertheilte durch " ihre Gegenwart, und durch ihr Beyspiel " dem Faschinenbau Hitze und Leben; und " hätte sie noch zu rechter Zeit das Herz der " Einwohner gewinnen können, so würden " sich der Kopf des Grafen von Fuentes,

" und

" und alle Aerme seiner Armee bey dieser
" Belagerung ziemlich vergebens müde ge-
" gearbeitet haben."

Weil die Besatzung in der Zitadelle von Cambrey alle Hoffnung aufgeben mußte, Sukkurs zu bekommen, oder entsetzet zu werden, so kapitulirte sie den 7ten Oktober 1597. Nunmehr dachte die Frau von Balagni, sterben wäre doch nicht so ärgerlich für sie, als leben, und nichts mehr seyn. Da sie also sah, daß man in Traktaten stand, so schloß sie sich in ihr Kabinet ein, wo sie vor Verdruß starb, und mithin ihr Leben verlor, ehe sie noch den Titel einer Fürstin verloren hatte.

XI.

Kardinal Dubois. *)

Dubois war eines Apothekers Sohn aus Brive-la-Gaillarde, und im Jahre 1656 geboren. Er hatte einen gefälligen,
bieg-

*) Aus dem geh. Privatleben Ludwigs XV. gezogen.

biegsamen und einschmeichelnden Geist, und besaß eine muntere und fröhliche Gemüthsart, hieng übrigens aber den Vergnügungen mit grosser Hitze nach, und war dabey von höchst verderbten Sitten. Dem Herzog von Orleans hatte er von Jugend auf gefallen, er war sein Lehrer, wurde aber bald sein Vertrauter, und gab ihm einen sehr nützlichen Rath, die Verheyrathung dieses Prinzen mit einer natürlichen Tochter Ludwigs XIV. betreffend, wozu er ihn beredete, und überhaupt nicht sowohl dem Range, als vielmehr der Person Sr. königlichen Hoheit anzuhängen schien. Er stieg zwar erst spät zu höheren Ehrenämtern, denn er ward erst im Jahre 1716 Staatssekretär, da er bereits 60 Jahr alt war. Da er aber einmal auf dem Wege der Ehrenstellen war, gieng ihm auch kein Augenblick verloren. Im Jahr 1717, nachdem er im Haag als bevollmächtigter Ambassadeur den Tripelallianztraktat unterzeichnet hatte, wurde er geheimer Kabinetssekretär. Im Jahr 1718 schloß er zu London den berühmten Traktat, oder Entwurf zum allgemeinen Frieden in Europa. Bey seiner Zurückkunft bekam er das Departement der auswärtigen Affären, Im Jahr 1720 ward er aus einem Abbe gleich Erzbischof von Cambray. Als er bey dieser Gelegenheit von demjenigen, der ihn ein-

weihen

weihen sollte, verlangte, daß er ihm zuvörderist die Priesterweihe, nächstdem das Diakonat, das Subdiakonat, die vier geringere Weihen (quatuor minores) und die Tonsur geben müßte, ward dieser ungeduldig, und rief aus: " Fehlt ihnen nicht etwann auch noch die Taufe? „ Das wird wenigstens behauptet, daß er an diesem Tage zum erstenmal zur Kommunion gegangen. — Massilon war niederträchtig genug, ihm die Weihe zu geben. — Als dieser zum Kardinal de Noailles kam, um dessen Einwilligung zu holen, so bezeigte diese Eminenz ihr Erstaunen, daß ein geistlicher Redner, der schon so schöne Sachen gepredigt hätte, sich zu einer solchen schändlichen Niederträchtigkeit herablassen können. Das folgende Jahr wurde er zur Kardinalswürde erhoben. Klemens XI. wollte ihm zwar den Kardinalshut nicht geben, so sehr auch die französischen Kardinäle darum anhielten, die sich dadurch bey dem Regenten einschmeicheln wollten; der Tod dieses Pabstes aber, der den 19 März 1720 erfolgte, half dem Kardinal Conti zum päbstlichen Thron, unter dem Namen Innozenzius XIII. Man sagt, daß Dubois, mit Hilfe zwo Millionen, die er in der Familie des neuen Pabstes austheilte, die Kardinalswürde erhielt. Ganz Frankreich ärgerte sich darüber, und bekam eine üble

Mei-

Meinung von Innozenzius XIII.; allein dieser erklärte, daß er diesen Prälaten nicht sowohl seiner persönlichen Verdiensten wegen, so groß selbe übrigens auch wären, sondern wegen der Dienste, so er der Kirche geleistet, zu deren Frieden er am meisten beygetragen, zum Purpur erhoben hätte. — Was das für ein angeblicher Frieden war, das wollen wir im Folgenden sehen:

Seit dem zweideutigen Schreiben des Reichsverwesers über die Kirchlichen Angelegenheiten damaliger Zeit, welches die Jansenisten anfänglich als sehr günstig für ihre Parthey ansahen, welches aber, bey richtiger Erklärung, nichts als den Entzweck seines Verfassers, sie zu täuschen, verrieth, verloren sie ihren Kredit bey Sr. königlichen Hoheit immer mehr und mehr.

Der Prinz, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, glaubte die Gegenparthey unterstützen, und auf solche Art beyde wieder zu Friede und Einigkeit zurückbringen zu müssen. Er trug dem Erzbischof von Cambray diese Kommission auf. Dieser ließ es seine erste Sorge seyn, die Lage der Sache kennen zu lernen, als warum er sich bisher gar nicht bekümmert hatte; er hielt daher verschiedene Konferenzen mit den Häuptern. Die Kardinäle de Byssy und de Rohan waren die Vornehmsten von denen, die

es mit der Konstituzion hielten. Der eine war ein Mann von vielem Verstande und grosser Gelehrsamkeit, und bey den genauesten Verbindungen mit den Jesuiten, zugleich mit dem Bischof de Chartres, der eifrigste Unterstützer ihrer Verfolgungen gegen ihre Widersacher. Der andere, von sehr hoher Geburt, Großalmosenierer von Frankreich, und Bischof von Straßburg, hatte ein Genie, das, fast ohne alle Anstrengung und Studiren die abstraktesten Wahrheiten durchschaute. Er drückte sich übrigens mit so vieler Richtigkeit, Zierlichkeit und Annehmlichkeit aus, daß vielleicht niemand, als etwa der einzige Kardinal Polignac, es hätte mit ihm aufnehmen können.

Der Kardinal de Noailles, aus einer sehr mächtigen Familie, und persönlich beliebt bey den Parisern, gab der entgegengesetzten Parthey ein wahres, achtungsvolles Ansehen. Man war überzeugt, daß, wenn man ihr diese Stütze entreissen könnte, man sie so schwächen würde, daß man sie hernach willkührlich behandeln könnte, ohne sich für unangenehme Folgen fürchten zu dürfen. Aber ihn abspenstig zu machen, war die größte Schwierigkeit. Er empfand die Beleidigungen der Jesuiten tief in seinem Herzen. Uiberdieß war er sehr unentschlossen. Kurz, da er gegen die Konstituzion mehr als einmal

ap-

appellirt hatte, wie konnte er nun zurückziehen, da er so weit vorwärts gedrungen war? Inzwischen fand die Geschicklichkeit des Unterhändlers einen bequemen Mittelweg, auf dem der Kardinal zurückgehen konnte, ohne seiner Eigenliebe weh zu thun. Dieser willigte also wirklich ein, die Konstituzion anzunehmen; es verliefen aber doch zwey Jahre, ehe er sein Versprechen hielt.

Der Pabst war hiebey eine sehr nothwendige Person; die Behandlung dieser Sache jaber höchst schwer und kützlich. Als Verfasser der berüchtigten Bulle Unigenitus liebte er sein Werk. Es verdroß ihn, daß sie nicht registrirt wurde; die Widersetzlichkeiten, die er fand, brachten ihn auf, er wollte sie pur und simpel, wie sie einmal da lag, angenommen wissen, und nichts von Erklärungen hören. Dem Kardinal de la Tremouille war das dornigte Geschäft aufgetragen, mit Sr. Heiligkeit in Unterhandlung zu treten; er vollzog es mit vieler Geschicklichkeit, indem er bald aufmunterte, bald schreckte. Dadurch gewann er Zeit, und verhinderte unterdessen die entscheidende Schritte, die man hätte thun können. Zum Unglück war seine Gesundheit völlig ruinirt, und man mußte ihm einen Beystand geben. Wer hätte geglaubt, daß es ein Jesuit seyn würde, den man zu diesem Geschäfte ausgesucht httae!

Der Pater Lafiteau war nach Rom geschickt worden, um seine zu Paris angefangene theologische Studien zu vollenden, oder dies war vielmehr der Vorwand seiner Versetzung. Seine Obern hatten an ihm den feinen, zu Unterhandlungen tauglichen und erforderlichen Geist wahrgenommen, und wünschten, daß er denselben an dem Orte, wo die feinsten Staatskniffe eigentlich zu Hause gehören, recht ausbilden, und zur Vollkommenheit bringen mögte. Er gefiel dem heiligen Vater, das wußte man in Frankreich, und man glaubte, nicht besser thun zu können, als daß man sich an diesen jungen Liebling Sr. Heiligkeit wendete. Die Wahl des Hofes schmeichelte seine Eigenliebe, und da er durch diesen Kanal mehr Nutzen für seinen Ehrgeiz zu ziehn hoffte, als von seinem Orden, so opferte er das Interesse des letztern auf, um dem Reichsverweser gefällig zu werden, wenigstens übernahm er ein Geschäft, das mit seinem Habit nicht stimmte, das ihn bey seiner Gesellschaft ins schwarze Register brachte, und ihn nöthigte, sie zu verlassen, und ein Prälat zu werden. Man machte ihn zum Bischof von Sisteron.

Lafiteau kam nach Frankreich mit Friedensvorschlägen von Klemens XI. und mit einer ganzen Menge von Forderungen und

Be-

Bedingungen. Um den Pabst bey Gutem zu erhalten, erfüllte man einige der letztern. Man gab nämlich der Universität gemessene Befehle, sich ruhig zu halten, und ihre Berathschlagungen gegen die Konstituzion nicht fortsetzen. Man strich aus den Registern der Fakultät gewisse Beschlüsse aus, die die Behauptung von der Unfehlbarkeit des Pabstes als ketzerisch und irrig verworfen; und man errichtete endlich mit Zustimmung der vornehmsten Appellanten eine Gesellschaft, welche sich mit Erklärung der in dieser Bulle enthaltenen Lehrsätze beschäftigen sollte. Das Werk war lang, und nur nach vielen Prüfungen, Veränderungen, Milderungen, und Verbesserungen konnte man damit zu Stande kommen, und doch mußte man erst die Jesuiten gewinnen, die alsdann wieder die Bischöffe nach Gefallen lenkten. Glücklicher Weise waren diese Patres in zwo Fakzionen getheilt, die sich durch die Namen der **Gut-** und **Uibelgesinnten** unterschieden.

Das Haupt der **Gutgesinnten**, Pater **l'Allemant**, erklärte sich für die Gesellschaft der Ausleger, und seine ganze Parthey folgte ihm nach. Unter den Prälaten war Herr **Languet**, Bischoff von **Soissons**, hernach Erzbischof von **Sens** durch verschiedene Schriften bekannt geworden, die er unter dem Titel von **Nachrichten, über die** Konsti-

tuzion herausgegeben; dieser hat sich unter den Konstituzionsfreunden grossen Ruhm erworben, und war, wie der Reichsverweser sich auszudrückē pflegte, ein Hund mit einem grossen Halsbande geworden. Ihn zu gewinnen, war von grosser Wichtigkeit. Man berief ihn an den Hof, den er nicht anders gesehn, als da er seinen Huldigungseyd geschworen hatte. Er konnte den Liebkosungen und besonders den Lobeserhebungen Sr. königlichen Hoheit nicht widerstehen; er ergab sich so vielen Gnadenbezeigungen, und ward die Haupttriebfeder, und der eifrigste Vertheidiger des zu errichtenden Vergleichs; die mehresten in Paris befindlichen Prälaten folgten seinem Beyspiel.

Der Abbé de la Fare Lopits wurde abgeschickt, um, auf die Empfehlung des Paters l'Allemant, die Unterschriften verschiedener abwesenden Prälaten einzuholen, und man pflegte damals im witzigen Scherze zu sagen, daß dieser Abbé hingereist wären die Bischöffe zeichnen zu lehren.

Einige weigerten sich, wie zum Beyspiel, die Herren von Montpellier, von Boulogne, von Nimes, und von Saintes, die dafür in ihre Kirchsprengel verbannt wurden. Die Pariser Pfarrherren gaben Gegenvorstellungen gegen diesen Vereinigungsvergleich bey ihrem Erzbischoff ein, und bedienten

ten sich derselben Ausdrücke, die er ehedem gebraucht hatte. Die Sorbonne, ungeachtet der verbotenen Berathschlagungen, protestirte gegen alles, was man in dieser Sache vornehmen würde. Diese Hindernisse trugen nicht wenig dazu bey, den Annehmungsbefehl des Kardinals von Noailles zurückzuhalten, den er auszufertigen immer versprach, und der doch nicht zum Vorschein kam. Er wollte zuförderst sehen, ob die Gerichtshöfe sich dabey beruhigen würden.

Um ihm zu willfahren, ward eine königliche Deklarazion ausgefertigt, und darin die Vollziehung und Beobachtung der Konstituzion Unigenitus anbefohlen; auch verboten, nichts wider dieselbe zu reden, zu schreiben, zu behaupten, oder zu erzählen, auch nicht einmal an eine künftige Kirchenversammlung zu appelliren. Ferner wird darin befohlen, daß die Verordnungen wegen der kirchlichen Polizey, und besonders das Edikt über die Unterschreibung der Lehrformel, befolgt werden sollte. Auch sollte die Untersuchung der Lehrart und die Entscheidung darüber den Bischöffen überlassen werden, welche darin von den Parlamenten und andern Richtern geschützt werden, und allen Beystand, den sie dazu nöthig hätten, von denselben erhalten sollten.

Auf diese Verweigerung des Pariser Parlaments, diese Deklarazion zu registriren, und aus Furcht, daß andere Parlamenter dem Beyspiel desselben folgen, und die Registrirung gleichfalls verweigern mögten, schickte man dieselbe an das Parlament zu **Douay**, dessen man sich vorher versichert hatte; es registrirte ohne Schwierigkeit. Nun forderte man den Kardinal von neuem auf, sein Versprechen zu halten, allein er lehnte es unter dem Vorwande ab, daß eine so erbettelte Registrirung, als diese, nicht hinlänglich wäre, und sogar einen üblen Eindruck auf die Gemüther machen müßte. Man wollte dem Kardinal gern alle Ausflüchte abschneiden, und versuchte es nochmals bey dem Parlament, welches damals nach **Pontoise** verbannt war, und dem ungeachtet dazu keine Ohren hatte, sondern im Gegentheil diese Deklarazion gerade zu verwarf, und die Oppositionsschriften der Appellanten ohne Schwierigkeit annahm.

Der Regent und der Kardinal **Dubois**, die dieser Widerstand ausserordentlich aufbrachte, wandte sich an das grosse Conseil, wo viel Kabalen gespielt, und Versprechungen und Drohungen angewandt werden mußten. Der Reichsverweser mußte selbst persönlich in diesem Kollegio erscheinen. Er ließ sich von den Prinzen vom Geblüt, von den

Her-

Herzogen und Pairs, und allen Grossen des Hofes begleiten, um diese Versammlung durch einen solchen Aufzug, dessen sie nicht gewohnt war, zu blenden, und ihr Ehrfurcht einzuflössen. Die Registrirung geschah den 23sten September 1720, und zur schuldigen Dankbarkeit ward die Entscheidung aller Streitigkeiten, die unter der Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments über die Konstituzion entstehen könnten, diesem Kollegio zugeschlagen.

Dem Kardinal de Noailles gefiel diese Wendung nicht, und er erklärte nunmehr gerade zu, daß sein Zirkularbefehl nicht eher zum Vorschein kommen würde, als bis das Pariser Parlament die Bulle registrirt hätte. Man bequemte sich, allerhand Mittel, wo nicht der Strenge, wenigstens der Herablassung gegen diesen Prälaten und das Parlament anzuwenden, die, wie es schien, gemeine Sache gemacht hatten, um die Absichten der Regierung zu vereiteln. Man errichtete ein neues Konsistorium, oder Gewissensrath, wovon der Kardinal nicht mehr Präsident, sondern vielmehr von demselben gänzlich ausgeschlossen war. In die Stelle des Parlaments ward zu Paris eine Vakanzkammer gestiftet, die aus Mitgliedern des Conseils bestand, und da auch dieses noch nichts verfangen wollte, bedrohte man das Parlament

mit dem härtesten aller Schläge, nämlich mit Versetzung nach Blois, wovon wir oben bereits gesprochen haben. Dies Mittel drang durch; das Parlament gieng alles ein, was man verlangte, und erhielt zum Schein, die Erlaubniß, einige Einschränkungen beyzufügen, als zum Exempel, daß diese Deklarazion den Freiheiten der Französischen Kirche, und den Reichsgrundgesetzen keinen Eintrag thun sollte. Der Erzbischof von Paris, um sich durch seine Gefälligkeit auch um den Hof einigermassen verdient zu machen, ließ seinen Hirtenbrief zirkuliren, sobald er die Gesinnungen der Versammlung wußte, nach deren Entschliessung er sich richten wollte.

So wenig auch durch diesen Schritt des bisherigen Hauptes der Opposizionsparthey ausgerichtet wurde, nur die Gemüther zu vereinigen, so war der Hof doch schon damit zufrieden, daß er dieselbe nunmehr als eine Art von ketzerischen Leuten, wenigstens als Stöhrer des Kirchenfriedens, zu verfolgen befugt war, und ihnen zu verstehen geben konnte, daß die Zeit der Nachgiebigkeit vorüber sey, daß man ihrer nicht mehr bedürfte, und sie also nach dem Beyspiel der übrigen Unterthanen, sich in die allgemeine Ordnung fügen, und blindlings gehorchen müßten. Hier entwickelte der Abbé Dubois seine ganze Thätigkeit und Geschicklichkeit.

Er

Er ließ die Appellazion der vier Bischöfe durch ein Staatsrathsdekret verwerfen und beschimpfen. Er ließ königliche Befehle an alle Ordenskapitel ergehen, um ihre Appellazion zu annuliren; er befahl allen Klostervorstehern ein wachsames Auge auf ihre Untergebene zu haben, sie im Zaum zu halten, und zu verhüten, daß sie dem Publikum kein Aergerniß gäben, widrigenfalls sie selbst, die Superioren, persönlich dafür haften sollten. Er selbst beobachtete die Benediktiner und Patres des Oratoriums. Er rief die Mitglieder wieder zurück, die man wegen ihrer Anhänglichkeit an der Bulle verfolgt hatte, und machte gegen die Widerspenstigen Gebrauch von den gesiegelten Kabinetsordres. Eben so verfuhr er mit der theologischen Fakultät und der Universität zu Paris, und als der Rektor derselben, Professor Rollin, eine Rede gehalten hatte, die nicht nach dem Geschmack und den Absichten der Regierung war, ließ er ihm das Rektorat nehmen.

Dies war doch wohl hinreichend, dem Erzbischof von Cambray den Kardinalspurpur zu erwerben. Mit demselben zugleich erhielt er, um sich seiner neuen Würde gemäß zeigen zu können, die Abbtey Cercamp, das Direktorium der Posten, und wurde kurz darauf zum Mitglied des Staatsraths ernannt. Es ist immer von den Kardinälen be-

behauptet worden, daß ihnen unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüt der Vorsitz vor allen andern Mitgliedern des Conseils, und selbst vor dem Großkanzler gebühre. Der Kardinal Rohan hatte davon schon das Beyspiel gewiesen, und dies gab zu weit heftigern Klagen und hitzigen Gegenvorstellungen gegen die Anmassungen dieses zweeten Anlaß, dem seine Geburt nicht so viel Vorrechte gab, als jenem. Die Unzufriednen giengen sogar diesen Tag aus der Versammlung weg, und der Kardinal de Noailles, der dem neuen Kardinal nicht wohl wollte, weil er ihn zu dem mißlichen Schritte verleitet hatte, den er schon bereute, machte ihm beym Herausgehen das Kompliment: **Dieser Tag, mein Herr, wird einst in der Geschichte unter den berühmten Tagen glänzen, weil man nicht unterlassen wird, zu bemerken, daß Ihre Ankunft ins Conseil alle Grossen des Reichs daraus verjagt hat.**

Der Herzog von Orleans und sein Liebling würden es nicht ungern gesehen haben, wenn einer oder der andere dieser Herren seiner Wege gegangen wäre, und das Conseil verlassen hätte; ihr allgemeines Zusammenhalten aber verdroß. Vergebens wurden Vereinigungspunkte und Auswege vorgeschlagen, um keiner der beyderseitigen Anmassungen

wehe

wehe zu thun; niemand hatte Ohren dazu. Diese erstaunliche Rangordnungspünktlichkeit muß Vorzüge und Reize haben, die zu keines Layen Kenntniß gelangen können, weil die allerstandhaftesten Männer, und die am meisten gewohnt und dazu geboren sind, nach Grundsätzen zu handeln, sich derselben unterwerfen, und ihr alles aufopfern. Denn der Marschall Herzog de Villeroi, der sich kurz hernach verbannen, und von seiner Oberhofmeisterstelle absetzen ließ, weil er den König mit dem Reichsverweser nicht allein lassen wollte, als dieser mit Sr. Majestät von Staatsgeschäften zu sprechen hatte, fürchtete bey dieser Gelegenheit nicht, seine Pflicht zu beleidigen, und verließ lieber dieses ihm anvertraute kostbare Unterpfand im Conseil, um nicht hinter den Kardinälen zu sitzen.

Auch der Großkanzler, der alles, was man verlangte, gegen das Parlament, dem er sein Glück zu danken hatte, und gegen sein Gewissen, das ihm das Gegentheil anrieth, unterschrieben hatte, um nicht wieder nach Fresne verwiesen zu werden, wollte doch diesmal lieber Gefahr laufen, dahin gehn zu müssen, als den eingebildeten Rechten seiner Würde etwas vergeben.

Die Pariser, und insonderheit die Jansenisten, sahen diesen Schritt mit ganz an-

dern

dern Augen an, und fanden ihn ungemein patriotisch. Diese Ungnade schien ihnen ehrwürdig, und die Ministers bezeigten dem Oberhaupte der Justiz, nach wie vor, alle Hochachtung. Der Kardinal de Byssy, der nach seinen Bischofthum Meaux reiste, um dort das Osterfest zu feyern, hielt für nöthig, sich bey dem Kardinal Dubois zu erkundigen, ob der Reichsverweser es auch nicht übel nehmen würde, wenn er diesen Exkanzler besuchte? Nichtsweniger, antwortete ihm dieser, Seine königliche Hoheit wird es vielmehr gerne sehen, und wenn ich nicht so viel Geschäfte hätte, so wollte ich mir selbst das Vergnügen machen, Sie nach Fresne zu begleiten.

Am Hofe sprach man mit minderer Ernsthaftigkeit von dieser Sache, und scherzte vielmehr darüber. Bey einem von den sogenannnten kleinen Abendessen, wozu die Lieblinge des Prinzen gezogen wurden, und die Freyheit hatten, alle witzige Einfälle herauszusagen, die ihnen in der Lustigkeit nur irgend, selbst über die wichtigsten Sachen, beyfielen, sprach man auch über diese Begebenheit, und einer von den Herren, nachdem er über den Wechsel, und die Vergänglichkeit menschlicher Hoheit, und über die Siegel, die so viel Neid erwecken, und aus den Händen

des

des Kanzlers wechselweise oft in die Hände eines niedrigen Justizbedienten übergehen, und zuletzt wieder zu dem ersten zurückkommen, geseufzet hatte, behauptete, daß die Stelle eines Trabanten hundertmal besser wäre; denn derselbe Trabant hätte seine Dienste bey den Herren de Pontchartrain, Voisin, d'Aguesseau und d'Argenson versehen, bey dessen Nachfolger er nur immer als Trabant diente; und also würde er für seine Person, wenn er jemals zur Justiz überzugehen sich entschlösse, auf diesen Posten vorzüglich sein Augenmerk richten. Der Regent lachte herzlich über diesen Einfall; und suchte die Satyre noch weiter zu treiben.

Die Siegel bekam der Herr d'Armenonville, ein Mann von sanfter und gefälliger Gemüthsart, von dem man über diesen Punkt keine Streitigkeiten gewärtigte. Er setzte sich im Conseil ohne Murren unter die Kardinäle. Die Herzoge und Pairs und Marschälle von Frankreich konnte man entbehren; und verbot ihnen sämmtlich im Conseil zu erscheinen, und zu gleicher Zeit wurden sie alle von der Pensionsliste ausgestrichen.

Der alte Marschall de Villeroi, der ein harter Mann, und nichts weniger als ein Höfling war, drückte sich über die Absetzung

des

des Großkanzlers sehr unsanft aus, und sagte, wenn er noch lebte, wenn der König majoren würde, so würde er sich die Freyheit nehmen, ihm diese Ungerechtigkeit vorzustellen. Als ihn der neue Großkanzler besuchte, sagte er demselben öffentlich: **Ich mache Ihnen kein Glückwünschungskompliment! denn ich bin überzeugt, daß es Sie schmerzt, in die Stelle eines Mannes, wie Herr d'Aguesseau, gekommen zu seyn.**

Alles dieses trug nicht wenig dazu bey, den Reichsverweser gegen ihn zu erbittern, der die Gelegenheit ergriff, sich diesen strengen und lästigen Sittenrichter vom Halse zu schaffen.

Das Publikum war mit der Wahl des Herrn d'Armenonville gar nicht zufrieden. Man hatte keine grosse Begriffe von seiner Fähigkeit; doch sahen auch der Herzog von Orleans und sein Liebling hierauf am wenigsten. Beyde verlangten nur Leute von biegsamer und nachgebender Gemüthsart, und hatten sonst Verstand und Einsicht genug, um das zu ersetzen, was denen abgieng, die unter ihnen arbeiteten. Uiberdieß war die Absicht Sr. königlichen Hoheit, den Kardinal Dubois zum Premierminister zu machen, wovon er beynahe schon die ganze Gewalt in Händen hatte. Allein er wollte ihn zuvor aus-

auswärts und im Lande beliebt machen. So hatte ihm schon, zum Beyspiel, die verabredete Vermählung der Infantin mit dem Könige, die Gewogenheit des Königs von Spanien zugezogen, der dagegen um die Mademoiselle de Montpensier, Tochter des Reichsverwesers, für den Prinzen von Asturien, werben ließ.

Die Unterhandlung um diese doppelte Vermählung hatte der Jesuit d'Aubenton, Beichtvater des Königs von Spanien, gepflogen, sich aber dagegen ausbedungen, daß seine Gesellschaft am Hofe wieder in ihr altes Recht gesetzt würde, dem Könige einen Beichtvater zu geben. Und wirklich ward diese Stelle, als der Abbe de Fleury um seine Entlassung angehalten hatte, dem Pater de Linieres aufgetragen. Dieser war seit einigen Jahren Beichtvater der Prinzessinn, die ihn von dem Pater la Chaise erhalten hatte. Seine ruhige und stille Gemüthsart, und sein eingeschränkter Verstand waren wahrscheinlicherweise die Bewegungsgründe, warum man ihn wählte. Man bezeigte sich auf diese Weise zugleich den Höfen von Madrid und Rom gefällig, ohne sich eben für den Folgen einer solchen Wahl fürchten zu dürfen, und kränkte dadurch zu gleicher Zeit die Jansenistenparthey, die, ungeachtet aller Friedensvorschläge, die man zu

ihrer Beruhigung vorschlug, noch immer in Gährung war. Diese Parthey sahe diesen Streich für den unerträglichsten an, den man ihr spielen könnte, und besonders ließ der Kardinal de Noailles seinen Zorn darüber auf die ausschweifendste Weise blicken.

Der Pater de Linieres kam, um, seiner Schuldigkeit gemäß, Sr. Eminenz seine Ehrfurcht zu bezeugen, und sich seine Vollmacht auszubitten. **Sie kommen, Herr Pater!** rief ihm dieser entgegen, so weit er ihn erblicken konnte, **eine Vollmacht zu hohlen; die kann ich Ihnen nicht geben, und es freut mich, daß ich Ihnen hiermit ankündigen kann, daß ich Ihnen verbiete, den König Beichte zu hören. Ich könnte Ihnen viele Ursachen von meiner Weigerung anführen, wenn mich nicht ein starker Schnupfen daran verhinderte.**

Seine Schwägerinn aber, die Marschallinn de Noailles, die eben keinen Schnupfen hatte, nahm das Wort, und sagte diesem Jesuiten alle Unhöflichkeiten, die eine erboste Frau nur immer sagen kann. Der Prälat stund auf seiner Weigerung selbst gegen den Regenten und den König, und führte seine Gründe dazu in einem Briefe aus, worin er zu beweisen suchte, daß ihm sein Gewissen nicht erlaubte, zuzugeben, daß ein

Je-

Jesuit des Königs Beichtvater wäre. Und durch einen Widerspruch in seinem eigenen Betragen, der bey allen denen, die sich vom Partheygeist lenken lassen, so gewöhnlich ist, litt er doch, daß der Herzog von Orleans und die Prinzessinn bey einem Jesuiten beichteten. Der Pater de Linieres mußte also seine Wohnung zu Pontoise nehmen, welches in dem Sprengel des Erzbischofs von Rouen lag, und der junge Monarch fuhr nach Saint-Cyr, das unter das Bisthum Chartres gehört, wo dieser Jesuit ihn Beicht hörte, und seine Büssungen ordnete. Man ließ sich aber bald ein päbstliches Breve kommen, wodurch dem Könige erlaubt ward, sich selbst einen Beichtvater zu wählen, wenn er nur von einem ordentlichen Bischof approbirt wäre, und zugleich erklärt ward, daß Seine Majestät keinem Kirchensprengel besonders zugehörte. Als Se. Eminenz sahen, daß man Ihrer entbehren konnte, gab Sie in allen Stücken nach.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Jesuit vielen Leuten am Hofe mißfiel, selbst solchen, die keine Jansenisten waren. Die verwittwete Prinzessinn von Conti empfieng ihn sehr übel. Die Aebtissinn von Chelles, nachdem sie sein langes Kompliment ganz aufmerksam angehört hatte, antwortete ihm: " Da es einmal nothwendig war, daß der

König einen Beichtvater von ihrem Habit haben mußte; so sehe ich Sie eben so gern diese Stelle bekleiden, als jeden andern, ich kann Ihnen aber nicht verbergen, daß michs überhaupt verdrießt, daß ein Jesuit diese Stelle haben muß, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihre Gesellschaft nicht liebe; aber fürchten thu ich sie etwas. Sie sehen hieraus, Herr Pater, daß ich eine gute Französinn bin. „

Die Jesuiten konnten indessen, bey allem Triumph, doch eine Sache nicht erhalten, die Ihnen eben so sehr am Herzen lag, als die königliche Beichtvaterstelle. Dies war die Vergebung der geistlichen Pfründen, ohne welche jene Stelle nur eine Ehrenstelle ist, so wie die Kanzlerstelle ohne die Siegel. Vergebens wandten sie bey den spanischen Monarchen alle ihre Künste an, unter dem Vorwande, daß die Parthey der Appellazion, ungeachtet aller angewandten Mühe, sie zu dämpfen, doch noch sehr mächtig wäre, und daß man kein anderes Mittel hätte, sie völlig zu tilgen, als daß man die aufrührerischen oder verdächtigen Geistlichen von den Pfründen ausschlösse. Dieses Geschäft der Aufmerksamkeit erforderte die genaueste Kenntniß eines jeden Kompetenten und viel Eifer Die erste könne niemand besitzen, er sey wer er wolle, als ein Jesuit, vermittelst des von seinem

nem Orden in allen Theilen des Reichs unterhaltnen Briefwechsels; an dem letztern aber könne man gar nicht zweifeln, da die Gesellschaft so häufige, und so in die Augen fallende Beweise davon gegeben habe.

Der päbstliche Nunzius unterstützte die Kunstgriffe der Jesuiten mit äußersten Kräften. Der Regent aber und der Kardinal Dubois hatten keine Lust, so ausschweifenden Forderungen ein Genüge zu leisten. Ihre Absicht war, die Jansenisten so einzuschränken, daß sie keine bedenkliche Bewegungen machen konnten, nicht aber sie völlig zu unterdrücken, und das Gleichgewicht dadurch, daß ihren Feinden ein entscheidendes Uibergewicht gegeben würde, gänzlich aufzuheben. Unter diesen Umständen hielt es der Reichsverweser nun für die beßte Zeit, den Kardinal Dubois zum Premierminister zu erklären, *) um alles desto besser in Respekt zu erhalten.

*) Unter den Glückwünschungskomplimenten, die Se. Eminenz deshalb empfiengen, fiel dasjenige besonders auf, so ihm sein Bruder, der Abbé du Bois, Kanonikus von St. Honoré, machte. Dieser schrieb ihm: "Daß die neue Würde, wozu er erhoben worden, ihm die Pflicht auf-

Der durch dauerhafte Traktaten und vortheilhafte Bündnisse befestigte Friede; das

---

auflegte, sein Gebet zu verdoppeln, damit Gott ihm die Gnade thäte, zu wirken, daß die Gewalt, so ihm der König anvertraute, bloß zum Beßten des Staats und der Religion geschäftig seyn möchte. „ Wie diese Erinnerungen zu dem bekannten Karakter des Kardinals passeten, wird man leicht begreifen.

Die sonderbarste Anekdote bey dieser Standeserhöhung, die dem philosophischen Leser am meisten zu denken giebt, und die Gemüthsart des Lieblings und seines Herrn am kenntlichsten macht, fiel wieder bey einem Abendessen in Gegenwart des Reichsverwesers vor: man brachte über den neuen Premierminister viele Scherzreden aufs Tapet; die beissendste davon war die vom Grafen de Nocé. " **Euer königliche Hoheit/** sagte er, **können alles aus ihm machen/ nur keinen ehrlichen Mann.** „ — Er mußte darüber folgenden Tages Paris räumen. Vergebens warf die Gräfinn du Tort dem Regenten seine hiebey bewiesene Schwachheit vor; die gesiegelte Kabinetsordre behielt ihre Wirkung, und nicht eher, als nach dem Tode des Kardinals, rief der Herzog von Orleans den Grafen zurück, durch folgendes Billet, welches eben so sonderbar ist, als alles übrige, was die Regentschaft dieses Herzogs karakterisirte: " **Mit dem Thiere stirbt auch der Gift. Ich erwarte dich heut zum Abendessen auf dem Schlosse.** „ —

das zahmgemachte und gedemüthigte Parlament; die unterwürfig gemachten Grossen des Reichs, und die Wegschaffung aller lästigen Personen, ließen diesem neuen Premierminister die Freyheit, seine ganze Sorgfalt auf die Herstellung der Finanzen, und auf die Angelegenheiten der Religion zu verwenden.

Er fieng damit an, daß er die jährliche Abgabe wieder einführte, die unter dem Namen **Paulette**, ihres ersten Erfinders, bekannt ist, nebst den Auflagen von den Notariatskontrollen und Einreichung der Akten. Diese Auflagen fand man so gut und ergiebig, daß sie nachher beständig geblieben sind. Das Parlament wollte einige Schwierigkeiten mit der Registrirung machen; man faßte es aber gleich anf einer noch empfindlichern Seite, als bisher jemals geschehen. Von Verbannung oder Versetzung war nicht mehr die Rede, aber man drohte ihm, seine Gerichtsbarkeit einzuschränken. Es fühlte, daß ein solcher dem Volke natürlich sehr willkommner Machtspruch sehr gebilligt werden, und in seinen Folgen dauerhaft bleiben würde, und ließ sich also mit dem Hofe in Traktaten ein. Ein entehrender Vergleich war diese Folge davon; man opferte von beyden Seiten die allgemeine Wohlfahrt auf. Dasselbe **Projekt**, das der Herr von **Maupeou** in neuern

Zeiten wirklich ins Werk setzte, (die einzige rühmliche That vielleicht, die wir während seiner Ministerschaft von ihm wissen) ist nachher bey der Wiedereinsetzung der Gerichtshöfe auf eine eben so entehrende Weise annulirt worden.

Der Kardinal **Dubois** schafte auch auf eine noch geschicktere und nicht so verhaßte Weise viel baar Geld in die königliche Chatoulle. Er belegte diejenigen mit einer Abgabe, die bey dem Lawschen System ihr Glück gemacht hatten, unter dem Namen einer **ausserordentlichen Kopfsteuer**, und schonte doch ihrer Eigenliebe so sehr, daß er ihnen die Ehre davon, als von einer freywilligen und patriotischen Unterstützung ließ, und besonders die auffallenden Formalien wegließ, eine eigene Kommission niederzusetzen, die die Kontravenienten sogleich verurtheilen könnte; eine Formalität, wobey die Kommissarien mehr gewinnen, als der König. Endlich ließ er viele Befehle ausgehen, die alle auf die Bestätigung der obenerwähnten Operazionen der sogenannten Visa, und auf die völlige Vernichtung des Papiergeldes abzweckten, wovon er auch gern das Andenken vernichtet hätte, wenn es möglich gewesen wäre. Dieser letzte despotische Schlag war eins von den gewaltsamen Mitteln, die zwar mit der strengsten Gerechtigkeit nicht stimmen,

men, in dem Staatssystem aber doch oft von guten Folgen sind.

Was die Religion betrifft, so war der Kardinal den Appellazionen und Appellanten noch immer stark zuwider, und bediente sich häufig der gesiegelten Kabinetsordres gegen die unruhigen Gesellschaften und Gemeinden, und um alle Welt = und regulirte Geistliche desto besser zwingen zu können, führte er den Gebrauch des unter Ludewig XIV. erfundenen Formulars wieder ein, welches man seit dessen Tode nicht mehr hatte unterschreiben lassen. Alle, die in einem Orden aufgenommen seyn, oder einen Gradum auf der Universität erhalten, oder in ein Kloster gehen wollten, mußten dieses Formular durch ihre Unterschrift gleichsam beschwören.

Wer dieses Formular annahm, verwarf die fünf Lehrsätze des Jansenius, und da diese unbestimmte Verwerfung unendliche Subtilitäten hervorbrachte, die diejenigen erfanden, die ihr Gewissen und ihren Ehrgeiz gern zugleich beruhigen und befriedigen wollten, so räumte man alle Zweideutigkeiten und Einschränkungen aus dem Wege, daß man dem Formular die Klausel zusetzte, man verwarf die fünf Lehrsätze des Jansenius in dem Sinn und Verstande, worin sie Jansenius selbst bey deren Behauptung genommen. Nur die Jesuiten waren von der Unterzeichnung

dieses Formulars, wovon sie selbst die Verfasser waren, befreyet. Es lag dem Regenten so sehr am Herzen, daß er die Aebtissinn von Chelles dringend anlag, es zu unterschreiben, und da sich diese Prinzessin weigerte, hätte er vielleicht gegen seine eigene Tochter Zwangsmittel gebraucht, wenn ihn die Herzogin von Orleans nicht besänftigt hätte. Der Regent und sein Liebling gaben aber doch allem Anhalten des Königs von Spanien und des Pabstes nicht nach, sondern verweigerten mit immer gleicher Standhaftigkeit den Jesuiten die Vergebung der Pfründen; diesen Zauberstab, womit die Paters de la Chaise, und le Tellier die Macht ihres Ordens so sehr vergrössert hatten.

Der Premierminister ließ auch nichts unversucht, die Einigkeit unter den Prinzen und den verschiednen Gerichtshöfen wieder herzustellen, obgleich die Sache bis zur Großjährigkeit des Königs, und dessen Entscheidung verschoben war.

Die Ehrenstellen, womit der Kardinal Dubois überhäuft wurde, waren doch nicht im Stande, dem traurigen Ende abzuwehren, welches ihm bevorstund. Auch die Ehre genoß er noch, in der Versammlung der Klerisey zu präsidiren, die sich seit 1715 nicht versammelt hatte, und die ihm zuvorkam, und sein Präsidium als eine Wohlthat und Gna-

de

de erbat, anstatt, daß sie hätte ihren Unwillen zu erkennen geben sollen, ein so verderbtes Mitglied des geistlichen Standes an ihrer Spitze zu sehen. Nachdem er von derselben für den König ein Don gratuit von acht Millionen ausgemacht hatte, hatte er auch noch die Geschicklichkeit, zu verhindern, daß bey einer so kritischen Lage der Religionsangelegenheiten nichts wichtiges davon zur Sprache kam, und entließ die Versammlung nach zween Monaten, ohne daß davon, wenigstens öffentlich, das geringste abgehandelt worden.

Die beyden einzigen Schritte, die diese Gesellschaft that, und woraus man ihre Denkungsart beurtheilen konnte, waren, daß sie dem Dominikaner, Pater Alexander, einem berühmten Jansenisten, seine Pension von achthundert Livres abnahm, um sie einem gewissen Jesuiten, Namens Longueval, dem Verfasser einer ziemlich schlechten Französischen Kirchengeschichte, zugeben, und einem Schuhflicker, aus dem Kirchspiel St. Sulpice, eine Pension von hundert Thalern bewilligte, den man für einen der eifrigsten Verfechter der Bulle hielt, und ihm viele Bekehrungen Zuschrieb. Die Appellanten rächten sich dafür durch einen Kupferstich, auf welchem dieser Schuhflicker, Namens Nutelet, abgebildet war, wie er die Stücke der

zer-

zerrissenen Konstituzion wieder zusammenflickte, Der Kardinal de Bissy, und der Pfarrer von St. Sulpice reichten jeder ihm einen Beutel voll Geld, um seinen Eifer und seine Geschicklichkeit zu belohnen. Dieser letzte Schritt verdiente auch wohl lächerlich gemacht zu werden.

Vor ihrem Auseinandergehen glaubte indessen diese Versammlung doch, ihre Gesinnungen dem Könige noch auf eine edlere Art zeigen, und ihre Unruhe und Bekümmernisse in seinen Schooß ausschütten zu müssen. Sie überreichten demselben also bey der Abschiedsaudienz eine grosse Bittschrift gegen die Appellanten und gegen die Parlamenter. Die Prälaten baten darin um die Erlaubniß, den erstern den Prozeß machen zu dürfen, und beklagten sich über die letztern, die aus Mißbrauch gar zu geneigt waren, die Appellazionen günstig aufzunehmen. Sie erhielten zur Antwort, daß man es bey der königlichen Deklarazion, welche jedem ein Stillschweigen darüber aufgelegt hätte, bewenden, und der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen müßte; und um ferneren Neckereyen vorzubeugen, ließ man sie ersuchen, daß sie sich nun wieder in ihre Kirchspiele verfügen mögten, wo ihre Gegenwart nützlicher seyn dürfte, als zu Paris.

So

So hatten sie also nicht den Schmerz, den Tod der Eminenz, so in ihrer Versammlung präsidirt hatte, mit anzusehen. Der Kardinal war schon lange mit einem Schaden an der Urinblase geplagt, den man als die Folge seiner Unenthaltsamkeit und grossen Ausschweifungen betrachtete; er mußte eine so grausame und schreckliche Amputazion ausstehn, daß seine Unerschrockenheit schon vor den blossen Anstalten dazu zu wanken anfieng. Der Herzog von Orleans mußte ihn dazu bereden. Er starb den 10 August 1723 an dem Schnitt den Tag darauf in einem Alter von ungefähr 66 Jahren.

Den Abend, oder zween Abende vor seinem Ende hatte dieser Kardinal einem Rekollekten gebeichtet, und dieser Vorgang hatte nicht länger, als höchstens ein halbe Viertelstunde, gedauert; woraus man schloß, daß er es bloß gethan hätte, um der Förmlichkeit vor der Welt genug zu thun, und seinem Herrn diese letzte Probe seiner Ergebenheit zu geben, weil der Herzog von Orleans ihm vorgestellt hätte, daß er, um ihrer beyderseitigen Ehre Willen, wenigstens die äusserliche Zeremonie beobachten müßte.

Zum Beweiß, wie wenig er den geistlichen Beystand achtete, ließ er sich nicht einmal die Kommunion reichen, wegen des grossen Zeremoniels, womit solches einem Kar-

dinal gegeben werden muß; doch könnte dieß auch allenfalls beweisen, wie wichtig solchen Leuten die Etiquette und alles Rangzeremoniel seyn muß, dem zugefallen ein Fürst der Kirche selbst seine Seligkeit daran wagt. Seine letzte und gar nicht zweydeutige Gesinnung, die er öffentlich bewies, war seine unablässige getreue Anhänglichkeit an dem Hause Orleans. So grosse Ursachen er auch hatte, sein Leben ungern zu verlieren, so versicherte er doch, daß er ganz zufrieden sterben wollte, wenn er nur (dies sind seine eigene Worte) die Feinde Seiner königlichen Hoheit erst gänzlich hätte zu Boden treten können. (écraser.)

Wir haben die verschiedenen Stuffen schon hererzählet, auf welchen der Kardinal Dubois bis zu den höchsten Ehrenstellen der Kirche und des Staats empor gestiegen war. Er war auch nach solchen lüstern, die man nur durch Verstand und Talente erwirbt, und ward zum Mitgliede der französischen Akademie aufgenommen. Da hörte man einen Fontenelle, der als Direkteur den Auftrag hatte, ihm seine Eintritsrede zu beantworten, von seiner Ernennung zum Kardinalat sprechen, die verschiedene Monarchen zu seinem Beßten am römischen Hofe betrieben hatten, und sagen: Er schiene der Prälat aller katholischen Staaten, und der Minister aller

ler Höfe zu seyn. Und bald nachher: Sie werden sich erinnern, daß ich Sie lange in dieser Gesellschaft gewünscht habe, ehe Sie, mit so vielen Titeln geziert, hier erscheinen konnten, niemand wußte besser als ich, daß Sie schon damals diejenigen Titel mitbringen konnten, die wir hier allen übrigen vorziehn.

Dieser der in allen Stücken in die Fußtapfen eines Mazarin zu treten, strebte, vergaß auch nicht, für sein Glück zu sorgen, und hätte gewiß eben so viel Reichthümer sammeln können, als jener, wenn er nur so viel Zeit gehabt hätte. Er hinterließ seinen Erben etwa zwo Millionen Livres in barem Golde. Man weiß nicht, ob er aus einem ähnlichen Gewissensskrupel den Regenten zu seinem Universalerben einsetzen wollte; der Prinz wollte es aber nicht zugeben, und nahm bloß das goldene Service an, so der Kardinal zu den Staatsfestins hatte machen lassen.

Er erhielt ein prächtiges Leichenbegängniß; es ward sogar ihm zu Ehren eine Medaille geschlagen. Auf der Vorderseite war sein Bildniß, auf der Rückseite aber ein vom Sturmwind umgeworfener Baum zu sehen, mit der Umschrift: Visa est, dum stetit, minor. (Man sah ihm seine Grösse nicht an, so lange er stand.) Die Ausgelassenheit des Pöbels machte eine gro-

be

be *), von obiger Inschrift sehr verschiedene Grabschrift auf ihn, und man muß sagen, daß er beyde verdiente. Wenn man bloß auf die Mittel Rücksicht nimmt, durch die er sich empor schwang, so war er wirklich ein verächtlicher und niederträchtiger Mensch. Betrachtet man aber die Talente, die er in seinem Posten zeigte, so war er ein vollkommner Staatsmann. Der Regent fand niemanden, der würdiger gewesen wäre, sein Nachfolger zu seyn, als sich selbst, und dieß ist alles, was man von dieser Seite zu seinem Lobe Grosses sagen kann.

XII.

Ritter Karl von Linné.

Linné war im May 1707 im Dorfe Stenbrohult in Smaland, wo sein Vater Prediger war, geboren, und erhielt, wie seine

*) Rome rougit d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.
D. i. Rom schämt sich, dem Kuppler, der hier liegt, den Purpur gegeben zu haben.

ne Voraltern, seinen Namen von einer grossen Linde, die noch an dem Hofe steht, von welchem seine Voraltern herstammen.

Auch der Vater des **Linnäus** war ein grosser Freund der Kräuterkunde, und machte seiner, mit unserm grossen Mann schwangern Frau viel Vergnügen mit den schönsten Blumen aus seinem Garten. — Er wurde in seiner zartesten Jugend durch die Blumen seines Vaters zur Botanik aufgemuntert, und und sein Vater gab ihm einen Platz zum eigenen Anbau im Garten ein, der **Karlsgarten** genannt wurde.

Im Jahr 1717 fieng er schon an, sich um die Kenntniß der wilden Pflanzen zu bekümmern, und schon damals war die Botanik sein einziger Zweck, und sein größtes Vergnügen. Er setzte deswegen alle andere Wissenschaften zurück, und wäre beynahe wieder aus der Schule herausgenommen, und zu einem Handwerk bestimmt worden. Er fieng nun auch schon an, die ersten Anfangsgründe der Medizin zu fassen, obgleich seine Mutter nicht darüber zu trösten war, daß ihr Sohn kein Geistlicher werden wollte.

Linné reiste im Jahre 1727 nach **Lund**, und der Professor **Kilian Stobäus** unterstützte ihn daselbst besonders. Hier war er ganz der **Botanik** ergeben; auch in der Nacht fand ihn einst sein Gönner, der schlechte Ge-

sellschaft bey ihm vermuthete, unter den Cäsalpinen, Bauchius und Turneforts. — In Lund mußte er seine Begierde nach Insekten theuer bezahlen, weil er von dem in Noreland so häufigen Mordwurm (Furia infernalis) gestochen wurde, und kaum sein Leben davontrug.

Im Jahre 1728 kam er nach Upsala, und war wegen gänzlichen Mangels eigenes Vermögens in einer kümmerlichen Lage. — Olof Celsius sah den Linné einst im akademischen Garten mit der Beschreibung der Kräuter beschäfftigt, prüfte ihn genau, und nahm ihn zu sich. Die Büchersammlung dieses Mannes, und die andere Unterstützung, die er von ihm erhielt, waren ihm sehr willkommen.

Im 25sten Jahre seines Alters entdeckte er seinen neuen Plan, zur Eintheilung des Gewächsreichs. Vaillants Schrift de Sexu Plantarum hat doch etwas Antheil an dieser Erfindung unsers Ritters. — Seine Geschicklichkeit in der Botanik wurde darauf dem Archiater Olof Rudbek bekannt, der ihm den Unterricht seiner Kinder anvertraute.

Bey diesem fieng er an, botanische Vorlesungen zu halten. Seine nächtlichen Arbeiten waren der Ausarbeitung seines Systems und der Bibliotheca Botanica gewidmet.

wer. Durch die Vorlesungen erwarb er sich etwas Lebensunterhalt, und durch seine grossen Kenntnisse die vertraute Freundschaft des **Peter Arktädius**.

Rudbek und **Andreas**, und **Olof Celsius** schlugen den **Linné** der Gesellschaft zu **Upsala** zu einer Reise nach **Lappland** vor. Bey dieser Reise, wo er fast alle Bequemlichkeiten wegen des wenigen Reisegeldes entbehren mußte, und die er noch überdies zu einer unrechten Jahreszeit vorgenommen hatte, war er oft in Lebensgefahr. Die Frucht dieser Reise war die Flora Lapponica. Das noch ungedruckte Tagebuch seiner Reise soll noch unter seinen hinterlassenen Schriften vorhanden seyn. Auf dieser Reise hatte er die Probierkunst erlernt, und hielt, als er nach **Upsula** zurückkam, Vorlesungen über dieselbe, die man ihm aber verbot.

Von seinen kleinen Reisen in die schwedischen Eisen- und Kupferbergwerke ist das ungedruckte Tagebuch auch noch vorhanden. — Nun reiste er auch noch in andere Länder Europens, nachdem er sich durch Vorlesungen etwas Reisegeld erworben hatte, und wurde 1735 in **Hardewyk** Doktor der Medizin.

Seine Bekanntschaft mit vielen gelehrten Holländern, sein **Systema Naturä**, das er damals herausgab, verschaffte ihm die Be-

kanntschaft Boerhavens. Auf dessen Empfehlung gieng er zu Georg Clifford, bey dem er sehr viele Schriften ausarbeitete und herausgab. — Auf seiner Reise nach England machte er ebenfalls Bekanntschaft mit den größten Gelehrten der englischen Nazion.

Van Royen war der erste, der in seiner Flora Leydensi die Linnéischen Pflanzennamen annahm. Von Holland, wo dem Linné sehr vortheilhafte Anträge geschahen, die er aber nicht annahm, reiste er nach Paris, und machte vertraute Bekannntschaft mit Bernhard von Jußieu.

Er gieng im Jahr 1738 wieder nach Schweden, und sein Vaterland schien, sich seiner nicht annehmen zu wollen, bis er endlich Admiralitätsarzt wurde. Er war einer der ersten sechs Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, und der erste Präsident derselben.

Darauf brauchte das Reich denselben zur nähern Untersuchung der schwedischen Produkte, und man hat daher dem Linnéus verschiedene, für sein Vaterland äuserst wichtige, Reisen zu verdanken. — Er wurde nach Olof Rudbeks Tod zum Professor der Botanik in Upsala vorgeschlagen, konnte aber auch dieses nicht erhalten, sondern wurde 1741 Professor der praktischen Medizin und der Anatomie in Upsala, welche Professur er

bald

bald darauf mit der botanischen Lehrstelle, die ihm der berühmte Rosen abtrat, vertauschte. Er schuf den botanischen Garten innerhalb drey Jahren zum berühmtesten in Europa um, und erhielt die schönsten Gebäude zur Bewahrung der Pflanzen gegen die Winterkälte, und zu einem akademischen Musäum.

Linné gab sich nun besondere Mühe, um die Naturgeschichte seines Vaterlandes, besonders um das Pflanzen- und Thierreich. Seine Bemühung um die Arzneykunst, besonders um die Eintheilung der Krankheiten. Seine medizinische Materie hat einen grossen Vorzug vor allen andern behauptet. — Sein ganz trefflicher Vortrag entzündete in vielen seiner Schüler eine unauslöschliche Liebe zur Naturgeschichte, und deshalb von ihnen in alle Theile der Welt unternommenen Reisen. — Er unterhielt einen Briefwechsel mit vielen auswärtigen Gelehrten, unter denen sogar auch vornehme Frauenzimmer waren. Er erhielt fast aus allen Winkeln der Erde Pflanzen, nur findet man keinen Gelehrten ausdrücklich bestimmt, der ihm Pflanzen aus Teutschland gesandt hätte. — Durch diese Zusendungen der vielen neuen Pflanzen wurden seine beyden Schriften Genera & Species Plantarum sehr vermehrt.

Seine grossen Verdienste um die Physiologie der Pflanzen, und endlich sein unsterb-

sterbliches Systema Naturæ machen ihn bey der gelehrten Welt sehr schätzbar; sogar seine Streitschriften verrathen jede den grossen Namen und Meister. Sein Briefwechsel ist noch ganz vorhanden, und die Republik der Gelehrten sieht die Bekanntmachung desselben mit Sehnsucht entgegen, weil solcher nicht anders als sehr interessant seyn kann, da die Briefe der gelehrtesten Naturforscher aller europäischen Nazionen sich dabey befinden.

Die erste Belohnung seines grossen Verdienstes war die Ehre eines königlichen Archiaters, und nicht allzulange darauf hatte er die Ehre, zum Ritter des königlichen Nordsternordens geschlagen zu werden. Er war unter den schwedischen Gelehrten der erste, der durch diese hohe Würde allen andern vorgezogen ward.

Endlich erhielt er auch den schwedischen Adel, und der König ließ nach seinem Tode eine Medaille auf ihn schlagen. — Er war Mitglied von fast allen gelehrten Gesellschaften in Europa, und wurde von vielen europäischen Regenten beschenkt und geschätzt.

Seine Liebe zur Kräuterkunde und das häufige Sitzen zogen ihm Steinschmerzen zu, und als Herr Rolanders Cactus mit den darauf befindlichen lebendigen Schildläusen, von denen die Cochenille kommt, von Suriname in Upsala ankam, und der Gärtner

in

in Linné's Abwesenheit diese kleine Insekten, die er für schädlich ansah, sorgfältig abgesucht und getödtet hatte, und dadurch die Hoffnung verloren gieng, diese kostbare Farbe in Schweden zu gewinnen, war er von der heftigsten Migräne angegriffen.

Als ihn zu einer andern Zeit die grausamsten Gichtschmerzen lange im Bette hielten, und eben **Kalm** aus Nordamerika mit einer Menge von Kräutern ankam, so überfiel ihn eine so grosse Begierde nach denselben, daß er aufstand, und frisch und gesund ward.

Seine letzte Arbeit war die Beschreibung der Pflanzen, die Obristlieutenant **Dahlberg** von Suriname mitgebracht hatte, und die zu Upsala 1775 herauskam. — Im Jahre 1776 nahm die Mattigkeit und Kraftlosigkeit bey ihm sehr zu. Er schrieb in sein Tagebuch: **Linnéus hinkt, kann kaum gehen, spricht undeutlich, und kann kaum schreiben.** Er starb endlich im Jahr 1778 den 10ten Jäner an einem Anfall von Schlagfluß, auf welchen ein dreytägiges Fieber mit empfindlichen Blasenschmerzen folgte. Er hatte einen recht vortrefflichen Karakter, der fast ganz untadlich war. Der einzige Flecken desselben war, daß er das edelste der Metallen zu sehr liebte. Allein, warum sollte der solches nicht sammeln, der alles samelte,

was die Natur in ihrem Schoosse hatte? doch war er auch sehr wohlthätig, und fürchtete seinen Gott von ganzem Herzen. —

Daß übrigens unser Ritter auch in der schönen Litteratur bewandert war, beweiset folgende Fabel: **Die Weisen** benannt, die er einst zum Zeitvertreib aufgesetzt, und womit wir auch seine Biographie beschliessen wollen.

" Die sieben Weisen des Griechenlandes waren einmal alle zusammen in Athen, und es ward der Vorschlag aufgeworfen, daß ein jeder unter ihnen nennen sollte, was er für das größte Wunder in der Schöpfung hielte. Einer unter ihnen, der von höheren Einsichten war, als die übrigen, trug die Meinung der Sternkundigen von den Fixsternen vor, die sie für eben so viel Sonnen hielten, von denen eine jede ihre Planeten hätte, die um sie herumliefen, und mit Pflanzen und Thieren, eben so wie unsre Erde versehen wären. Von diesem Gedanken angefeuert, wurden sie einig, den Jupiter zu bitten, daß er ihnen zum wenigsten erlauben möchte, eine Reise nach dem Monde zu thun, und sich daselbst drey Tage aufhalten zu dürfen, um die Wunder dieses Orts zu sehen, und bey ihrer Wiederkunft Nachricht davon geben zu können. Jupiter willigte ein, und ertheilte ihnen Befehl, sich auf einem hohen Berge zu

ver-

versammlen, wo eine Wolke bereit sein sollte, sie an den Ort zu führen, den sie zu sehen verlangten. Sie suchten sich eine auserlesene Gesellschaft aus, die ihnen bey Beschreibung und Abzeichnung alles dessen, was sie sehen würden, hilfliche Hand leisten sollte. Endlich kamen sie in dem Monde an, und fanden daselbst einen Pallast, der zu ihrer Aufnahme wohl zubereitet war. Den folgenden Tag, da sie noch von ihrer Reise sehr müde waren, blieben sie ruhig bis Mittag zu Hause; und da sie sich noch nicht recht erholt hatten, erfrischten sie sich auf die allerangenehmste Weise, fanden aber dabey ein solches Vergnügen, daß dadurch ihre Neubegierde überwältiget ward. Diesen Tag sahen sie bloß durch die Fenster den ergötzendsten Schauplatz, mit den schönsten Blumen geschmückt, dem die Stralen der Sonne eine ungemeine Pracht ertheilten, und hörten das singen der melodiereichsten Vögel — bis der Abend kam. Den Tag darauf standen sie sehr früh auf, um ihre Beobachtungen anzufangen; allein einige sehr schöne junge Frauenzimmer des Landes, die ihnen einen Besuch abstatteten, riethen ihnen, erst ihre Kräfte zu ersetzen, ehe sie die arbeitsame Bemühung übernähmen, um welcher willen sie gekommen wären.

Die herrlichen Gerichte, die trefflichen Weine, die Schönheit dieser Personen, behielten über die Entschliessung dieser Fremden die Oberhand. Ein feines Musikkonzert ward aufgeführet, die jungen Frauenzimmer fiengen an zu tanzen, und alles wurde in Freude verwandelt; so daß dieser ganze Tag in Wohlleben zugebracht ward; bis endlich einige Nachbaren, die über diese Lustigkeit neidisch wurden, mit blossen Schwertern hereinbrachen. Die Aeltesten in der Gesellschaft suchten die Jüngern zu besänftigen, und versprachen ihnen, den Aufrührer den folgenden Tag vor Recht zu stellen. Dies thaten sie, und den dritten Tag ward die Sache verhört, und mit den Anklagen, Vertheidigungen, Ausflüchten, und dem Urtheilsprechen selbst, vergieng der ganze Tag, mit dem sich die vom Jupiter verstattete Zeit des Aufenthalts endigte. Bey ihrer Zurückkehr nach Griechenland flog das ganze Land zusammen, eine Beschreibung von den Wundern des Mondes zu hören; alles aber, was sie sagen konnten, war — denn das war alles, was sie wußten — daß der Boden mit Gras bedecket, und mit Blumen untermischt wäre, und daß die Vögel auf den Zweigen der Bäume sängen; was sie aber für Arten von Blumen gesehn, und was für Vögel sie gehört hatten, davon wüßten sie gar nichts.

Es

Es wurde ihnen also von jedermann mit Verachtung begegnet.

" Wenn wir diese Erzählung auf die Menschen dieser Welt anwenden, so werden wir eine genaue Aehnlichkeit finden. Durch diese drey Tage bezeichnet die Fabel die drey Lebensalter der Menschen. Die erste die Jugend, in der wir in jeder Absicht zu schwach sind, die Werke des Schöpfers zu beschauen. Diese ganze Jahreszeit wird dem Müssiggange, der Uippigkeit und dem Zeitvertreibe geopfert. Die zweite — das männliche Alter, in welchem die Menschen sich mit Niederlassen, Heyrathen, Kindererziehen, und Erwerbung eines Vermögens für sie, beschäftigen. Die dritte — das Alter, in welchem sie, nachdem sie ihr Glück gemacht haben, in Prozesse und Streitigkeiten über ihre Güter verwickelt werden. So geschieht es denn, daß die Menschen nie erwegen, zu was für einem Endzweck sie bestimmt, und warum sie auf diese Welt gesetzet sind.

XIII.

John Byron.

John Byron, einer der größten Seehelden unserer Zeit, wurde den 8ten November 1723 geboren. Sein Vater, William Lord Byron Rochdale, gab demselben, als seinem zweiten Sohne, eine standesmäßige Erziehung, und widmete ihn frühzeitig dem Seedienste. Er trat denselben auch, nachdem er die hiezu erforderlichen Wissenschaften erlernet hatte, sehr jung an, und mußte gleich anfangs sehr harte Proben ausstehen, die jeden andern auf immer von dieser gefährlichen Lebensart würden abgeschreckt haben.

Im Jahr 1740, da er kaum sein siebenzehntes Jahr erreicht hatte, gieng er als Freywilliger am Bord des Wager, welches zu der Eskader gehörte, worüber der Lord Anson Chef, und zu einer weitern Expedizion bestimmt war. Da der Wager, welcher von Kapitain Cheap kommandirt wurde, mit Kriegs- und andern Bedürfnissen zum Gebrauch der Eskader, zu sehr überladen gewe-

sen:

sen: so fiel es diesem Schiff unmöglich, gleiche Stazion mit den übrigen Schiffen zu halten. Es blieb zurück, und verlor bey der Mündung der Enge la Maire die Eskadre ganz aus dem Gesicht, und bald darauf durch einen Windstoß auch seinen Mast. Alle Offiziers auf dem Wager riethen bey solchen Umständen, in den ersten Haven einzulaufen; allein der Kapitain bestund eigensinnig darauf, die Insel Socoro ohnweit Baldivia als den ersten Versammlungsort zu erreichen. Er schien das gar nicht zu befürchten, was alle andere mit Recht so sehr beunruhigte, nämlich die augenscheinliche Gefahr, unter dem Winde auf eine Küste zu stossen. Sie hatten schon einige Zeit gemerkt, daß sie sich dem Lande näherten. Der Kapitain wurde auch gar bald, aber zu spät von seinem Irrthume überzeugt, und befahl daher, man sollte suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war vergebens, und schon zu spät. Die Nacht und der Verlust des Steuerruders, welches durch den heftigen Stoß ab und fortgerissen wurde, machte ihre ohnedem traurige Lage noch schrecklicher. Die Gefahr betäubte alle, nur Byron allein zeigte so viel Standhaftigkeit und Muth, daß er die verschiedenen Arten des Eindrucks beobachten konnte, den die Schrecken des nahen Todes auf die trotzigen und verzagten Seeleute

leute machten. Der Steuermann folgte dem Exempel des unerschrockenen Jünglings; er blieb auf seinem Posten, obgleich Steuer und Ruder fort waren. Hiedurch wurden einige aufgemuntert, und faßten wieder Muth. Sie wendeten alle Kräfte an, das Schiff nahe ans Land zu bringen, um ihr Leben zu retten. Es gelung ihnen endlich, daß sie in eine Oeffnung liefen, und das Schiff zwischen zwey Felsen klemmten, wo sie den Haupt- und Vordermast kappten.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte ausgesetzt, und die Mannschaft ans Land gebracht. **Byron**, welcher nicht ein Stück seiner Kleidung retten konnte, gieng mit dem Kapitain zugleich ans Land, welches noch schrecklicher als die See, öde, unfruchtbar, und ohne alle Produkte war. Es lag ohngefähr 90 Grade nordwärts von der westlichen Mündung der magellanischen Strasse. Sie hatten, als sie das Ufer erreichten, in zweimal 24 Stunden nicht gegessen, und gleichwohl hatten sie für 140 Menschen, die ans Land gestiegen waren, nichts mehr als 3 Pfund Zwiebackkrumen, eine Rothgans, und etwas wilden Sellery. Hier wurde **Byrons** Standhaftigkeit auf die höchste Probe gesetzt, und er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit solcher Geduld und Entschlossenheit, als die Grösse seines Geistes, und die Würde

seines Karakters ihn dazu fähig machten. Ihre Noth und Elend war indessen so hoch gestiegen, daß ihnen die häßliche Vögel, welche herbey kamen, um die Leichname der ans Land getriebenen Ertrunkenen zu verzehren, die beßten Leckerbissen waren. Einige Indianer kamen zwar in Böten in die Bay gerudert, und brachten ihnen etwas weniges von Lebensmitteln. Allein die zahlreiche Mannschaft verzehrte diesen geringen Vorrath in einigen Tagen, und sie geriethen wieder in dieselbe Noth und Verlegenheit.

Da die Hungersnoth täglich zunahm, so bemächtigten sich 120 Mann von dem Schiffsvolk des grossen Boots, verließen den Kapitain, und giengen davon. Die Zahl derer auf der Insel, der man von dem gestrandeten Schiffe den Namen Wagers Insel beygelegt hatte, so zurückblieben waren, war nun bis auf 20 herabgeschmolzen. Byron war mit unter dieser Anzahl, weil er sich in der Treulosigkeit nicht entschliessen konnte, den Kapitain mit besagten 120 Mann, die ihn mitnehmen wollten, zu verlassen.

Die Noth und das Elend wurde auch bey dieser kleinen Anzahl nichtsdestoweniger alle Tage grösser. Sie suchten daher gleichfalls die Insel zu verlassen, und die Insel Chiloe zu erreichen. Sie setzten sich zu dem

Ende

Ende in das Boot und den Nachen, als die einzigen Fahrzeuge, die sie übrig hatten; und nach einer Arbeit von zwei Monaten, in welcher Zeit sie auf das schrecklichste herumgetrieben waren, ihren Nachen verlohren hatten, und viere von ihren Leuten verlassen mußten, sahen sie sich genöthiget, nach Wagers Insel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herumzukommen. Bald nach ihrer Zurückkunft kam eine andere Parthey Indianer in 2 Böten nach der Bay der Insel, worunter sich ein indischer Cazique befand, die in der Nachbarschaft von Chiloe wohnen. Mit diesen trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke, und alles Eisenwerk, das man aus dem grossen Schiff geborgen hatte, geben wollten, wenn er sie durch die Bays führen wollte, durch welche er zu der Insel gekommen war.

Der Vergleich wurde von dem Cazique angenommen, und die übrig gebliebene Mannschaft, die nur noch 13 stark war, schifften sich in die Barke ein, und traten die Reise an, eine Reise, die unter allen Expedizionen schwerlich ihres gleichen hat. Indem sie sich bemühten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinan zu arbeiten, waren sie dermassen vom Mangel an Nahrung entkräftet worden, daß einer, der noch der stärkste war, und das Ruder führte, vom Steuer herunter

sank.

sank. Kapitain Cheap, welcher noch ein grosses Stück von einem gesottenen Meerkalbe hatte, war durch die anhaltende Noth so hart geworden, daß er diesem Unglücklichen keinen Bissen davon zur Stärkung hergeben wollte. Byron war der einzige, der menschlich und edel dachte. Er gab ihm von den gedörrten Muschelfischen, die er in der Tasche hatte, von Zeit zu Zeit einen in den Mund, welches zwar diesem Kraftlosen seine Marter, aber nicht sein Leben verlängerte.

Ihre Bemühung, den Fluß hinauf zu kommen, war vergebens. Sie sahen sich also genöthiget, irgendwo zu landen, um Lebensmittel für ihren Hunger zu suchen. Als sie einstens mit Lebensgefahr ans Land stiegen: so eilten sie bey ihrer Zurückkunft sechs von denen übrigen Schiffsleuten nebst einem Indianer herbey, bemächtigten sich der Barke, giengen davon, und liessen den Kapitain, Herrn Byron, Hamilton, Champbel und Elliot zurück. Diese mehr als teuflische Treulosigkeit schien ihnen in der ersten Vorstellung gar keine Hoffnung mehr übrig zu lassen, und ihren gänzlichen Untergang unvermeidlich zu machen. Allein die göttliche Vorsehung, die über unsern Byron und die übrigen wachte, machte dieß schwarze Verfahren zu einem Mittel ihrer Errettung, und sie sollten da-

durch von den unerforschlichen Wegen der Vorsehung einen immerwährenden Beweis überkommen.

In dieser verzweiflungsvollen Aussicht, und in dem hoffnungslosen Zustande, darinnen sie an den Ufern herumirrten, erblickten sie ein Boot. Voll Freude über die Errettung gaben sie ein Zeichen, und die Indianer kamen auf dasselbe ans Land. Mit vielem Bitten und Flehen vermogten sie dieselben, daß sie sie in ihren Böten den Fluß hinauf bringen möchten, welches in diesen leichten Fahrzeugen thunlich war, die schwere Barke aber hinauf zu arbeiten unmöglich gewesen seyn würde. Durch Hilfe dieser menschlich gesinnten Indianer kamen sie bey den Hütten dieser Nazion an, wo sie freundschaftlich aufgenommen wurden. Obgleich Byron ganz von Kleidern gerissen war, und in der traurigen Lage, darinnen er sich damals befand, schlechte Figur machte: so wurde doch sein edles Herz von zwo schönen Indianerinnen auch in dem schlechtesten Aufzuge nicht verkannt, und er wurde auf das zärtlichste von ihnen aufgenommen.

Allein der Umgang war von keiner langen Dauer, indem sie ihre Reise schleunigst fortsetzen mußten, um die Insel Chiloe zu erreichen. Auf ihrer beschwerlichen und gefährlichen Reise wurden sie nebst dem Hun-

ger auch von dem Ungeziefer aufs schrecklichlichste geplaget; denn da sie verschiedene Monate hindurch weder ihre Kleider noch Hemden wechseln konnten, so waren sie ganz lebendig von Läusen, und sie glichen einem Ameisenhaufen, wo Tausende dieser Insekten umherkriechen. Mit solchem beschwerlichem Gefolge begleitet, traten sie ihren Marsch an, und nach drey mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder mußte etwas tragen; und **Byron** hatte einen schweren Kanavaß nebst einem Stück vom stinkenden Seekalbe, das dem Kapitain gehörte, zu tragen.

Ihr Weg gieng durch einen dicken Wald voll Morast, wo man mit jedem Schritt fast bis zur Lende hineinsank. **Byron** blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, indem er in einen tiefen Morast gefallen war, worinnen er beynahe ertrunken wäre. Er warf daher seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder zu erreichen. Allein da der Kapitain ihm wegen dem Verluste seines Seekalbfleisches Vorwürfe machte, gieng er eine grosse Strecke durch den Wald zurück, um das Seekalb zu hohlen, und seinen Kapitain zu besänftigen. Bey seiner Zurückkunft aber begiengen sie die Niederträchtigkeit, daß sie sich, nachdem sie ihm das Stück Fleisch abgenommen hatten, ohne denselben einschifften,

und ihn bey dem größten Mangel an Proviant seinem eigenen Schicksale überliessen.

Bey anbrechender Nacht, und von Hunger und Arbeit ganz entkräftet, fiel er in einen Schlaf, und da er vor Tage erwachte, so hörte er in einiger Entfernung eine Stimme, und erblickte bald eine Hütte, worinnen Indianer waren, die sich zum Einschiffen anschickten. Nach vielem Bitten nahmen sie ihn mit in ihr Boot. Als sie in der Nacht landeten, zogen sie ihr Boot ans Land, machten sich den Augenblick davon, und liessen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste im stärksten Regen zurück. Den folgenden Tag aber nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einem Orte, wo sie viele Muscheln fanden, die unserm ausgehungerten Jüngling trefflich zu statten kamen.

Einige Tage nachher traf er seine Gefährten wieder an, die für ihre Treulosigkeit ein härteres Schicksal hatten, indem sie durch ausgestandenen Hunger so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erblicken konnte. Herr Elliot war von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, und Hamilton trennte sich jezt von den übrigen, und begab sich zu einer andern Parthey Indianer. Nach drey Tagen erreichten sie endlich die Insel Chiloe, und landeten

mit

mit vieler Mühe und grosser Lebensgefahr im Junius, und dorten mitten im Winter.

Die Indianer nahmen sie sehr freundschaftlich auf, und die Frauenzimmer hatten besonders so grosses Mitleiden mit diesen ausgehungerten Schiffbrüchtigen, daß sie sich um die Wette beeiferten, ihr Elend zu erleichtern. Sie wurden hierauf mit einer spanischen Bedeckung nach Castro, und von da nach Chaco gebracht. Unterwegens erwarb sich unser junge Seemann die Gewogenheit einer Dame, und ihrer beyden Töchter, welche auf der Insel Personen vom Range waren. Sie nahmen ihn in ihr Haus, und suchten sein Elend auf alle Art zu erleichtern. Der edle Karakter unsers Byrons nahm noch ein anderes Frauenzimmer dergestalt ein, daß sie es für ein Glück hielt, mit ihm auf ewig verbunden zu werden. Sie war die Nichte eines alten Priesters, und wurde für die reichste Person auf der ganzen Insel gehalten. Sie ließ ihm durch ihren Onkel den Antrag machen. Der Alte zeigte ihm, um ihn desto bereitwilliger zu machen, alle Reichthümer seiner Nichte, und unter andern auch ein Stück Leinwand, woraus alsobald für ihn Hemden gemacht werden sollten, wenn er seine Nichte heyrathen wollte. Unser standhafte Jüngling wäre durch diese Versuchung bey-

beynahe überwältiget worden. Allein sein grosser Geist überwand alles, und er schlug das Anerbieten auf eine edle und unbeleidigende Art aus, weil ihn die Vorsehung zu etwas Höherem bestimmet hatte.

Nachdem Byron auf dieser für ihn so glücklichen Insel alle nur mögliche gute Begegnung genossen, und sich derselbe von dem ausgestandenen Elend wieder erholet hatte: so wurde selbiger nebst andern weiter gebracht. Zu Anfange des Jäners 1742 brachte man sie am Bord eines Schiffes, das nach Valparaiso bestimmt war. Als sie dort angelangt waren, erhielten sie zwar Unterhalt, allein so karg, daß sie hätten verhungern müssen, wenn nicht die über sie bestellte Schildwache von eigenem Solde ihnen das Nöthige gereicht hätte. Für diese großmüthige That fand Byron nochmals Gelegenheit, ihn wohl zu belohnen. Von hier wurden sie bald darauf nach St. Jago, der Hauptstadt in Chili, gebracht, wo sie eine edle Aufnahme und Begegnung genossen.

Ein schottländischer Arzt, Namens Don Patricio Gedd, bat sich von dem Präsidenten die Erlaubniß aus, die vier angelangten Engländer in seine Behausung aufzunehmen. Er hielt sie als seine leiblichen Brüder, und behielt sie zwey Jahre lang bey sich.

Das

Das Vergnügen und der Uiberfluß, so sie an diesem reizenden Orte genossen, machte, daß sie bald alle ausgestandene Mühseligkeiten vergassen, und Byron versicherte, daß kein Mann von allgemeinerer Menschenliebe in der Welt sey, als bemeldter Arzt.

Im Jahr 1744 den 20sten Dezember giengen sie wieder zu Schiffe, und kamen nach einer sehr gefährlichen Reise den 22sten Okt. 1745 zu Brest an, wo sie nach einem kurzen Aufenthalte ein holländisches kleines Fischerschiff bedangen, das sie nach Dover brachte. Ihre Baarschaft war so sehr erschöpft, daß sie bey ihrer Ankunft zu London 1746 den 1sten Jäner, nicht einmal die Umläufer bezahlen konnten. Bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland erwarb sich Byron bey seinen Landsleuten eben die Achtung und Zuneigung, als er sich durch sein edles Betragen bey fremden Nazionen zuwege gebracht hatte.

Ob ihm gleich sein erster Versuch zur See so viele harte Zufälle zugezogen hatte, so blieb er dennoch standhaft bey der gewählten Lebensart. Seine so frühzeitige Erfahrung machte ihn zu einem guten Seemann, und sein Vaterland suchte seine Talente zu nutzen. Er stieg daher, nachdem er sich 1748 im August mit der Miß Treville vermählet hatte, von einer Ehrenstuffe

zur andern, bis ihm 1758 als Commodore sogar eine kleine Flotille von drey Kriegsschiffen, nämlich: the Amerika, Conventry und Brilliant, zu kommandiren anvertrauet wurde, mit welchen er im Kanal kreuzte, und ein französisches armirtes Schiff von 14 Kanonen, le Diamant genannt, in die Luft sprengte, einen Kaper aufbrachte, und den Intrepide versenkte.

Nach dieser glücklich abgelegten Probe von seiner Tapferkeit, wurde ihm eine grössere Flotte zu Louisburg in Amerika anvertraut. Sie bestund aus den Schiffen: the Fame, Dorsetschire, Achilles, Scarborough und Repulse. Mit dieser griff er die französische Schiffe in der Bay von Chaleurs an, ruinirte sie meistens, und erwarb sich durch seine hiebey erwiesene Tapferkeit und Klugheit grosse Ehre und Ruhm. Hierauf ließ er die Festungswerke von Louisburg demoliren, und fügte den Feinden bey mehrerern Gelegenheiten grossen Schaden zu.

Der bald darauf erfolgte Friede mit Frankreich 1763 setzte zwar seinen Thaten, aber nicht seinem wirksamen und unternehmenden Geiste Gränzen. Schon im Jahr 1764 entschloß er sich die Welt zu umschiffen um neue Entdeckungen zu machen. Er unternahm diese Seereise mit den zwey

Fre-

Fregatten, the **Delphin** und **Tamer** genannt. Und wir haben ihm die Entdeckung der Patagonischen Riesen zu verdanken. Im Jahr 1765 sahe sich nämlich **Kommodore Byron** widriger Winde wegen, die ihm in die magellanische Meerenge einzulaufen verhinderten, genöthiget, in der südlichen Hemisphäre einen ganzen Tag und eine Nacht längst einer Insel hinzuschiffen, welche nahe an der Spitze des festen Landes von **Amerika**, beym Ausfluß des Stroms **Galliegos** gelegen ist, und die Einfahrt der magellanischen Meerenge gegen Norden bedecket. Den ganzen Tag nahmen die Engländer wahr, daß ihnen die Bewohner der Küste Zeichen machten, als wenn selbige sie zu einer Landung einladen wollten, und die ganze Nacht brannten viele Feuer auf der Küste.

Den folgenden Tag gieng der **Kommodore Byron** mit 40 Soldaten und in Begleitung einiger von seinen Offiziers ans Land. Man war eine kleine Strecke Landwärts eingerückt, da man von ferne einen ansehnlichen Haufen von Leuten erblickte, die, wie es den Engländern schien, auf sehr kleinen Pferden ritten. Weil die Grösse der Pferde in der Entfernung nicht anders, als nach ihrem Verhältniß gegen die Reuter beurtheilet werden konnte, so war dieser

Irrthum unvermeidlich. Der Haufen rückte immer näher heran, und einer davon, welcher der Heerführer zu seyn schien, entfernte sich von den übrigen, und kam gerade zum englischen Befehlshaber, Herrn Byron, mit Entblössung seiner Brust. Dieser gieng ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit einigen kleinen Geschenken, dergleichen er auch andere Patagonen, die nach und nach herbey gekommen waren, austheilte.

Inzwischen hatten sich die englische Offiziere auch näher gemacht, und gaben Bänder und Halsgeschmeide an die Weiber dieser Wilden, deren einige Kinder von 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß auf den Armen hatten. Der dabey befindliche Schiffskapitain Cummings, ein Mann von 6 Fuß und einige Zollen, konnte kaum, wenn er sich auf die Zehen richtete, mit der Spitze seiner Finger bis an den Mund eines dieser wunderbaren Menschen reichen. Der Schiffslieutenant des Commodore, von welchem man diese Umstände erfahren hat, war zwar nicht ans Land gegangen, konnte aber vom Bord genugsam aus Vergleichung der Grösse dieser Wilden mit der Statur der Engländer urtheilen, daß erstere 8 bis 9 Fuß hoch waren.

Als bemeldte zwei Schiffe drei Monate nachher abermals bey dieser Insel passiret, und einige die Neugierde gehabt, wieder ans Land zu gehen: so haben sie zu ihrer größten Verwunderung nichts als kleine, magere Menschen vorgefunden. *) Es war aber zu der Zeit in jenem Himmelsstriche Winter, und man hat Ursache, zu vermuthen, daß die Riesen nur im Sommer auf der Insel sind, um etwa Fischerey zu treiben, und daß sie sich bey einfallender rauhen Jahrszeit in wärmere Gegenden zurückziehen. Daher es denn nicht zu verwundern ist, daß Herr von Bougainville und andere Reisende an solchen Küsten, wo von den Engländern Riesen gesehen worden, nichts als gewöhnliche Menschen angetroffen haben, und man zweifelt nun nicht mehr an dem wirklichen Daseyn der westindischen Riesen. Wir übergehen die übrigen Umstände seiner zu Entdeckungen unternom-

---

*) Das englische Ministerium hat nachher von neuen eine stärkere Eskader nach der magellanischen Meerenge ausgeschickt, von deren glücklichen Fahrt bis an die brasilischen Küsten man auch bereits in denen davon herausgekommenen Reisebeschreibungen hinlängliche Nachrichten findet.

nommenen Reisen, indem wir unsere Leser auf die davon erschienenen Nachrichten verweisen, und folgen ihm auf seiner militärischen Laufbahn. Da unser **Byron** dem Könige und seinen Landsleuten auf die rühmlichste Art, und als ein Mann von Tapferkeit, Entschlossenheit, Klugheit und Vaterlandsliebe bekannt war: so wurde ihm in dem gegenwärtigen Kriege eine ansehnliche Flotte zum Kommandiren anvertrauet, die aus 23 Linienschiffen, 13 Fregatten und 8 Schaluppen bestund, nämlich: 1 Linienschiff von 90 Kanonen, 11 von 74, 1 von 70, 7 von 64, 1 von 60 und 2 von 50 Kanonen. Mit dieser griff er nebst dem Vizeadmiral **Barrington** am 3ten Jul. 1779 die ihm in allem Betracht überlegene Estaingische Flotte in St. **George-Bay** vor **Grenada** an. Das Gefecht wurde hitzig, und er hielt es gegen einen vortheilhaft postirten Feind 6 Stunden lang aus, und fügte ihm einen beträchtlichen Verlust bey. Weil aber seine Schiffe an Mast, Tau und Segel im Treffen, und vorher schon durch Sturm viel gelitten hatten, er auch bemerkte, daß sein Kanonenfeuer wegen des schlechten Pulvers nicht die Wirkung that, als es thun sollte: so sahe er sich genöthiget, sich mit einem Verlust von 183 Todten, und 346 Verwundeten aus dem Treffen zu ziehen. Die Schiffe, die dabey

ben am meisten gelitten hatten, waren: the Albion, Boyne, Cornwall, Elisabet, Fame, Grafton, Lion, Medway, Monmouth, Suffolk, Sultan, Stirling-Castle und Trident.

Ohnerachtet dieses Seetreffen für England gegenwärtig nicht entscheidend war; so wurde es solches jedoch einige Monate darauf durch seine Folgen. Der Graf Estaing verlohr en dem Treffen 1200 Mann an Todten, und 2000 an Verwundeten, und da er auf diese Art geschwächt, im September desselben Jahrs eine Landung in Georgien that, und im Oktober vor Savannah rückte, so wurde er mit grossem Verluste zurückgeschlagen; sein Plan wurde vereitelt, seine Flotte zerstreuet; und die Engländer erhielten dadurch ein grosses Uibergewicht; eine Folge von jenem Seetreffen. Zum Beschluß müssen wir noch eine kleine Anmerkung machen: Byron hat ein ganz seltsames und besonderes Schicksal. Ohnerachtet derselbe einer der tapfersten, geschicktesten und erfahrendsten Seekapitains ist: so hat er gleichwohl nicht viel Glück zur See; besonders hat er durch Stürme jederzeit viel gelitten. Und dieses hat ihn vermuthlich zu dem Entschlusse gebracht, nach London zurückzugehen, und sein mühseliges Leben daselbst in Ruhe zu beschliessen; und dieser sein Wille wurde ihm auch im vorigen Jahre durch einen ruhigen Tod gewährt.

XIV.

John Fletcher.

Fletcher und Beaumont, zwey berühmte Dramaturgisten unter der Regierung Jakobs I. sind als Authores in ihren verschiedenen Produkten so verbunden und vereiniget, daß es sehr schwer ist, sie von einandern abzusondern. Wir wollen vorerst Fletchern doch näher kennen lernen, und ein andermal das Leben Beaumonts vor uns nehmen.

John Fletcher war der Sohn Richard Fletcher, Lord Bischof von London, ein Prälat, der, wie der Marquis Halifax sagt, verheurathet keuscher, als viele Bischöfe seiner Zeit im ledigen Stande lebten. Er wurde 1576 in der Grafschaft Northampton geboren. Die Tugenden des Vaters giengen bey dem Sohne nicht verlohren, er zeigte schon von seiner Kindheit an für die Lügen einen solchen Haß, daß er sich niemalen durch die mindesten Ausflüchten zu entschuldigen suchte. Von Natur lebhaftig und unbesonnen, hatte er hundert Gelegenheiten, diese

wach-

wachsende Tugend in Uibung zu bringen. Er hatte den Saamen der lebhaftesten Leidenschaften in seinem Herzen. Kaum kannte er sie, so überließ er sich auch ihnen.

Sein Vater verzweifelte an seiner Lebensänderung keineswegs. Er rechnete auf seine Aufrichtigkeit, die er ihm schon von Kindheit an eingeflösset hatte. Er betrog sich auch nicht, und sie war es, die ihm seinen Sohn wieder schenkte. " Mein Vater! „ sagte er zu ihm, und warf sich zu seinen Füssen, " von diesem Augenblick an werden sie mich " nicht mehr unartig finden, und ich werde, " um Ihnen meine üble Aufführung zu ver" bergen, weder lügen, noch erröthen, wenn " ich Ihnen solche eröffne. „

Der Bischof von London benutzte seine Reue, und schickte ihn nach Cambridge. Der junge Fletcher machte durch seine gute Aeusserung, und den schnellen Fortgang in seinen Studien, daß man auf Fehler eines Augenblicks vergaß. Damals fieng sich sein Geschmack für die Dichterkunst an zu entwickeln.

Man erzählet, es habe ein Doktor zu Cambridge dem Bischof in Gegenwart verschiedener Personen eine Frucht unsers neuen Dichters überreicht, so den Titel, der Liebhaber der Musen hatte. Fletcher ließ seinen

nen Sohn ruffen, und sagte aus Scherz über den Titel zu ihm: Du wirst also, mein Sohn, dir stets Maitressen halten? Der Verfasser, ohne darüber bestürzt zu werden, antwortete im nämlichen Ton: Wenigstens, mein Vater, werden Sie gestehen, daß es lauter ehrliche Mädchen sind. Der Prälat wandte in der Folge alles an, um ihn von der Dichtkunst abzubringen, allein wer kann die Natur aus seinen Wurzeln reissen, der alte Fletcher starb, und sein Sohn ward Dichter.

John Fletcher vollendete seine Studien zu Cambridge. Man wachte mit allermöglichster Sorgfalt für dessen Unterricht, und zwar um so mehr, als sein Vater während seinem Leben der Beschützer dieser Universität gewesen, und nach seinem Tode noch ihr Wohlthäter wurde.

Der einfache Lauf der akademischen Jahre ist für die Geschichte ein trocknes Feld. Dieser ganze Zeitraum ist uns in Ansehung seiner unbedeutend. Von Cambridge gieng er in den Inner-Temple. Ohne Zweifel dachte er, dieses Opfer seinem Vater schuldig zu seyn, der einen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, allein er wurde dieses Studiums bald überdrüssig. Die Bahn, zu ihr zu gelangen, ist von jener auf den Parnaß zu steigen, sehr unterschieden. Er gewann

wann auch darin so wenig Fortgang, daß er nicht vermögend war, nur eine einzige Definizion zu machen. Nach einigen Monaten kam die Probezeit herbey, und er ließ sich von seinen Mitschülern bewegen, sich eines Examens zu unterziehen. Die Versamlung öffnete sich. Eine ganz ernsthafte Person gab den Kandidaten mit einer doktormässigen Stimme die Fragen auf. Als die Reihe an **Fletchern** kam, so war die Frage, **was ist die Rechtsgelehrsamkeit?** und dessen mit Verdruß vermischte Antwort: **Wahrhaftig Ich weiß es nicht, ausser daß es die langweiligste Kreatur ist, die ich nur kenne. Nach einer ihrer Göttin in ihrem Tempel zugefügten so grausamen Beleidigung,** sagte er hierauf seinen Freunden, denen er diesen Zufall erzählte, **mußte ich mich von ihrem Wohnsitz entfernen.** Dies war das, was er wünschte. Der Aufenthalt daselbst hatte ihn in der That ganz unkennbar gemacht, und wenn man ihm darüber seine Verwunderung bezeugte, so antwortete er immer, **die Musen hätten sich wegen seiner Treulosigkeit gerächet.**

Zu dieser Zeit war es, daß er mit **Beaumont** bekanntschaft machte, den er schon vorher zu Cambridge und Inner-Temple gesehen hatte. Er fand ihn eben so, wie sich, der Rechtsgelehrsamkeit über-

drüssig. Bald wurden diese beede durch Zeit und Herz vereinten Freunde unzertrennlich. Als Autores waren sie nur Eins, ein Beyspiel, das so selten ist, daß es allein hinlänglich wäre, sie unsterblich zu machen. Sie verfertigten vereinbart alle ihre Stücke, die Einigkeit ihrer Einsichten war so verkettet, daß man niemal mit einiger Gewißheit zu entscheiden vermogte, welch besondern Antheil einer oder der andere in der Erfindung des Planes oder der Verfertigung der Szenen gehabt hatte.

Das erste dramatische Werk, so ihnen Ruhm verschaffte, war **Philaster**. **Dryden** versichert, daß sie schon vorher zwei oder drei Stücke verfertiget hatten, die aber bey ihrer Erscheinung auch gleich wieder fielen. Diese ersten Versuche waren nicht unnützlich, weil sie ihnen zur Verbesserung dienten. Dem **Philaster** folgte der **Abgeschmackte**, der **Kapitain**, die **schöne Wirthstochter**, der **kleine französische Advokat**, die **Wallfahrt der Verliebten**, **Herr Thomas**, das **Mädchen in der Mühle**, die **Höhnische**, — der **spanische Landpriester**, und die **Rache des Kupido**, lauter Stücke, die sehr viel Beyfall erhielten. Die beeden Verfasser übten sich auch mit viel Erfolg in dem Tragischen. Man schätzet unter ihren Tragedien **Rollon, Herzog von der Normandie**;

Diet-

Dietrich und Theodor und Valentinian. Folgende Anekdote beweiset, daß sie auch in dieser Art Arbeit, sowohl in dem Entwurf, als in der Ausführung vereinbart arbeiteten. Sie befanden sich einstmals in einem Wirthshause, um allda den Plan zu einer Tragedie zu verabreden. Fletcher in der Hitze der Komposizion, schrie, man müsse den König tödten, ein Vorbeygehender hörte diese letztere Worte, und ließ sie arretiren. Sie wurden eingesperrt, und wegen Hochverrath angeklagt: allein ihre Unschuld wurde einige Tage nachher erkannt, und beede wieder in Freyheit gesetzt; man lachte in London herzlich über die wunderliche Folgen dieser gegen einen Theaterkönig entworfenen Konspirazion.

Wir haben unter ihren Stücken, deren mehr wie 50 waren, diejenigen benennet, die sich am meisten Ruhm erwarben; unter diese Zahl gehört auch noch Four plays un one, oder: Vier Stück in einem. Dies sind moralische Vorstellungen, die den Sieg der Ehre, der Liebe, des Tods und der Zeit vorstellen. Eine Art Arbeit, wo die alte Komedie mit der neuern vereinbaret ist. Man sieht hieraus, wie schon zu Shakespears Zeiten das Genie dieses grossen Manns zur Reinigung des sehr unmoralischen Geschmacks

der alten Moralitäten sehr vieles beygetragen hatte.

Der frühzeitige Tod des Beaumonts war alleinig vermögend, die Bande zu zerreissen, die beide Poeten an einander heftete. Der über diesen Verlust sehr betrübte Fletcher überlebte seinen Freund noch zehn Jahre, und starb 1625 an der Pest im 49 Jahre seines Alters, und in dem ersten Jahre der Regierung Karls I. Er wurde zu Southwark in der Kirche St. Mary Overy beygesetzt.

Ausser den mit Beaumont gemeinschaftlich verfertigten Stücken, gab Fletcher noch die getreue Schäferinn, ein Drama; die misanthropische Frau; und die zwey erlauchten Alliirten heraus. Die zwey ersten Stücke sind von ihm ganz allein; Shakespear half ihm bey der Komposizion des dritten. Man versichert auch, daß er nach Beaumonts Tode den Shirley zu Rathe gezogen habe.

Es seye, wie ihm wolle, man kann Fletchern dennoch nicht die Ehre rauben, daß er in dem Drama vortrefflich gewesen, und mit gutem Erfolg in der Laufbahn gewandelt, die Shakespear eröffnet hatte.

XV.

David Roche.

David Roche, aus einem der beßten Häuser in der Grafschaft Limeric in Irrland, war zu Dublin im Jahr 1729 geboren, und in dieser Hauptstadt in allen Wissenschaften unterrichtet, die zu einer feinen Lebensart gehören. Sein Hang zum Kriegswesen war so hervorstechend, daß der verstorbene Graf von Chesterfield, da er in diesem Reiche die Würde eines Statthalters bekleidete, sich erbot, ihm eine Bedienung zu geben; allein seine Freunde, die nicht gesonnen waren, ihn den Kriegsdiensten zu widmen, lehnten die Erbietung dieses Herrn ab; dahingegen der junge Roche, der nichts anders werden wollte, als ein Soldat, alle andere Beschäftigungen vernachlässigte, und nach diesem einige Jahre lang ein wildes Leben führte. Er hatte sich zum Unglück mit in der Gesellschaft einiger Studenten befunden, die in einem Auflauf einen Nachtwächter todtschlugen, und flohe darauf nach Corke.

Als der vorletzte Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, gieng er nach Nordamerika, und begab sich als Freywilliger unter ein Regiment der Eingebohrnen, wo er bey verschiedenen Scharmützeln, mit denen Indianern, die auf französischer Seite waren, grosse Proben seiner Tapferkeit ablegte.

Kurz darauf richtete der Oberste Massy nebst andern Offizieren vom Stande, auf ihn eine besondere Aufmerksamkeit; es ereignete sich aber ein unglücklicher Umstand, der seiner Beförderung in diesem Theil der Welt hinderlich fiel. Ein Offizier unter dem Regiment des Generals Murray hatte eine unvergleichliche Vogelflinte verloren, und als er kurz darauf hörte, daß Roche sie hatte, wirkte er sich sogleich einen Befehl aus, dessen Gepäcke durchsuchen zu lassen. Die Flinte wurde darin gefunden. Es war umsonst, daß er seine Unschuld bezeugte, und sich auf einen gewissen Korporal Burke berief, von dem er sie gekauft hätte, denn dieser beschwor, daß er von der ganzen Sache nichts wußte.

Dem gewöhnlichen kurzen Rechtsverfahren zufolge, das bey den Herren eingeführt ist, ward er von dem Kriegsgericht verklagt, und da sich vielerley Umstände zeigten, die man ihm nicht zu Gunsten auslegen konn=

konnte, so bekam er Befehl, seinen Dienst aufzugeben, den er mit aller Art von Beschimpfung wirklich verlassen mußte. Roche gerieth über dieses Urtheil ausser sich, und forderte seinen Ankläger heraus, der sich aber weigerte, die Ausforderung anzunehmen, weil das Kriegsgericht dem Roche alle Ehre eines Kavaliers abgesprochen hatte. Er schimpfte darauf den Offizier in den gröbsten Ausdrücken, und flog nach dem Piquet, wo der Korporal war, den er mit dem Degen in der Faust anfiel. Dieser vertheidigte sich, bis seine Gesellen ihm zu Hilfe kommen konnten, die den Angreifer entwaffneten. Roche flog in einem Anfall von toller Verzweiflung nochmals über den Korporal her, faßte dessen Gurgel, und erwürgte ihn fast, ehe die andern ihn losmachen konnten. Von diesem grimmigen Anfall auf seinen Feind bekam er den Namen des Tiegers.

Einige Tage hernach zog das Heer aus, die französischen Linien bey Ticonderoga zu überwältigen, und Roche ward von allen seinen Freunden, und ohne einen Pfennig zu haben, in Albany, einer Stadt, die weit von jener Schanze liegt, zurückgelassen. Unter diesen äusserst unangenehmen Umständen faßte er den sonderbaren Entschluß, und gesellte sich zu einer Parthey Indianer, die mit den Engländern im Bunde standen, und kam

mittelst erzwungener Züge noch Zeit genug an, mit den Truppen unter dem General Abercrombie die Feinde anzugreifen; bey welcher Gelegenheit er vier Wunden bekam, und bey den Auftritten dieses unglücklichen Tages viele Beweise seines ungemeinen Muthes gab.

Indessen hieng ihm doch der Schandfleck des Diebstahls noch beständig an, und alle seine Bemühungen, sich zu rechtfertigen, waren vergebens.

Nachdem er mancherley widrige Schicksale erfahren, die er, wie er sagte, ohne die Menschenliebe des Gouverneurs Roger nicht hätte aushalten können, bekam er von seinen Freunden einen Zuschub an Gelde, womit er sich gegen Ausgang des Jahrs 1758 in Neuyork einschiffte, um nach England zu reisen, wo er in kurzem anlangte. Durch den obigen Zuschub befand sich seine Kasse in so gutem Stande, daß er sich eine Offiziersstelle kaufen konnte; allein eben, da er wegen des Handels einig war, breitete sich das Gerücht von seinem schimpflichen Abschied aus, den er in Amerika bekommen hatte, um dessentwillen das Regiment Schwierigkeit machte, ihn anzunehmen. Er gab sich die größte Mühe von der Welt, zu erfahren, wer zuerst dies Gerüchte ausgesprengt hätte, bis er endlich einen Kapitain, Campbel ausfindig mach-

te, den er in einem Kaffeehause aufs ärgste schimpfte. Der Kapitain ward darüber empfindlich aufgebracht, und es kam augenblicklich zwischen ihnen zu einem Zweikampf, worin beyde sehr gefährlich verwundet wurden.

Als Roche wieder im Stande war auszugehen, that er an allen öffentlichen Orten die romanmässige Erklärung, daß, da er keine Gerechtigkeit gegen den Schurken in Amerika, der seine Ehre beschmutzt hätte, erhalten könnte, er entschlossen wäre, einen jeden zu züchtigen, der sich in England unterstehen würde, etwas zu seinem (des Roche) Nachtheil zu sagen.

Als er dem Obersten Maßy nebst noch einen Offizier, kurz nach ihrer Zurückkunft aus Amerika, in dem Park in London antraf, redete er sie an, und bat sie, da es in ihrer Macht stünde, das Gerüchte zu widerlegen, das seinetwegen herumgieng, daß sie solches thun möchten; da aber diese Herren sich dessen weigerten, und ihm gerade so verächtlich begegneten, als sie glaubten, daß er es verdiente, so schimpfte er den Obersten, und gab dem Gefährten desselben einen Schlag mit dem Stock. Dieser zog alsdann seinen Degen, entwaffnete seinen Gegner, und gab ihm vor einer Menge Zuschauer, die hinzu gelaufen waren, eine Menge Prügel mit seinem eigenen Stock.

Diese Niederlage reizte den Roche nur noch mehr auf, und da er vernahm, daß der Offizier den Tag darauf nach Chester gereiset war, so folgte er ihm voll Wuth en Kourier nach. Er ward hier zum zweitenmal von seinem Gegner übermannt, und bekam bey dem Kampf eine Wunde in den rechten Arm, daß er einige Monate lang keinen Degen führen konnte.

Kurze Zeit darnach ereignete sich ein Umstand, der die Nachrichten, die man bisher von ihm hatte, in ein anderes Licht setzte. Es war nichts geringeres, als das Geständniß des Korporals Burke, der von einem Haufen Indianer war tödtlich verwundet worden, und nunmehro aussagte, daß er selbst die Vogelflinte gestohlen, und heimlich dem Roche verkauft hätte, der aber von dem Umstande, wie er dazu gekommen sey, nicht das geringste gewußt. Diese Nachricht stellte mit einmal den guten Namen des Roche bey seinen Mitoffizieren wieder her; und sie beeiferten sich itzt um die Wette, ihm Beweise ihrer Freundschaft zu geben; er bekam auch in kurzem, ohne sein Zuthun, oder einen Pfennig Unkosten, eine Lieutenantsstelle bey dem einen der neugeworbenen Regimenter in Irrland. Diesen Umstand kann man für den glücklichsten in seinem ganzen Leben halten. Er ward in Dublin von seinen Freunden

mit

mit vielen Freuden empfangen, und da er ein vortrefflicher Tänzer war, so war er bey allen Lustbarkeiten beliebt, die in Dublin angestellt wurden; er empfahl sich auch besonders dem Frauenzimmer, bey einer gewissen Gelegenheit, da er eine Probe seiner Tapferkeit ablegte.

Es befand sich um diese Zeit in Dublin eine Bande von Menschen, die sich Schwitzer (Sweaters) nannten, und die Stadt beunruhigten. Es waren junge Leute von einigem Stande, die sich, wie sie es nannten, eine Erlustigung damit machten, daß sie, wenn sie Abends aus den Weinhäusern kamen, von ihren Degenscheiden den Ortband abbrachen, so daß ungefähr ein Zoll von der Degenspitze aus der Scheide hervorragte, womit sie fast jeden Menschen leicht verwundeten, der so unglücklich war, in ihre Hände zu fallen. Eine Parthey von diesen Elenden fiel eines Abends über einen alten Herrn her, der mit seinem Sohn und seiner Tochter über die Strasse gieng; Roche hörete zufälliger Weise das Geschrey eines Frauenzimmers, eilte ihr zu Hilfe, und befreiete sie, nachdem er den Anführer nebst zween andern von dieser abscheulichen Bande sehr stark verwundet hatte.

Das Ansehen, das er sich durch diese That erwarb, ward dadurch noch vergrössert, daß er eine Gesellschaft Offiziers zusammenbrachte, die unter sich eins wurden, die Stadt von diesen verachtungswürdigen Stöhrern der öffentlichen Ruhe zu befreyen; welches sie auch mit grossem Muthe ausrichteten, so daß man in wenigen Wochen von ihren Unfällen nichts mehr hörte.

Nach dem Friedensschluß im Jahr 1763 kehrte Roche wieder nach London zurück, wo er weit lockerer lebte, als seine Einkünfte erlaubten. Kurz darauf heyrathete er eine gewisse Jungfer Pitt; mit der er seinem Vorgeben nach, 4000 Pf. Sterling bekommen sollte; auf deren Rechnung er eine grosse Menge Schulden machte. Seine Schuldner warteten darauf eine ziemliche Zeit, verloren aber endlich die Geduld, und liessen ihn in das Gefängniß der königlichen Bank setzen, wo er eine Reihe von Unfällen erfuhr.

Es kann nicht unrecht seyn, allhier zu bemerken, daß sich die Wuth des Tiegers an diesem Orte so sehr legte, daß er gleichsam alle Empfindung von Ehre schien verloren zu haben, und daß er verschiedene Proben gab, an denen man wahrnehmen konnte, daß ihn das Wetter gerührt hatte. Bey einem nichtsbedeutenden Streit mit einem Mitgefangenen be-

bekam er einmal einen Schlag ins Gesicht, gegen den er sich weiter nicht wehrte, sondern nur das Gesicht wegwandte, und einen Strom von Thränen vergoß; und ein andermal bekam er von dem in London berüchtigten Schläger Buck Englisch grausame Prügel, ohne die geringsten Zeichen des Unwillens von sich zu geben.

Eine Gnadenhandlung erlösete ihn aus diesem niederschlagenden Zustande, worin ihn sein Elend gestürzt hatte, und ein kleines Vermächtniß, das er von einem Verwandten bekam, setzte ihn noch einmal in Stand, eine ziemliche Figur in der lustigen Welt zu machen. Er gelangte wieder zu seinem vorigen Muth, und ward wegen seines Hochmuths, und sehr reizbaren Gemüths, sehr oft in Gesellschaften unausstehlich. Ein Beyspiel davon anzuführen, wird zureichend seyn.

Einstens war er in einem öffentlichen Hause bey einem Billiard, wo viele Herren herumstanden. Der Major Williamson, mit dem er spielte, sagte: er, Roche, spiele so eifrig, als wenn er den Billiardtisch allein gepachtet hätte, sie wollten aufhören, und den anderen Herren Platz machen. Roche fieng das Wort Herren auf, wiederholte es mit einer Neckerey, und sagte: " Wie, Herr Major! Herren? — ausser Ihnen und mir, nebst noch zwey bis drey andern sind hier keine

Her-

Herren im Zimmer, das übrige sind alles; so wahr G— lebt, lauter Schwarz Schinken.„ Der Major konnte beym Weggehen seine Verwunderung über des **Roche** Unverschämtheit nicht bergen, und sagte: er erstaunte, daß in einer so zahlreichen Gesellschaft es niemand übel genommen. O, sagte **Roche**, hole der Henker die Schurken, das war gar nicht zu besorgen, denn gewiß war kein Spitzbube im Zimmer, der nicht glaubte, einer unter den **zweien**, oder **dreien Herren** zu seyn, derer ich gedachte. „

Frau **Roche** ward im Jahre 1768 von ihm geschieden, nachdem sie unzählige Verachtung und Mißhandlungen von ihm ausgestanden hatte; er machte kurz nach dieser Scheidung Bekanntschaft mit einem jungen Frauenzimmer von gutem Vermögen, das fleißig den St. James-Park besuchte. Dies Frauenzimmer hatte bisher mit ihrer Mutter eine ziemliche Zeit ganz artig gelebt, als ihre unglückliche Bekanntschaft mit **Rochen** anfieng. Die Ausschweifungen, die er täglich machte, und seine beständigen Besuche bey den Spieltischen erschöpften in kurzer Zeit ihr beyderseitiges Vermögen, und sie sahen sich nicht lange darnach genöthigt, der Schulden wegen, in die sie um seinet willen verwickelt waren, **London** zu verlassen.

Zur

Zur Zeit der in England berühmten Parlementswahl für die Grafschaft Middelsex, da die Stimmen fast durchgängig für den berüchtigten Wilkes ausfielen, und nur wenige für den Obristen Lutterell, den der Hof gerne gewählt haben wollte, bedienten sich die Anhänger des Wilkes, dieses Roche so, daß sie ihm an die Hand gaben, sich ebenfalls zu dieser als ein Kandidat zu melden, weil sie ihn für den tüchtigsten Mann ansahen, den sie dem beherzten Lutterell, bey dieser gefährlichen Gelegenheit entgegen setzen könnten. Er nahm diesen gefahrvollen Antrag zwar an, schrieb aber den Sherifs, die Nacht vor der Wahl, daß er seine Ansprüche aufgeben wolle, welches er that, wie einige sagen, weil er die bey solcher Gelegenheit gewöhnlichen Eide nicht Lust hatte zu leisten, nach anderer Sage aber, weil die Freunde des Obersten Lutterell versprochen hatten, für ihn zu sorgen, und ihm eine gute Beförderung zu verschaffen, wenn er sie bey dieser Wahl nicht weiter beunruhigen wollte. Er hatte um diese Zeit einen Streit mit einem gewissen Hauptmann F—, der ihn in einer Gesellschaft gröblich beleidigte, und woraus ein Zweikampf entstand, bey dem Roche abermals einen neuen Beweis seiner Tapferkeit und seines Edelmuths gab. Mit Ausgang des Jahrs 1772, als er allein nach seiner

Woh-

Wohnung zu Chelsea gieng, ward er auf dem Wege mitten in der Nacht von zween Strassenräubern angefallen, die ihm ihre Pistole an die Brust setzten; er sprang aber zurück, zog seinen Degen, und erklärte, daß er sich nicht würde berauben lassen. Der eine von den Räubern feuerte sogleich seine Pistole ab, daß die Kugel bey des Hauptmanns Kopf vorbeystrich; alsdann griff er sie beyde mit grossem Muthe an, drang den einen an die Mauer, und jagte den andern in die Flucht; seinen Gefangenen hielt er fest, und brachte ihn in Gewahrsam, und der andere ward den Tag darauf ergriffen. Sie wurden beyde im Jäner 1773 vor das Landgericht gestellt, und der die Pistole abgefeuert hatte, ward zum Tode verurtheilt, auf des Roche Vorbitte aber, der bey dem Verhör viel Menschenliebe bewies, von dem Könige nachmalen begnädigt, und nach Amerika verwiesen.

In diesem Jahr ward Roche zum Hauptmann einer Kompagnie zu Fuß, in Ostindien ernannt, und schiffte sich an Bord des Schiffs Vansittart ein, welches im May 1773 nach Indien segelte. Auf dieser Reise erhob sich zwischen ihm und dem Hauptmann Ferguson der unglückliche Zwist, davon die Umstände in verschiedenen Briefen erzählt werden, die man von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in London erhalten hat.

Ro-

Roche war nämlich nicht viele Tage am Bord des gedachten Schiffes gewesen, so hatte er schon mit allen Reisenden Zank gehabt. Unter andern keifte er auch mit dem Hauptmann **Ferguson**, gegen den er sich auf der Insel **Madera** so schlecht aufführte, daß dieser genöthigt war, ihn heraus zu fordern; es heißt aber, daß er sich geweigert habe, die Ausforderung anzunehmen, und in Gegenwart verschiedener Herren alles nachgab, was ihm der Hauptmann **Ferguson** vorschrieb.

Seine Aufführung bey dieser Gelegenheit war so anstößig, daß die ansehnlichsten unter den Reisegefährten sich von itzt an enthielten, kein Wort mit ihm zu sprechen; und da er bey seinem verhaßten Betragen blieb, so ersuchten alle anwesende Herren einige Wochen darauf, daß er ihn von ihrem Tische ausweisen möchte. Dieses geschahe auch, und zwar mit Umständen, die äusserst schimpflich für ihn waren.

Dieser verzweifelte Zustand, in den er sich durch seine eigene üble Aufführung gestürzt hatte; reizte ihn zur Rache, und da er sein Betragen auf **Madera** zum wenigsten für die erste Ursache seiner gegenwärtigen Beschimpfung hielt, so schien er seine Rachsucht vorzüglich auf den Hauptmann **Ferguson** gerichtet zu haben, ob er gleich gegen die gemeinen Soldaten, die einzigen Leute, die mit

ihm umgiengen, sehr oft äusserte, daß er sich an allen Herren rächen würde. Den 4ten September, als das Schiff beym **Vorgebirge der guten Hoffnung** angekommen war, und alle Reisende sich ans Land begeben hatten, kam er zuletzt sehr späte Nachmittags dahin, und lauerte den Abend über vor der Thür des Hauses auf, wo **Ferguson** sich eingemiethet hatte. Spät im Finstern schickte er zu ihm, im Namen eines bekannten Freundes des Lieutenants **Martin**, als der ihn wünsche in seinem Hause zu sprechen. **Ferguson** gieng aus seiner Wohnung, in Willens, den **Martin** zu besuchen; als er aber um die Ecke der Strasse kam, stand **Roche** mit dem Degen in der Hand bereit, und stieß in ihm um das Herz. Hierauf entflohe er.

Es heißt, daß **Ferguson** nicht weniger als neun Wunden, und alle auf der rechten Seite gehabt habe, da er sich nichts Böses versehen hatte. Man sah zwar in den **Londner** öffentlichen Blättern damals einen Brief, den er eigenhändig an den Admiral **O'Hara** in **London** geschrieben haben soll, in welchem er diese abscheuliche Handlung auf eine andere Art erzählt, und sie darin bemänteln will; allein andere halten die erstere Erzählung für die wahre. Hier ist indessen sein Brief:

" Das

** Damit die Welt wegen des Todes des Hauptmanns **Ferguson** nicht voreilig über mich ein Urtheil fälle; so ersuche ich Sie, die wahren Umstände dieses Vorganges unpartheyisch anzuhören. Auf **Madera** schwazten wir über Tische, und ich machte die Anmerkung, daß eine gewisse Reisegefährtinn im Schiffe, Namens **Miß Frazer** der **Miß Wilkes** sehr ähnlich sähe. Der Hauptmann **Young** antwortete mir in sehr groben Ausdrücken wegen der Vergleichung, die ich angestellt habe, ohngeachtet ich **Miß Frazer** mit dem vollkommensten Frauenzimmer in England in Vergleich stellte. Es entstand daraus ein harter Wortwechsel, und der Hauptmann **Young** sagte, am Vorgebirge der guten Hoffnung wolle er mir Genugthuung geben. Als wir da ankamen, stieg ich hinter dem Hauptmann **Ferguson** und Hauptmann **Young** in die Pinnasse, die uns an Land setzen sollte. Ich verfügte mich nachgehends in das Haus, wo diese Herren waren, und fragte nach dem Hauptmann **Young**. Es kam aber der Hauptmann **Ferguson** heraus, und fragte was ich wollte? Er nannte mich zu wiederholtenmalen einen infamen Schurken, hob seinen Stock auf, und gab mir ein Paar schmerzliche Schläge über den Kopf. Darauf bat ich ihn, er sollte ziehen; er that es; ich wich zurück, weil er mit grosser Wuth

auf mich anlief; ich brachte ihm im Arm und in dem Schenkel eine Wunde bey; allein anstatt abzulassen, drang er vielmehr mit verdoppelter Wuth auf mich an, und schlug mir zu wiederholtenmalen mit seinem Stock auf das Degengefäß, worauf ich ihn in den Leib verwundete, und zuletzt einen Stich in den Magen gab, der ihn auf der Stelle tödtete. — „

Roche soll am Vorgebirge der guten Hoffnung gerädert seyn. So endigte sich schimpflicher Weise ein Leben, welches, wann es nach den Einsichten der Vernunft wäre geführet worden, dem gemeinen Wesen ungemein nutzbar hätte werden können.

XVI.

Eduard Young.

Eduard Young war der Sohn eines Geistlichen, gleiches Namens, bey der englischen Kirche, der sich sowohl durch seine Frömmigkeit als Gelehrsamkeit hervorthat. Von diesem würdigen Manne hat man zween Bände geistlicher Reden über verschiedene Materien,

rien, die man in Engelland unter die beßten dieser Art zählet. So viel Wissenschaft und ein so treffliches Beyspiel, waren hinlänglich, unserm jungen Dichter einen edlen Nacheifer einzuflössen. Sein Vater unterrichtete ihn selbst in der Sittenlehre und den schönen Wissenschaften. — Als er ihn für tüchtig genug hielt, die Universität zu beziehen, ließ er ihn beym Kollegio **Aller Seelen** in **Oxford** einschreiben, und indem er ihn den Rechten widmete, ließ er ihn hierinnen einen Gradum annehmen. In dieser Verfassung schrieb er ein Gedicht, **der letzte Tag**, welches ein allgemeines Vergnügen machte, da es von einem Layen kam: diesem schickte er bald ein gleiches Gedicht nach, **die Stärke der Religion**, oder **die besiegte Liebe**: auch dies wurde mit vielem Beyfalle aufgenommen, vorzüglich aber von derjenigen Familie, zu deren Unterhaltung es vornämlich aufgesetzt war.

Da ihn seine Neigung zum geistlichen Stand zog, trat er zu diesem über, und wurde einer von des Königs Kapellanen: hierauf erhielt er die Pfründe von **Welwye** in **Hertfordschire**, die jährlich ungefähr 500 Pfund Sterling eintrug, und ob er gleich im größten Ansehen stand, so hatte er doch nicht das Glück, es weiter zu bringen, da unter der letzten Regierung Poesie und Beredsamkeit

wenig galt. Einige Jahre vor dem Tode des verstorbenen Prinzen von **Wallis** stand er bey diesem in besondern Gnaden, und war stets um ihn; aber mit seinem Tode verschwand die Hoffnung zu höhern Würden in der Kirche, und gegen das Ende seines Lebens schien er auch alle Wünsche dafür aufgegeben zu haben. Denn in seinen **Nachtgedanken**, da er seiner selbst gedenket, bemerket er, daß es einen gebornen Britten gäbe, der, unter den Hofleuten erzogen, glaubte, daß der Reichthum selbst eines Tages zu spät kommen möchte. Doch nahm ihn nach dem Tode des verstorbenen **D. Hales**, die verwittwete Prinzessinn von **Wallis**, als ihren Hauskaplan in Dienste.

Er war schon ziemlich bey Jahren, als er die Lady **Elisabeth Lee**, Tochter des verstorbenen Grafen von **Lichtfield** heyrathete. Diese Dame war eine Wittwe, und hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die beyde die größte Hoffnung sich gaben, aber beyde in ihrer schönsten Blüthe und kurz auf einander starben. Wie sehr ihm der Verlust dieser Kinder, sowohl als seiner Gemahlinn zu Herzen gieng, kann man aus seinen vortrefflichen **Nachtgedanken** sehen, wo des jungen Frauenzimmers unter dem Namen **Narcissa**, ihres Bruders unter **Philanders** Namen, und seiner Gemahlinn, obgleich ohne erdichte-

ten Namen oft gedacht, und ihr Karakter geschildert wird. Er beweinet seinen Verlust in folgender Apostrophe an den Tod: " Un- " ersättlicher Bogenschütze! war einmal nicht " genug! dreymal flog dein Pfeil ab, und " dreymal ward mein Friede getödtet, " und dreymal, ehe noch zum drittenmale " jener Mond sein Horn erneuerte. „

Aber wir kommen wieder zu ihm. Auch in seinem gegenwärtigen Stande fuhr er fort, die Musen zu lieben, und gab zu verschiedenen Zeiten seine Trauerspiele und Gedichte heraus, von welcher jedes in seiner Art für vortrefflich gehalten wurde. Seine Satyre, die **Ruhmbegier**, oder die **herrschende Leidenschaft**, wird von vielen für sein vorzüglichstes Werk gehalten, und gehöret zu den ersten Früchten seines Genies. Wenn die Reinigkeit des Styls, ein glänzender Witz oder die Simplizität des Subjekts auf den Beyfall einigen Anspruch machen können, so hat ihn Dr. **Young** bey dieser Gelegenheit verdienet: aber man weiß nicht, wie es zugehet, daß sie, in so grosser Achtung sie sonst waren, jetzt gleichsam aus der Mode gekommen sind, und vielleicht, wie **Swift** geurtheilet, hätte der Satyrenschreiber zorniger oder lustiger seyn sollen: in der That, haben sie einen epigrammatischen Ton, der, da er

immer einerley Gegenstand hat, endlich den Leser ermüdet, ehe er zu Ende kommt.

Nun aber, da wir auf seine Gedichte kommen, wollen wir sie nach der Reihe nennen, wie sie in der letzten Ausgabe seiner Gedichte erschienen sind. In dieser finden wir eine Ode an den König, deren Werth nicht groß ist: eine Paraphrase über das Buch Hiob, die sehr fromm, aber von mittelmäs-sigem Werthe, in Absicht auf die Poesie ist: zwey Sendschreiben an Pope, die ein gleiches Verdienst mit seinen Satyren haben; und zwo oder drey Oden, in welcher Dichtungsart er den wenigsten Beyfall verdienet.

Aber er zeigte sich als ein dramatischer Dichter desto vorzüglicher. Sein Trauerspiel, die Rache, wie ein neuerer Kunstrichter erzählt, fand mit Recht den größten Beyfall. Den Plan dazu scheint er theils aus des Shakespears Othello, theils aus der Mißtriß Behn Abdalazar geborgt zu haben. Die Verwicklung trägt verschiedene Merkmale des erstern, und der Hauptkarakter, Zanga, von dem letztern. Doch sagt man gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Dr. Young, in gewissen Stücken weit über seine Originale ist.

Wir setzen die Tragedie Busiris nach der Rache, ob sie gleich vor ihr und schon im Jahre 1719 aufgeführet worden; aber

ihr

ihr Verdienst ist weit unter der erstern. Sein letztes Trauerspiel sind die **Brüder**, das nach dem Plan eines französischen Stücks verfertiget ist. **Dr. Young** aber verdient noch mehr Empfehlung wegen der Absicht, in der er dies Stück aufführen lassen, als wegen dessen poetischen Verdienstes. Denn er bestimmte den ganzen Gewinnst, den dieses Stück einbrachte, für die Armen. Es ist genug, wenn man sagt, daß, wenn es auch kein Werk war, das seinem Ruhme als Dichter einen grossen Zuwachs verschaffte, es seinem edlen Herzen desto mehr Ehre machte.

Doch wir wollen ihn auf seiner dramatischen Laufbahn verlassen, auf welcher er ohne Zweifel von andern übertroffen worden, und ihn als den sittlichen und melancholischen Dichter betrachten, der die **Nachtgedanken** schrieb, eine Dichtungsart, die ihm ganz eigen ist, und wo ihn kein einziger seiner Nachahmer erreichet. Der Beyfall, den er durch sie erhalten, ist unbegränzt: der unglückselige Barde, dessen Schmerzen in schmelzenden Tönen dahinfliessen, und melancholische Freuden rund um sich her ergiessen, ist von dem bösen sowohl, als dem frommen Manne gelesen worden. Diese, wie wir schon bemerkt, schrieb er unter den frischen Wunden seines Kummers über den Verlust seiner Gemahlinn, seiner Tochter, und seines Stiefsohns; sie sind an

den Lorenzo gerichtet, einen Freund der eitlen Welt und ihrer Freuden, und der, wie einige nicht ohne Grund vermuthen, sein eigener Sohn ist, der sich damals seines Vaters Unwillen zugezogen hatte. In diesem bewundernswürdigen Gedichte erhebt er oft seinen himmlischen Flug fast über den Gesichtskreis der Menschen. Dahin gehöret seine **Beschreibung des Todes**, wie er auf seinem geheimen Stande die Thorheiten einer wüsten Gesellschaft aufzeichnet, das **Epitaphium auf die abgeschiedene Welt, — die Flucht des Satans aus seinem Kerker am Tage des Gerichts**: u. s. w. inzwischen ist nicht zu läugnen, daß er bisweilen zu witzig ist, und sich in Wortgeklängel verliert: viele seiner schönsten Gedanken jagt er zu sehr ab, und spielet bisweilen, wie Ovid, mit den Metaphern, bis er sie ihres Schmuckes entblösset.

Seine prosaischen Schriften sind wenig, und unter diesen sein **nicht fabelhafter Zentaur** und seine **Muthmassungen über die Originalschriften**, die wichtigsten. Wenn wir die letztere als das Werk eines 80jährigen Greises ansehen, so dürfen wir uns weniger über seine Fehler, als vielmehr über seine Schönheiten verwundern. In der That ist es erstaunend, daß die Last eines so hohen Alters diese muthige Einbildungskraft nicht niederdrücken können, sondern alle Fes-

feln

feln desselbigen durchbricht, und sich oft selbst über die Urtheilskraft emporschwingt. Dies war der letzte Glanz seines Genies vor seinem Tode: denn in dem Gedichte, **die Gelassenheit**, sieht man es nur noch glimmen, und seinem Untergange nahe.

So viel er aber auch Ruhm durch seine Schriften eingeerndtet hat, so verdient er doch weit mehrern durch sein vortreffliches Leben. Als Dichter sah man ihn noch als das einzige Palladium an, das Engelland von seinem vorigen poetischen Glanze noch übrig hatte. Er hatte von Natur eine sehr feierliche Gemüthsart, und wenn er, wie gewöhnlich zu Hause auf dem Lande war, gieng er täglich einige Stunden auf seinem Kirchhofe umher: sein Umgang, seine Schriften, alles hatte eine Beziehung auf jenes zukünftige Leben, und diese christliche Gesinnung suchte er selbst bey den Verzierungen seines Gartens anzubringen. Er hatte z. E. nahe an seinem Hause eine Vertiefung mit einer Bank mahlen lassen, die jeder in der Entfernung für eine wahre hielt: sobald man sich aber näherte, fand man den Betrug und diese Uiberschrift: Invisibilia non decipiunt. **Das Unsichtbare täuschet uns nicht.** Ungeachtet dieser unschuldigen Gemüthsart war er ein Freund unschuldiger Freuden und Spiele; er stellte in seinem Kirchspiele kleine Zu-

sam-

sammenkünfte, und legte einen Kegelschub an, wo er oft in Person die Gesellschaft aufzuheitern suchte. Sein Witz war überhaupt beissend, und allezeit auf diejenigen gerichtet, die gegen die Religion und Tugend eine Verachtung bezeigten. Sein Sinngedicht, das er aus dem Stegreif auf **Voltairen** machte, der in seiner Gegenwart den **Milton** und dessen allegorische Personen der Sünde und des Todes verspottete, ist bekannt. **Young** sagte zu ihm:

Thou art so vvitty, profligate and thin,
You seem a Milton vvith his Death and
sin.

" Du bist so witzig, gottlos und ma-
" ger, daß du ein Milton mit seinem Tod
" und seiner Sünde scheinest. „

Als er eines Tages zu **St. James** predigte, fand er, daß alle seine Bemühungen, seine Zuhörer aufmerksam zu machen, vergeblich waren. Sein frommer Unwille über ihre Thorheit wurde dadurch so gerührt, daß er sich niedersetzte, und in eine Fluth von Thränen ausbrach. — Gegen das Ende seines Lebens kannte er seine Schwachheiten, und überließ sich der Fürsorge seiner Haushälterinn: denn er glaubte, daß die zweite Kindheit des Lebens dieselbe erforderte. Seinen Sohn, der durch seine jugendlichen Thorhei-

heiten sich die gerechte Strenge seines Vaters zugezogen, vergab er in seinem letzten Willen, und er starb von allen Menschen bedauert, die ihn gekannt haben, nachdem er alle Pflichten aufs strengste erfüllet, die einem Sterblichen obliegen, wenn er seinen Posten mit Würde begleiten will.

XVII.

Cong-fu tse. *)

Cong-fu-tse, oder, wie ihn die Europäer latinisirt haben, Confucius, der Prediger der Tugend und der Rechtschaffenheit, der Weltweise, dessen Andenken und Lehre einer der zahlreichsten Völkerschaften, seit mehr denn zweitausend Jahren, gleich heilig und ehrwürdig, selbst unter den Revoluzionen geblieben ist, die sie verheerten, und dessen Thaten

ten

*) Wir können diesen und folgenden merkwürdigen Mann zwar nicht unter die neuern setzen; sie sind aber dafür um desto interessanter, und daher des Platzes unter den neuern nicht unwürdig.

ten und Sprüche die strengsten Geschichtschrei-
ber der Nazion, nicht unwürdig gefunden ha-
ben, in den Jahrbüchern des Reichs, neben
den Thaten ihrer Fürsten aufbewahrt zu wer-
den; Cong-fu-tse ist zwar dem philosophi-
schen Theile unsers Vaterlandes zu bekannt,
als daß man hier etwas neues zu seinem Lo-
be vorbringen könnte; allein, da seine Bio-
graphie noch nicht recht ausführlich behandelt
worden ist, und der Tong-kien-kang-mou,
nach der mallaischen Uibersetzung, verschiede-
ne Lebensumstände dieses Weisen enthält, die
mit dem Gepräge der unbezweifeltesten Au-
thentizität, auch oft den Werth der Neuheit
verbinden, so hat man dieses alles gesam-
melt, um solches unsern Lesern unter einem
Blick vorzulegen.

Kong-Tse, oder Cong-fu-tse ward im
Jahr 551 vor der christlichen Zeitrechnung, un-
ter der Regierung Ling-ouang's von der 3ten
Dynastie, im Königreich Lou, zu Tseou-ye
geboren. Sein Vater, der sich Chu-leang be-
nannte, stammte aus der Herrschaft Sang,
von da sich seine Vorfahren nach Lou be-
geben; die chinesischen Genealogen behaup-
ten eine Abfolgung in gerader Linie von Kai-
ser Hoangti, ein Umstand aber, der noch
einigem Streit unterworfen ist. Seine Mut-
ter hieß Yen-chy; sie gab ihrem Sohne den

Na-

Namen Kieu, kleiner Hügel, weil der Obertheil des Kopfs etwas erhabener war, als er natürlicher Weise seyn sollte. Schon im 19ten Jahre genoß der weise aber sehr arme Cong-fu-tse, eines grossen Ruhms im Lande Lou; Tchao-kong, der Fürst, gab ihm die Aufsicht über die Lebensmittel, damit er doch einiges Einkommen hätte, sich fortzubringen, weil dieses Mandarinat zwar wenig sagen will, aber ziemlich einträglich ist. Das Jahr zuvor hatte er sich mit Pien Kuan-chi verheurathet, die ihm einen Sohn gebar, den er Pe-yu hieß. Er bekleidete die Aufseherstelle nur ein Jahr, und weil er sich mit vieler Klugheit betrug, so machte ihn Tchao-kong zum Intendanten des Viehhandels.

Die Unruhen, die sich einige Zeit darauf in Lou erhoben, zwangen den Weltweisen in die Staaten von Tsi zu flüchten. Sein Ruf war damals schon so sehr gegründet, daß Tchao-kong, als er an den Hof von Tsi kam, und dieses erfuhr, über die Entfernung des Philosophen weit mehr, als über die Unordnungen bekümmert ward, die in seinem Reiche wütheten. King-kong, Fürst von Tsi, erwieß dem grossen Manne alle mögliche Achtung, und lud ihn ein, an seinem Hofe zu erscheinen. Er wollte ihn gleich bey der ersten Zusammenkunft prüfen, ob er auch so erleuchtet sey, als man sagte, und frug ihn,

wor-

worin eine gute Regierung bestehe? Darin, antwortete Cong-fu-tse, daß der Herr, Herr; der Unterthan Unterthan; der Vater, Vater; und der Sohn, Sohn sey. Nichts ist wahrer, erwiederte King-kong, denn wenn der Herr nicht Herr, der Vater nicht Vater ist, so ist der Unterthan nicht Unterthan, der Sohn nicht Sohn, und so reich man auch sonst seyn mag, so würde man doch nicht in Ruhe leben können. King-kong that weiter keine Frage an ihn.

Cong-fu-tse suchte an seinem Hofe das weise Regiment der Alten wieder herzustellen. Er hätte auch gern seine Lehren in den Staaten von Tchou und Tsin ausgebreitet, wo sie gewiß geblühet haben würden, allein ihre Fürsten hiengen zu sehr am Golde, und waren zu eingenommen von ihrer Macht. Auch der Fürst von Tsi, ob er ihn gleich beständig um Rath frug, ihm gern Gehör gab, und selbst seine Lehre pries, übte sie doch wenig aus. Wie Cong-fu-tse darüber erstaunt schien, antwortete King-kong, daß er zu alt wäre, um sich darauf zu legen. Cong-fu-tse, ohne weiter in ihm zu dringen, verließ sogleich ihre Staaten, und kehrte in sein Vaterland zurück.

Hier nahm die Regierung des Ting-Kong, des neuen Regenten, einen so unruhigen Anfang, daß der Philosoph sich weder

in

en die Regierung mischen, noch sonst ein Amt verwalten wollte. Und da der Chi king, Chu-king, und die andern Bücher, die von den Zeremonien und der Tonkunde handeln, in einander vermengt waren, und kein Ganzes ausmachten, so brachte er sie in Ordnung, indem er sie in Kapitel abtheilte. Diese Arbeit vermehrte sehr die Anzahl seiner Schüler. Die Weisen kamen aus den entferntesten Provinzen, um unter einem so grossen Meister zu lernen.

Im Jahr 500 erhob ihn Ting-kong zur Würde eines Sse-kong, oder Vorgesetzten des Tribunals der öffentlichen Arbeiten. Cong-fu-tse bewies in dieser Stelle so viel Geschicklichkeit, Sorgfalt und Uneigennützigkeit, daß er sich allgemeinen Beyfall erwarb. Alle seine Aufmerksamkeit gieng dahin, die alte Regimentsverwaltung wieder aufleben zu lassen, und wenn die Zeiten günstiger gewesen wären, so ist kein Zweifel, sein Vorhaben würde ihm gelungen seyn.

Drey Jahre darauf wurde Cong-fu-tse Staatsminister des Reichs Lou. Kaum hatte er dieses wichtige Amt im Besitz, als er den Chao-tching-ma, der Unordnung im Lande anrichtete, gefangen nehmen, und am Leben straffen ließ. Seine Schüler bezeigten ihm ihre Verwunderung über diese Strenge. Er antwortete: "Es giebt fünf Laster, die

einen Menschen zu einem grössern Verbrecher machen, als wenn er auf den Heerstrassen geraubt hätte. Ein schelmisches Herz, ein künstliches Betragen, ein Fluß der Zunge von Lug und Trug, ein glückliches Gedächtniß, das Laster predigt, und endlich ein natürliches Gefallen am Bösen. Ein einziges dieser Laster an einem Grossen, verdient den Tod, und darf von keinem Weisen verziehen werden, wenn er im Stande ist, es zu straffen. Und ich sollte den Chao-tching-mao leben lassen, in dem sie alle vereinigt waren? „

Diese Genauigkeit, mit der Con-fu-tse das Laster strafte, hatte in weniger Zeit eine solche Veränderung in den Sitten der Vornehmen und Geringen des Reichs Lou hervorgebracht, daß der Fürst von Tsi darüber eifersüchtig zu werden anfieng, und befürchtete, Ting kong möchte zu viel Uibergewicht bekommen, daß man ihm den Titel Pa geben, und dann über ihn erheben würde. Nachdeme er sich deswegen verschiedene Male mit seinen Grossen berathschlagt hatte, so fiel der Schluß endlich dahin ein, das beßte Mittel, die Wirkung der weisen Regierung des Cong-fu-tse zu verhüten, sey, die Tugend des Fürsten von Lou anzugreifen. Man wählte zu dem Ende einige der schönsten Frauenzimmer, die gute Sängerinnen waren, und unter dem

Vor-

Vorwande, die alte Freundschaft zu erneuern, machte der Fürst von Tsi dem Ting-kong ein Geschenk damit. Die List gelang; Ting-kong war so entzückt darüber, daß er drey Tage hinter einander nicht aus seinem Pallaste kam, und alle Geschäfte liegen ließ.

Coug-fu-tse legte hierauf seinen Dienst nieder, und begab sich in die Staaten von Houri. So zerstörten die Damen, denen wir, wie ein altes Geschichtgen sagt, den Verlust des goldenen Alters, und andere schöne Dinge mehr zu danken haben, auch hier das Gebäude eines Weltweisen, das er zur Glückseligkeit eines Landes aufgerichtet hatte. Unser Philosoph wohnte zu Yen-tchou-tseou; und, um ihn zu bewegen, hier zu bleiben, gab man ihm sechzigtausend Gemässe Getreyde. Er hielt sich aber in Ouri nur zehn Monate auf, und als er in das Land Tchin ziehen wollte, wurde er in Kouang in Verhaft genommen, weil man ihn für einen gewissen Mann ansah, von dem die Einwohner dieses Kantons einige Beleidigung erlitten hatten. Als sie ihren Irrthum erkannten, liessen sie ihn sogleich loß, allein Cong fu-tse, statt seinen Weg nach Tchin fortzusetzen kam nach Ouri zurück.

Der Fürst dieser Provinz, Ling-kong, der in Begleitung seiner Gemahlinn und eines Verschnittenen ausgefahren war, traf

den Philosophen zu Fusse an, er ließ sogleich den Verschnittenen absteigen, und bat den Cong-fu-tse seine Stelle einzunehmen. Er that es, und setzte sich zu ihnen. Einen Augenblick darauf kamen sie auf einen Marktplatz, wo eine Menge müssiger Leute den Schauspielen und Possen zusah; "Ach, rief er aus, ich hatte bis jetzt noch nicht gesehen, daß ein Mann, der die Tugend wahrhaftig liebt, einen Gefallen an der Gesellschaft solcher Leute fände, die nur an ihrem Vergnügen kleben." Er stieg auch gleich vom Wagen, und begab sich in die Provinz Tsao.

Hier war sein Aufenthalt gleichfalls nicht lang, weil seine Lehre wenig Beyfall fand. Er reisete also, im Geleite vieler seiner Schüler nach Song, dem Lande seiner Vorfahren. Unterwegens hielten sie unter einem Baume still, wo Cong-fu-tse sie über die Zeremonien und ihren Nutzen unterrichtete. Es fügte sich, daß in dem Augenblicke Huan-toui, der Präsident des Kriegstribunals des Fürsten von Song, vorbey kam. Huan-toui hassete den Cong-fu-tse und seine Lehre, und da er eine so schöne Gelegenheit fand, sich seines Feindes zu entledigen, so gieng er mit dem Säbel auf ihn los, und wollte ihn tödten; allein Cong-fu-tse wich dem Hiebe aus, und entkam mit seinen Schülern.

lern. Er schien wenig oder gar nicht von diesem Vorfall betroffen, seine Begleiter aber, die nicht so viel Standhaftigkeit hatten, drangen in ihn, seine Schritte zu verdoppeln. " Wenn ich so tugendhaft bin, antwortete Cong-fu-tse, daß mich Tien schützen muß, was kann mir Huan-toui thun? „ Diese Antwort stellte seine Schüler nicht zufrieden, sie liessen ihn allein, und flohen davon.

Cong-fu-tse gieng nach Tching, und blieb an dem Eingange des östlichen Thores dieser Stadt stehen. Ein Einwohner, der einige Bestürzung an ihm merkte, und überhaupt eine ausserordentliche Gestalt an ihm wahrnahm, gab dem Fürsten davon Nachricht, und beschrieb ihm, wie einer gethan haben würde, der das phisiognomische Studium unserer Zeiten getrieben hätte. " Es ist ein Mann, sagte er, an dem östlichen Thore, der eine Stirne hat, wie Yao gehabt haben soll, den Hals des Cao-yao, die Schultern des Tse-chin, und fast den Wuchs des grossen Yu. Er scheint bestürzt und voll Furcht, wie ein Hund, der die Wohnung seines Herrn verlohren hat. „ Tse-kong, begab sich auf der Stelle dahin, und ermangelte nicht, dem Cong-fu-tse die Rede dieses Einwohners zu erzählen. Cong-fu-tse brach in ein lautes Gelächter aus, und sagte: " Was die Gestalt anbetrifft, so betrügt er

sich; aber was er von Hund sagt, der die Wohnung seines Herrn verloren hat, so kann nichts richtiger seyn, als dieses Gleichniß.

Unterdessen giengs dem Philosophen elend genug in diesem Lande. Er hatte einmal in sieben Tagen nichts zu essen. Der größte Theil seiner Schüler war krank für Hunger. Cong-fu-tse ließ deswegen keine Traurigkeit blicken; er spielte auf Instrumenten, und sang sogar mehr, als gewöhnlich. Tse-lou, einer seiner Jünger, entrüstete sich darüber, und frug ihn: "Schickt es sich wohl just zu singen, da wir für Mangel umkommen?" Cong-fu-tse, ohne sichs anfechten zu lassen, setzte seinen Gesang bis zu Ende fort, und gab ihm darauf eine Antwort, die weise genug war, aber den Tse-lou nicht befriedigte, der seinen Meister verließ.

Als es endlich überstanden war, sagte Tse-kong zum Weltweisen; "Die zwey oder drey Schüler, die euch folgten, sind Schuld an der Noth, in die ihr euch gebracht saht. Ihr werdet es ohne Zweifel nicht vergessen." "Es ist ein Vortheil für mich, erwiederte dieser, in die Länder von Tsin und Tsai gekommen zu seyn; und was die Schüler anlanget, die mir gefolgt sind, so zeigt sich der Muth nie besser, als in gefährlichen Gelegenheiten, und ohne diese bleibt er ewig vergraben. Wie konntet ihr sonst wissen, daß

der

der Anfang zur Vollkommenheit darin besteht: Alles beraubt zu seyn? „

Von Tchin gieng Cong-fu-tse nach Tsai. Tchao-tong, Fürst von Tchou, schickte, als er ihn so nahe wußte, einen seiner Offiziers an ihn, und ließ ihn an seinen Hof einladen. Cong-fu-tse versprach zu kommen; allein die Fürsten von Tchin und Tsai widersetzten sich, weil sie die tiefen Einsichten kannten, die dieser von der Regierungskunst besaß, und furchten, sie möchten eines Tages zum Nachtheil ihrer Länder angewendet werden. Sie setzten ihm also mit bewaffneter Mannschaft nach, und schlossen ihn in einer Wüste zwischen kahlen Felsen ein, wo es ihm gänzlich an Lebensmitteln gebrach, weil kein Mensch ihm welche bringen durfte.

Trotz dieses grausamen Zustandes blieb er doch bey seinem Entschluß. Er fand Mittel, dem Fürsten von Tchou Nachricht zu geben, wie man mit ihm umgienge. Dieser Herr gerieth in einen schrecklichen Zorn, und schickte sogleich Truppen ab, ihn zu befreyen. Bey ihrer Annäherung zogen sich jene zurück, und seine Soldaten führten den Cong-fu-tse wie im Triumph, in ihr Land zurück. Der Fürst von Tchou empfieng ihn mit grossen Ehrenbezeugungen, und wollte ihm sogar die Souverainität über 700 Ly Land einräumen, allein seine Minister stellten ihm vor, daß

daraus einst nachtheilige Folgen für die Macht seiner Familie erwachsen könnten, und es unterblieb. Noch in demselben Jahre (489) starb **Tchao-kong**, und Cong-fu-tse war ohne Beschützer. Jedermann spottete seiner, und sang einen Gassenhauer, der auf ihn gemacht war, und ohngefähr folgender Gestalt lautete: " **Fong-hoang, Fong-hoang, warum hast du so deine ganze Tugend verloren? Wenn dir auch die Reue über das Vergangene nichts hilft, so bereite dich wenigstens auf die Zukunft. Verlaß deine grossen Entwürfe, verlaß sie, die Regierung unserer Zeiten ist zu gefährlich.** " **Fong-hoang**, oder der königliche Vogel, ist der Name eines Vogels von guter Vorbedeutung, von dem man glaubt, daß er sich nur unter der Regierung der Fürsten von einer seltenen Tugend sehen lasse. Diese Vergleichung in dem Liede war also immer rühmlich für den Weltweisen. **Cong-fu-tse** bemühte sich vergebens, sein Betragen zu rechtfertigen, niemand wollte ihn anhören.

Er entwich wieder nach **Ouri**, blieb aber nicht lange, weil die Gewaltthätigkeiten, die die Prinzen von **Tchin** und **Tsai** wider ihn ausgeübt hatten, hoffend machten, daß seine Lehre vielleicht daselbsten Eingang finden könnte. Er kam also nach **Tchin**.

Allein,

Allein, so sehr auch seine Lehre geschätzt wurde, so brachte sie doch keine Veränderung im Reiche hervor; die Prinzen blieben eben so ehrgeizig, und einer auf des andern Verderben erpicht, wie vorher. Unterdessen war auch das Vaterland des Cong-fu-tse allen Verheerungen des Kriegs ausgesetzt.

In einer Schlacht bemerkte Ki-sun, der Sohn des Fürsten von Lou, daß ein Feldherr, ohngeachtet seiner Jugend, sehr viel Tapferkeit und Erfahrung gezeigt hatte. Er frug ihn, unter welchem Meister er die Kriegskunst gelernt habe? Unter Cong-fu-tse, antwortete dieser. Sogleich bat Ki-sun, diesen Philosophen wieder in sein Vaterland zurück zu kommen; er schickte ihm Geschenke und Leute zu seiner Bedienung und Begleitung. Als Cong-fu-tse zu Lou angekommen war, thaten die Prinzen sehr viel Fragen über die Staatskunst, Regierungsgeschichte und andere Gegenstände an ihn; da er aber merkte, daß die Neugier mehr Theil daran nahm, als die Begierde nach Unterricht, so schlug er alle Aemter aus.

Er nahm die Arbeit von neuem vor, die er schon einmal angefangen hatte, die Bücher Chi king und Chu-king in Ordnung zu bringen. Er stieg bis zum Kaiser Yao hinauf, und sammelte alle die Nachrichten, die von dieser Zeit an bis auf Mou-kong, Prin-

zen von Tsin übrig geblieben waren. Hierauf setzte er das Buch Chu=king zusammen. Was den Chi=king anbetrift, so bestand es anfänglich aus 3000 Oden, die aber in der Folge, und selbst zu Cong fu=tse Zeiten auf 305 heruntergesetzt wurden, und worunter er die aussuchte, die Tugend und Abscheu vor den Lastern einflössen konnten. Er sang diese Oden oft nach der Begleitung eines Instruments. Das Studium des berühmten Buches Yking beschäftigte ihn sehr in seinem Alter. Zu den Erklärungen, die man davon hat, fügte er noch verschiedene andere hinzu, wie auch von andern Büchern.

Im Jahr 482 fingen einige Jäger von Lou ein besonderes Thier, das ihnen allen unbekannt, und ganz zahm war: ihr Herr ward bey dem Anblick dieses Thieres so erschrocken, daß er es ausser den Stadtthoren bey seiner Wache zu lassen befahl. Cong=fu=tse war neugierig, es zu sehn, sobald er aber das Thier gewahr wurde, rief er, als ein kluger Mann, der den Hang seines Volks zum Aberglauben zu nutzen wußte, aus: **Es ist der Ki lin! warum ist er gekommen!** er bedeckte sich darauf das Gesicht mit dem Ermel seines Kleides, weinte bitterlich, und schrie: **Meine Lehre ist erschöpft! meine Lehre ist erschöpft!** Man frug ihn über die Ursache dieses Betragens, und

und er antwortete: Ki-lin ist ein Thier, das nur alsdenn sich zeigt, wenn ein erleuchteter Prinz den Thron besitzt. Mußte es jetzt kommen, jetzt, da das ganze Reich in Verwirrung ist, und kein Fürst die reine Lehre ergreifen will? das bricht mir das Herz! „

Er schrieb hierauf das Buch Tschun-Tsiou, welches eine ins Kurze gefaßte Kronik der guten und bösen Handlungen der Fürsten ist, die vom vierzigsten Jahre der Regierung des Kaisers King-ouang geht, wo der Ki-lin gefangen wurde.

Bey dem Anblick so vieler Grausamkeiten, Tücke und Morde, die sich binnen dieser Zeit zutrugen, schauerte die Menschenliebe des Weisen, und er entwarf das Gemälde der Sitten seines Weltalters. "Ich habe nichts niedergeschrieben, sagte er, als was ich gesehen habe, und ich habe aufgezeichnet, was ich an der Regierung zu tadeln fand. „

Im Jahr 479, dem 41sten des Kaiserthums King-ouang, im 4ten Monde, starb Cong-fu-tse in einem Alter von 73 Jahren. Der Fürst seines Vaterlandes, und alle Weisen seiner Zeit, betrauerten mit herzlicher Wehmuth seinen Tod. Er zählte bis auf 3000 Schüler. Seine Nachkommen können von dem Jahre seiner Geburt an bis zum gegenwärtigen 1782sten Jahre eine ununterbro-

chene

ckene Abstammung aufweisen. Der Aelteste der Familie führt allezeit den Ehrentitel, Graf, und ist tributfrey.

Die Gelehrten von Chion erweisen jährlich dem Gedächtnisse des Cong-fu-tse ihre Ehrerbietung unter ebendenselben Zeremonien, mit denen die Kaiser das Andenken ihrer Vorfahren feyern. Europäische Reisende, die nur mit Augen reiseten, ohne weiter nachzuforschen, haben sie deswegen der Abgötterey, und den Cong-fu-tse Marktschreyerey beschuldigen wollen.

XVIII.

Fou-hi. *)

Fou-hi war einer von den vier Jünglingen in China, die Soui-gin-chi, der zweite Regent, dessen die Geschichte erwähnt, aus dem Volke wählte, und sie unterrichtete, damit sie ihm beystehen, und nach seinem Tode das

*) Der dritte in der Zahl der alten Regenten in China.

das noch ausführen könnten, was er unvollendet zurücklassen würde. Fou-hi zeigte schon in seiner Kindheit ausserordentliche Gaben des Geistes. Man nahm in seinen Handlungen nichts wahr, was das Kind verrathen hätte. Alles weissagte das, was er eines Tages seyn würde. Die Aufmerksamkeit, mit der ihm das Volk zuhörte, und seine übrigen schönen Eigenschaften bewogen auch Soui-gin-chi, ihn, ohngeachtet seiner grossen Jugend, wie wir oben angemerkt haben, in seinen Rath in der Absicht zuzulassen, einst seinen Nachfolger aus ihm zu machen. Kaum hatte er auch die Augen geschlossen, als die versammelten Völker erklärten, daß sie keinen andern Herrn und Führer haben wollten, als Fou-hi. Dieser gab ihrem Rufe nach, doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht bloß als ihren Führer, sondern auch als Herrn und Kaiser betrachten sollten, dem sie sich anheischig machten, zu gehorchen, zu dienen, und zu thun, was er ihnen befehlen würde. Die Völker bewilligten ihm alles, unterwarfen sich freywillig, und versprachen ihm treu zu seyn.

Das erste, worauf Fou-hi seine Sorgfalt wandte, als er sich mit der oberherrlichen Gewalt bekleidet sah, war, daß er die Ehen einsetzte. In diesen ersten Zeiten war wegen dieses wichtigen Artikels des bürgerli-

chen

chen Lebens noch nichts verordnet; kein Gesetz, kein Zaum: man folgte keinen andern Vorschriften, als den Trieben der Leidenschaft. Fou-hi setzte ihnen Schranken, und gab Gesetze, deren Beobachtung er aufs strengste einschärfte. Er fieng an, das Volk in hundert Familien einzutheilen, davon er jeder einen besondern Namen zulegte; jeder mußte hierauf die wählen, mit welcher er leben wollte. Diese alte Eintheilung ist noch in China beybehalten worden, wo es nur hundert Namen giebt, um alle Geschlechter dieses weiten Reichs zu bezeichnen.

Er befahl ferner, daß es ins künftige nicht mehr erlaubt sey, von seinem Versprechen, das man einander gethan, abzugehen, und setzte als ein wesentliches Gesetz, zur Gültigkeit der Heyrathen, fest, daß diese Verbindungen nur zwischen solchen Statt finden sollten, die von verschiedenen Namen, folglich auch von verschiedenen Geschlechtern wären, Diese so nöthige Verordnung wurde mit Beyfall angenommen: der Sohn erkannte seit dieser Zeit seinen Vater, der Vater seinen Sohn, und sie standen sich wechselweise in ihren Bedürfnissen bey.

Nachdem Fou-hi diese erste Einrichtung getroffen hatte, so beschäftigte er sich nun mit Kenntniß der Natur des verschiedenen Bodens, den sie bewohnten. Als er ihn

in Brand steckte, um die Erde urbar zu machen, und die Thiere zu verscheuchen, so entdeckte er, daß einige dieser Erdarten sich in Eisen auflöseten. Er sammelte eine Quantität dieses Metalls, und bediente sich desselben, das Ende eines Stocks, der die Gestalt eines Wurfspiesses hatte, damit zu beschlagen. Er unterwies das Volk, diese Waffen zur Jagd und beym Fischfang zu gebrauchen. Er lehrte es auch die Art, Thiere zu erziehen, und Heerden zu halten. Lauter natürliche Fürsorgen, die bey seinen Unterthanen die Hochachtung und Liebe noch vermehren mußten, die sie bereits für ihn hatten.

Als Fou-hi sah, daß sein Volk so beträchtlich zunahm, und sich vergrösserte, so drang er tiefer nach Osten zu, und entdeckte bis an das Meer hin das ganze Land, das heutiges Tages die Provinzen Honau und Chan-tong ausmacht. Bey seiner Zurückkunft ließ er einen Theil seiner Unterthanen in diese neu entdeckten Länder bringen, und bestimmte zu seinem Sitz die Stadt Tchin-tou, die er bauen ließ, und die noch jetzt unter dem Namen Tchin-tcheou vorhanden ist. Hier war es, wo Fou-hi mitten unter den Geschäften seiner Regierung sorgfältig auf die Zeichen, die er am Himmel erblickte, auf den Pomp der Gestirne, und die Regelmäs-

sig-

sigkeit ihrer Bewegungen Acht gab. Als er hierauf die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die ihm die Erde darbot, und die unzählige Menge ihrer Produkte untersuchte, so vereinigte er alle diese Dinge, und fieng an die acht Kua's zu zeichnen.

Dieß war der Ursprung des berühmten Buches Y king, wenn man dem Namen eines Buches acht Trigrammen von Strichen geben kann, die sehr unverständlich sind, und worüber man eine unglaubliche Menge eben so unverständlicher Kommentare niedergeschrieben hat, wo jeder Verfasser ein anderes Lehrgebäude annimmt, und es für Fou-hi seines ausgiebt. Durch die Multiplikazion vermehrte Fou-hi diese Koua bis auf 64, und hoffte durch sie die Unvollkommenheit der Striche des Soui-gin-chi zu verbessern, worein man verschiedene Knoten knüpfte, die, nach ihrer Entfernung, oder Anzahl, gewisse Bedeutungen hatten, und die Stelle der Schrift vertraten.

Fou-hi war auch der Erfinder der Lou-chu, oder sechs Regeln. Durch diese Regeln und den Gebrauch der Striche oder Koua, schmeichelte er sich, die Zusammensetzung der Karaktere herauszubringen, deren Erfindung ihn jetzt beschäfftigte. Nach diesen Regeln entstehen diese Karaktere 1) durch das Bild, oder die Vorstellung der Sache

selbst;

selbst; 2) durch das Borgen oder Uibertragen der Idee von einer Sache auf die andere; 3) durch die Angabe der Sache; 4) durch die Verbindung, indem man zwei Karaktere verbindet, die, so verbunden, einen dritten ausmachen, dessen Sinn aus zwei Karakteren zusammengesetzt ist; 5) durch Gebrauch und Uiberlieferung, 6) endlich durch Töne und Laute. Fou-hi brachte aber diese Regeln nicht in Ausübung, sondern überließ die Sorge davon seinem Nachfolger.

Die Bewegung der Himmelskörper, deren Kenntniß allein die Zeit reguliren kann, waren der Gegenstand von Fou-hi ernstlichen Beschäftigungen. Er hätte gern sein Volk vollkommen darin unterwiesen, aber noch war es zu roh und zu eingeschränkt, als sie begreifen zu können. Er begnügte sich bloß eine Regel zu geben, wie es die Zeit durch die Zahlen 10 und 12 zählen könnte, die Tche-chan (zehn Stamme) und Che-Ih, Tchi, (zwölf Aeste) heißen, deren zusammen verbundene Karaktere den κυκλος 60 geben, und zu gleicher Zeit der Grund waren, worauf sich die Regel der Stunden, Tage, Monate und Jahre stützte: übrigens eine so bequeme Regel, daß sie sich seit Fou-hi beständig in China erhalten hat, und noch jetzt befolgt wird.

Fou-hi, der von der Schönheit der Himmel und den Reichthümern der Erde so gerührt war, vergaß nicht dem Tien, dem obersten Herrscher über beyde, seinen Dank dafür zu bezeigen. Bisher hatte noch niemand Opfer gebracht. Fou-hi war der erste, der unter den Heerden Thiere aussuchte, die zu diesem Gebrauch bestimmt, und sorgfältig gemästet wurden. Er bezeichnete zu diesen Opfern einen Ort im Felde, den er an dem Tage, wo er das gelobte Thier schlachtete, mit allen Früchten der Erde bedecken ließ, und bestimmte einen Tag im Jahre, wo man sich dieser Pflicht entledigen sollte.

Unter so vielen Sorgen, die ihn beschäftigten, fühlte Fou-hi, wie sehr die Menschen von Zeit zu Zeit einiger Ergötzungen bedürften, um sich von den Uibeln zu zerstreuen, die von ihrem Zustande unzertrennlich sind. Er dachte also auf ein Mittel, das sie zugleich angenehm zusammen vereinigte, und erfand in dieser Absicht verschiedene musikalische Instrumente, deren einige 27 bis 36 Saiten hatten, und von verschiedener Länge und Breite waren; wieder andere hatten nur fünf Saiten. Er unterwies sein Volk in der Art, diese Instrumente zu verfertigen und zu spielen, und war also wirklich der Erfinder der Tonkunst in China.

So

So arbeitete Fou-hi unermüdet, sein Volk weiser zu machen, und es seiner bisherigen Wildheit zu entreissen. Sein Ruhm ist unsterblich, und nie wird die Nazion die Dankbarkeit vergessen, die sie seinen Bemühungen um ihr Wohl schuldig ist. Fou-hi starb nach einer 115jährigen Regierung zu Tchin-tou, wo er seine Hofhaltuug beständig geführt hatte, und wurde gegen Norden dieser Stadt, in einer Entfernung von drey Li, ausserhalb den Mauern derselben, begraben. Man zeigt daselbst noch jetzt sein Grabmal, das mit der größten Sorgfalt bewahret wird; es ist von hohen, dichten Zypressen beschattet, und mit Mauern umgeben, die gut unterhalten werden.

XIX.

Johann Law. *)

Johann Law, ein Schottländer, war der Sohn eines Goldschmieds zu Edimburg. Niemals hat wohl ein Mensch einen zum

*) Aus dem geheimen Privatleben Ludwigs XV gezogen.

Rechnen und Kombiniren aufgelegten Geist in so hohem Grade besessen, als er. Er folgte seinem Talent und Geschmacke. Alles, was die Banken, die Lotterien, die Handlungsgesellschaften zu London betraf, die Mittel, sie zu unterhalten, die Hoffnung und das Zutrauen des Publikums lebendig zu erhalten, es in Thätigkeit zu setzen, alles dieses, sag ich, studirte er aus dem Grunde. Er drang bis in die innersten Geheimnisse dieses Geschäfts. Noch grössern Nutzen für die Vermehrung seiner Kenntnisse zog er aus der neuen Handlungskompagnie, die Herr Harley, Graf von Oxford, errichtete, um die Staatsschulden zu bezahlen. Als er nachher bey einem Agenten des Residenten in Holland eine Sekretairstelle erhalten hatte, schaffte er sich daselbst die genaueste Kenntniß von der berühmten Amsterdamer Bank, von ihrem Kapital, von ihren Einkünften und Hilfsquellen, von den Abrechnungen, die einzelne Interessenten mit ihr haben, von ihren Veränderungen, von den Interessen und den Mitteln, sie steigen und fallen zu machen, um sein Kapital an sich zu ziehen, und in Umlauf zu bringen, von der Ordnung in den Registern und Kontrollen, ja sogar von ihren Ausgaben und der ganzen Art ihrer Verwaltung. Durch beständiges Nachdenken über diese erlangte Kenntnisse und Kombini-

rung

rung so mannigfaltiger Begriffe, sann er ein System aus, welches in Rücksicht auf die Ordnung und die Verkettung der zahlreichen Operationen, die dazu gehörten, wirklich bewundernswerth war; ein System, welches eben so sehr auf die vollkommene Kenntniß des menschlichen Herzens, als auf die genaueste Rechenkunst gebaut war, von welchem aber Treu und Glauben, Billigkeit und Menschlichkeit schlechterdings verbannt waren, um der Treulosigkeit, der Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und Grausamkeit Platz zu machen. Auch hatte der elende Mensch weder Religion, noch Sitten.

Nachdem er in England entweder im Zweikampf, oder auch vielleicht in Meuchelmord einen Menschen umgebracht hatte, mußte er von dort flüchtig werden, er entführte die Ehefrau eines andern, und lebte viele Jahre mit ihr, als mit einer rechtmässigen Gattinn. Seine Habsucht war unersättlich, und zu ihrer Befriedigung wandte er seine mühsamen und weitläuftigen Berechnungen an. Bey der Erschöpfung, in welche der Krieg damals alle europäische Mächte gestürzt hatte, sah er voraus, daß sie natürlicher Weise wieder bemüht seyn mußten, ihre Finanzen wieder in guten Stand zu setzen, und dies bestärkte ihn in der Hoffnung, durch das Anlockende seines Systems, eine, oder

die andere Macht ins Netz zu ziehn, die das schleunigere Hilfsmittel dem gerechtern, aber langsamern verzöge. Sein Plan gieng also weder auf den Handel, noch auf ein leichteres Mittel, die bisherigen Abgaben, noch auf den Ackerbau, noch auf die Verzehrung der Produkte, oder Vervollkommung der Waaren, ja auch nicht einmal auf den Umlauf des Geldes. Er war bloß dahin gerichtet, daß ein Landesherr seine Schulden sollte bezahlen können, nicht allein ohne daß er seine Freigebigkeiten und seinen Luxus einschränken dürfte, sondern daß er auch noch dazu das Gold und Silber seiner Unterthanen in die Hände bekäme, und die Verblendung dabey sollte so groß seyn, daß diese es willig hergäben, was sage ich, daß sie es mit dem größten Eifer sollten getragen bringen, mit Heftigkeit darauf dringen, daß es angenommen werde, es für eine Gnade ansehn, darinnen den Vorzug zu haben, und, wenn sie denn endlich aus dem Taumel erwachten, es bloß ihrer eigenen Habsucht zuschreiben, daß sie geplündert und ausgezogen worden. Ein erstaunliches Projekt, das jeder andre, als eine Chimäre verworfen haben würde, wenn es ihm in die Gedanken gekommen wäre.

Es bestand in einer Banke, deren beständiger und gewisser Fond aus den Ein-

künf-

künften des Staats bestehn, der zufällige und ungewisse Fond aber irgend ein unbekannter Handel seyn sollte. Da der Nutzen oder der Ertrag davon nach Maaßgabe der Einbildungskraft der Eigenthümer immer wachsend gedacht werden kann, so mußten natürlicher Weise immer mehr Theilnehmer an diesem Glückespiel angelockt werden, Akzien zu kaufen, deren man denn nach und nach mehrere schmieden konnte, nach dem Verhältniß, wie die Nachfrage darnach zunahm.

In der That, mußten diese Akzien, deren anfänglich nur sehr wenige gemacht waren, wegen ihrer Seltenheit und schnellen Umlaufs, auf einen sehr hohen Preis steigen, welches denn die Ausfertigung neuer Akzien zu einer erhöhten Taxe nicht allein erleichterte, sondern sogar nothwendig machte.

Diese neuen Papiere, da sie die alten ihres Werths beraubten, waren ein treffliches Mittel, sich selbst in Kours zu bringen, weil man dagegen die alten zu gleichem Preise mit den neuen zurücknehmen konnte, jedoch immer nur nur in gleichem Verhältnisse, wie vorher, mit einem Theile der Summe in baarem Gelde.

Um das Publikum wieder dahin zu bringen, auch diese neue Papiere wieder loszuschlagen, wollte man durch häufig damit

vorgenommene Veränderungen, deren Werth ungewiß und schwankend machen, und dadurch den Eigenthümern die Furcht beybringen, daß sie ihnen unter den Händen zu Nichts werden mögten. Stiegen sie, so wollte man sie in Akzien verwandeln, um den Ertrag davon, oder die Prozente zu geniessen; fielen sie, so würden die Eigenthümer schon von selbst fürchten, daß sie noch mehr fallen mögten.

Die Banke hingegen sollte alle ihre Auszahlungen in Banknoten machen, deren fester und unwandelbarer Werth das Zutrauen darauf dauerhaft, und die Banknoten verkäuflicher und selbst vorzüglicher als klingende Münze machen sollte.

Durch die Herabwürdigung des Geldes sollten die Interessen fallen, und der Prinz von dieser Redukzion profitiren, Gelder aufnehmen, und so einen Theil der Schulden bezahlen, ohne einen Heller auszugeben, weil die Unterthanen ihm das Geld gern bringen würden, indem sie nicht wüßten, wo sie damit hin sollten.

Wollte es jemand auf wesentliche Akquisizionen verwenden, so würden die Landgüter, die Produkte, die Waaren im Preise steigen, folglich auch die Einnahme in Auflagen, Akzise und Zöllen sich vermehren.

Durch

Durch dieses Schattenbild von Glück würde jedermann geblendet werden, und alle Stände würden, um Theil daran zu haben, sich die Erhaltung der Banke angelegen seyn lassen, um so mehr, da manche, die entweder mehr Glück, oder mehr Geschicklichkeit hätten, ausserordentlichen Profit machen, und dadurch die allgemeine Habsucht in Athem setzen würden, so wie ungefähr der Gewinnst eines grossen Looses in der Lotterie die Hoffnung der Einsetzer lebendig erhält, deren größter Theil doch, bis auf einige wenige verlieren muß. Wie groß müßte denn nun nicht bey dieser Sache der Zusammenfluß von Theilnehmern seyn, wo sich jeder, mittelst der Dividenden, die man zu rechter Zeit zu erhöhen wissen müßte, einen gewissen Gewinn verspräche?

Wenn sich dieser Schwindel nur einige Jahre erhält, so muß der Landesherr alle seine Schulden bezahlt, und noch dazu seine Schatoullen mit dem baaren Gelde seiner Unterthanen, und selbst der Ausländer, erfüllt haben.

So waren die Grundsätze und Schlußfolgen des Lawschen Systems beschaffen. Eine höllische Theorie, wenn man sie aus den Thatsachen abstrahirt! die er aber gewiß nicht bey kaltem Blute in ihrer ganzen Schrecklichkeit überdacht hatte, und die, die

Wahrheit zu sagen, auch in keines Menschen Gedanken kommen konnte. Allein der Regent sowohl, als er, wurden beyde von der Schnelligkeit, womit diese Maschine gleich anfangs in den Schwung kam, wider ihren Willen mit fortgerissen, und gezwungen, ihrem Laufe zu folgen, bis dieselbe unter ihrer eigenen Anstrengung zu Trümmern gieng.

Dem sey, wie ihm wolle, so sahe doch der Erfinder dieses Plans, er mogte ihn nun in Rücksicht auf seine Folgen hinlänglich überdacht haben, oder nicht, daß solcher nur in einem Staat angebracht werden könnte, wo der Landesherr eine unumschränkte Gewalt hat, und hielt daher Frankreich für das Land, wo er sich am besten anbringen liesse. Uiberdieß kannte er die Nazion, und ihren Hang für alles Neue, das sie blindlings annimmt, und sich ihm mit übertriebener Hitze überläßt. Man versichert, daß er schon Ludewig dem XIV. den Vorschlag gethan habe, der ihn aber, ungeachtet seiner dringenden Bedürfnisse, mit Abscheu verwarf. Er gab seine Hoffnung nicht auf, und wiederholte seinen Vorschlag 1716 unter dem Herzog von Orleans. Dieser entschlossenere, kühnere, und bekanntermassen nicht so gewissenhafte Prinz hielt den Vorschlag zu seinen Absichten sehr nützlich. Uiberdieß war er im Gedränge, und wollte auch gern

die

die kurze Zeit, die er zu regieren hatte, benutzen, um dem Unglück abzuhelfen, worüber der Staat seufzete, und welches eine Art von gewaltsamer Krisis nothwendig zu machen schien. Er fiel auf diese, wollte die gewaltige Erschütterung nicht sehn, die er dem Staate dadurch vorbereitete, und verließ sich auf sein Genie, daß er das Uibel in seinen Folgen würde hemmen können, wenn es zu gefährlich werden sollte. Weil er indessen doch nicht wirklicher souverainer Landesherr war, so nahm er das Projekt nur langsam und stufenweise an.

Anfänglich gab er bloß dem Law die Erlaubniß, eine Bank anzulegen, um das Volk nach und nach an den Namen und die Einrichtung zu gewöhnen. Sie wurde dem Publikum als eine Einrichtung angepriesen, die den öffentlichen Nutzen zum Endzweck hätte, und sie würde auch gewiß dieser Anpreisung wesentlich entsprochen haben, wenn sie auf die Verrichtungen, die im Errichtungsedikt vorgeschrieben waren, eingeschränkt geblieben wäre.

Das folgende Jahr, um der Banke einen Kredit zu verschaffen, der den grossen Geschäften gemäß wäre, die sie unternehmen sollte, ergieng ein Dekret vom Staatsrath unterm 10ten April 1717, wodurch allen Einnehmern der königlichen Gefälle an-

befohlen wurde, die Banknoten unweigerlich anzunehmen, auch auf Verlangen baar Geld ohne Abzug darauf herauszugeben. Durch diese so einfach scheinende, und doch so hinterlistige Verordnung ward nun die Banke die Niederlage aller königlichen Einkünfte. Das war ihr erster Schritt zu dem erträumten Glück, daß sie machen sollte. Sie gab sogleich Anweisung auf sieben und ein halb Prozent Interessen.

Einige Zeit nachher im August und Dezember ward eine Handlungsgesellschaft, unter dem Namen der Westindischen Kompagnie, oder Kompagnie von Mississippi gestiftet. Ihr Entzweck war die Anpflanzung und Bebauung der französischen Kolonien in Nordamerika. Dieser Kompagnie gab der König alle Ländereyen in Louisiana, und erlaubte Franzosen und Ausländern, Theil daran zu nehmen durch Unterzeichnung von Akzien, deren Betrag man ihnen zum Theil in Staatsbillets verschaffen könnte, die dort zur Stelle etwa funfzig bis sechzig Prozent verloren. Wie war es möglich, dieser Lockspeise zu widerstehen, zumalen, da man ihnen dies Land, wie ein zweites Peru schilderte, das noch grössern Uiberfluß an Golde hätte, als das Spanische! das Parlament selbst fiel in die Schlinge, und registrirte ohne Bedenken. Es sahe in allen diesen Einrichtungen noch nichts, als was für den Staat nützlich seyn konnte.

Im Jahr 1718 machte die Banke neue Fortschritte. Sie bekam den Titel einer **königlichen Bank** durch eine Deklarazion vom 4ten Dezember, worin der König erklärte, daß er den Akzionairs der Bank die Kapitalien, die sie nur in Staatsbillets hergegeben, in baarem Gelde vergütigt hätte, und daß diese Kapitalien in Akzien der westindischen Kompagnie umgesetzt wären, kurz, daß er nunmehr der einzige Eigenthümer aller Bankakzien wäre. Herr Law, nachdem er bereits vorher in Frakreich naturalisirt worden, wurde zum Bankodirektor unter der Autorität Sr. königlichen Majestät, und unter den Befehlen des Reichsverwesers ernannt.

Die Folgen dieser Deklarazion waren dreyfach: erstlich, da der Monarch auf diese Weise der Generalbanquier seines Reiches geworden, so scheuete sich nun in ganz Frankreich niemand mehr, dasselbe Gewerbe zu treiben, und die grossen Herren, und die Prinzen, die immer ihren Herrn nachäffen, wurden nun ohne Scheu Finanziers, Wechsler und Wucherer: zweitens, stutzte das Publikum, daß der König eine Bankakzie mit 500 Livres in klingender Münze bezahlte, die ursprünglich nur 500 Livres in Staatsbillets gekostet hatte, das heißt, nach dem schlechten Kredit, den sie damals hatten, nur etwa

170 Livres an wahrem Werth; es machte sich also einen grossen Begriff von dieser Einrichtung, und jeder bestrebte sich um die Wette, sich solche Papiere anzuschaffen. Drittens, hielt man die Akzien der westindischen Kompagnie, weil sie die Offizianten der Bank den baaren Bezahlungen in klingender Münze vorzogen, für eine herrliche Akquisizion; so daß sie immer in gleichem Schritt mit den Bankakzien stiegen.

Das Parlament hatte seit dem oben angeführten Lit de Justice, seinen eigenen Vortheil beherzigt, und sich nicht mehr in Finanzsachen gemischt. Zu einer andern Zeit würde die nicht mit allen gesetzmässigen Formalien vollzogene Registrirung bey dem Parlament die Pariser beunruhigt haben; jetzt aber waren sie so sehr vom Schwindelgeist ergriffen, daß sie nichts sahen, als dieses Schattenbild vom Glück, welches sie lockte, und sich vor ihren getäuschten Augen mit Körper und Wesen bekleidete. Dieser Schwindelgeist ergriff auch in kurzem die Provinzen, und man legte auf ein Dekret des Staatsraths zur Bequemlichkeit der Liebhaber, in den Städten Lyon, la Rochelle, Tours, Orleans und Amiens — Bankokomtoirs an. In den Parlamentsstädten wagte man es nicht, dergleichen anzulegen, weil man den Widerstand dieser Kollegien voraussah. Man mach-

machte sich ohnedieß auf dergleichen Gegenvorstellungen gefaßt, und da sie sich nicht darum zu bekümmern schienen, so wollte man ihnen keinen Anlaß zum Mißvergnügen geben, oder von ihrer Seite Erörterungen veranlassen, die fähig gewesen wären, den allgemeinen Irrthum der Nazion ins Licht zu setzen. Die Städte Lille, Marseille, Nantes, Saint-Malo und Bayonne zeichneten sich durch diese kluge Ausschliessung aus.

In demselben Staatsrathdekret ward verboten, keine Auszahlung über 600 Livres in barem Gelde zu machen, und einer angehängten Klausel zufolge, die dem Handel bis in seinen kleinsten Zweigen beschwerlich fiel, und deutlich bewies, wie klein und niedrig die Absichten und die Mittel des Gesetzgebers waren, durften auf dem Markte nicht einmal über 6 Livres Scheide oder Kupfermünze ausgegeben, oder angenommen werden, wenn es nicht um des Ausgleichenswillen nothwendig war. Sichtbar war der Entzweck dieser Verfügung, die Bankobillets dadurch nothwendig zu machen, und auf diese Weise ihre Zirkulazion und Vervielfältigung zu erzwingen.

Auch wurde wirklich bald darauf der Befehl gegeben, 100 Millionen Bankobillets auszufertigen, welche, nach dem Ausdruck

des

des Dekrets vom 22ten April 1719, keiner Verändernng oder Abnutzung, wie das baare Geld, unterworfen seyn können, weil auch der Umlauf der Banknoten den Unterthanen des Königs nützlicher ist, als der Umlauf der Gold- und Silbermünzen und selbige einen ganz besondern Vorzug vor den Geldmünzen verdienen, welche aus Materien gemacht werden, die aus fremden Ländern herein kommen.

Einige Monate nachher erschien ein Verbot, keine Zahlung über 10 Livres in Silbergelde, und keine über 300 Livres in Golde zu machen. Auf diese Art wurde also das Gold und Silber, das durch dergleichen wiederholte Ankündigung für immer schlechter und geringschätziger erklärt ward, gewissermassen aus dem Handel verbannt, und ausser Kours gesetzt. Man war daher gezwungen, sein baares Geld in die Bank zu tragen, und es gegen Papier umzusetzen. Mengen von Menschen drängten sich daselbst; man bat, man beschwor diese Bankoffizianten, das Geld anzunehmen, und schätzte sich glücklich, wenn man Gehör fand. Bey einer solchen Gelegenheit rief einmal ein witziger Kopf den eifrigsten Geldbringern zu: O! Meine Herren! fürchten Sie nur nicht, daß sie ihr Geld auf dem Halse behalten wer-

werden, man wird es Ihnen schon alles abnehmen. Privatpersonen gaben sich sogar mit solchem Handel ab, und vertraten die Stelle der Bank, und weil alles mit Gewalt Banknoten haben wollte, und befürchtete, daß sie am Ende fehlen mögten, so verlor man lieber, um bald abgefertigt zu werden, drey, auch vier Prozent auf das bare Geld. Kurz, man verfuhr mit dem Gelde, wie man mit einem noch nicht fälligen Wechsel zu thun pflegt, man gab es mit Verlust weg.

So viele in diese öffentliche Niederlage fliessende Schätze hätten sie wohl sollen unerschöpflich machen. Dem ohngeachtet aber nahm die Banke ab. Es gab noch so viele **Starrköpfe**, wie sie der Regent zu nennen pflegte, das heißt, Leute, die sich nicht überreden konnten, daß Papier mehr werth wäre, als Geld, und die also immer hingiengen, um das erstere gegen das letztere umzusetzen. Um auch diese zu fangen, setzte man die Zinsen auf $3\frac{1}{2}$, auf $2\frac{1}{2}$, und auf 2 Prozent herunter. Uiberdieß hielt man die Münzen in beständiger Abwechslung, so daß man sie bald herunter setzte, bald wieder erhöhte, und zwar durch eine Menge von Dekreten, die sich in ihren Verfügungen und in den Einleitungen angeführten Gründen widersprachen, und dies Geschwanke der Legislazion hatte die Folge,

die man davon erwartete, daß nämlich alle Grundsätze so umgestürzt, alles Licht so gänzlich verfinstert, und alle Begriffe so unter einander geworfen und verwirrt wurden, daß das Publikum endlich, weil es nicht mehr wußte, woran es war, sich lediglich so forttreiben ließ, wie es der Regierung gefiel, ihm den Stoß, oder Druck zu geben.

Bey dieser allgemeinen Verlegenheit und Aengstlichkeit der Gemüther trieb der Reichsverweser den Mißbrauch seiner Gewalt aufs höchste durch eine grausame und unerhörte Gewaltthätigkeit, die ihm unter den Despoten, die die politische Tortur am gründlichsten ausstudirt haben, unstreitig oben an setzt. Er trieb die Raserey so weit, daß er unterm 27ten Februar 1720 ein Staatsdekret gab, worin jedermann, sogar weltlichen oder geistlichen Gesellschaften, verboten wurde, mehr als 500 Livres in gemünztem Gelde zu behalten, oder zu verwahren. Der Grund dieser Barbarey war die Voraussetzung, daß 1200 Millionen gemünztes Geld im Königreiche vorhanden, und durch die Habsucht der Leute, die irgend ein grosses Glück gemacht hätten, und nun nichts thäten, als täglich ihre Schätze aufhäufen, ausser Umlauf gebracht wären. Man hatte zwar keine Lebensstrafe darauf gesetzt, wie es Law wohl gewünscht hätte, aber doch die Konfiskazion

der

der gefundenen Summen, nebst einer starken Geldstrafe; man reizte die Angeber durch den dritten Theil der konfiszirten Summen, den man den Denunzianten versprach, und veranlaßte die lästigsten Nachsuchungen dadurch, daß allen Justizbedienten befohlen wurde, sich allen Visitazionen zu unterziehn, so das Bankodirektorium ihnen auftragen würde. Zum Schluß wurde der Gebrauch des Geldes noch mehr eingeschränkt durch das Verbot, daß keine Auszahlung über 100 Livres anders, als in Banknoten geschehen sollte.

Man muß indessen gestehn, daß der Herzog von Orleans nicht grausam war; er wollte nur mehr schrecken, als quälen. Um diesen Entzweck zu erreichen, mußten, auf seinen Befehl, verschwiegene Leute dem Publikum das Blendwerk vormachen, und sich in Uibertretung dieses Verbots ertappen lassen. Man behandelte sie nach der äussersten Strenge, schleppte sie ins Gefängniß, und belohnte sie heimlich für ihre Bereitwilligkeit. Diese Beyspiele jagten dem Publikum wirklich Furcht ein. Die Pinsels (denn so nannte man sie im königlichen Pallast, wo die ernsthaftesten Sachen zu witzigen Einfällen und bons mots Anlaß gaben) eilten, der Verfügung zu gehorchen; alles Geld, das bey den Notarien niedergelegt, oder in den Depositenkassen und andern öffentlichen Oer-

tern vorhanden war, ward in Papier verwandelt. Die Höflinge, die sich immer sklavisch unter den Willen ihrer Herren schmiegten, gehorchten dem Befehl ohne Murren, und die bey dem Regenten nicht in Gnaden waren, gehorchten, weil sie seine Rache fürchteten. Der Konzler de **Pontchartrain** schickte 57000 Louisd'or zur Banke, wovon das Stück damals 72 Livres galt. Dieser Fang belustigte seine königliche Hoheit eben so sehr, als dagegen die Aufführung andrer diesem Prinzen verdriessen mußte.

Der Präsident **Lambert de Vernon** kömmt nämlich zum Herzog von **Orleans**, und sagt, er wolle ihm einen Menschen nennen, der 500,000 Livres in Golde liegen hätte. Der Prinz fährt für Schrecken und Abscheu zurück: **O! Herr Präsident!** ruft er ihm mit einem ihm ziemlich geläufigen derben Ausdruck entgegen, **was haben Sie da für ein Hundsv— Amt übernommen?** Dieser antwortet: **Aber, Ihro Hoheit! ich thue nichts, als daß ich Ihren Befehl erfülle, und sie schimpfen also mittelbarerweise auf ihre eigene Verfügung. Uiberdieß bitte ich, sich zu beruhigen, und mir mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; denn ich bin derjenige selbst, den ich angebe, in der Hoffnung, daß man mir nur wenigstens einen Theil dieses**

Gel-

Geldes lassen wird, das ich allen Banknoten vorziehe. Vermuthlich wird aber unsern Lesern das edlere und standhaftere Betragen des ersten Präsidenten der Oberrechenkammer besser gefallen, der den Visitatoren zur Antwort gab: " Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich 500,000 Livres in Golde liegen habe; sie sind zum Dienste des Königs gewidmet, und ich brauche davon niemanden Rechenschaft zu geben, als dem Könige, wenn er wird majoren seyn.,,

Uibrigens hätten diese Plackereyen und Grausamkeiten die erwünschte Wirkung nicht hervorbringen können, wenn man nicht die Geschicklichkeit gehabt hätte, diesem Papier, womit man ganz Frankreich überschwemmt hatte, einen Abfluß zu verschaffen, dadurch, daß man es in anderes verwandelte, welches mehr blendend war, nämlich in Akzien von der westindischen Handlungskompagnie, wovon der Ertrag durch die Vereinigungen, die man damit vorgenommen hatte, von Tage zu Tage ergiebiger und einträglicher werden sollte.

Sie hatte im Jahr 1718 das Privilegium und alle Effekten der Senegalschen Kompagnie nebst dem Negernhandel bekommen; man hatte ihr nachher die Kompagnie von China und Ostindien einverleibt, und ihr die Ländereyen, Inseln, Forts, Magazi-

ne, Wohnplätze, Munizion und Schiffe überlassen, die dieser Kompagnie gehört hatten. Sie führte nun den Titel: Kompagnie von Indien. Man hatte ihr das Recht eingeräumt, den Toback zu verpachten; der König hatte ihr den sogenannten Münzschatz (oder den Uiberfluß, der für die Krone wegen des Zusatzes zu den Nutzen, übrig bleibt) abgetreten; man hatte ihr zum Beßten, den Kontrakt mit den Generalpächtern zurückgenommen, und die Bedienungen der Generalfinanzeinnehmer aufgehoben. Kurz in der letzten Versammlung den 30 Dezember 1719, welche wir wegen ihrer Merkwürdigkeit am Schlusse beyfügen werden, hatte man ihr Hoffnung zu einem Profit von 120 Millionen gemacht, indem man die Dividende auf das folgende Jahr für jede Akzie auf 40 Prozent festgesetzt hatte. Nun scheute man sich auch nicht mehr, zu gestehn, daß sie mit der Bank einen gemeinschaftlichen Ursprung habe, denn man warf diese beyde mißgeborne Töchter eines und eben desselben Vaters, nämlich des Law, der nun zum Generalfinanzkontroleur erhoben war, in eins zusammen. Er hatte vorher, nämlich am 5ten Jäner 1720, durch die Bemühungen und den Eifer des Abbé Tencin seine Religion abgeschworen, welches zu folgendem Sinngedichte Gelegenheit gegeben:

Foin

Foin de ton zele Seraphique
Malheureux abbé de Tencin!
Depuis que Law est Catolique
Tout le Roiaume est Capucin,

Auf deutsch ohngefähr so: Pfui! deines Bekehrungseifers, unglücklicher Abbé de Tencin! Seitdem Law Katholik ist, ist die ganze Welt Kupuziner.

Dieses lustigen und wahren Einfalls ungeachtet, stieg die allgemeine Raserey des Wechselns und Wucherns doch so hoch, daß bey der Vereinigung beyder Handlungskompagnien die Kompagnie von Indien 600,000 Akzien ausgetheilt hatte, welche ein Stamkapital von 1677 Millionen und 500,000 Livres ausmachten, und deren Preis durch den beständigen Umlauf so ausserordentlich stieg, daß die Sume davon, wiewohl sie nur eine eingebildete Sume war, von einem geschickten Rechenmeister auf 6000 Millionen berechnet wird.

In solchen kritischen Zeitläuften giebt es immer Leute, die sich die Dummheit der übrigen zu Nutze zu machen wissen, und durch das Glück, so sie machen, die allgemeine Nacheiferung mächtig erwecken. Man sieht gar nicht auf die Menge der Verarmten, auf deren Kosten diese erstaunliche Berechnungen entstehen, oder wenn man es ja thut, so giebt man ihnen selbst die Schuld davon; man nennt es Thorheit, Dummheit, Unge-

schicklichkeit. Wir wollen der Summen gar nicht gedenken, die Law dabey gewann, da er das Haupt der Bank war, der alles Geld des Königreichs in Händen hatte, so konnte er sich freylich am geschwindesten und sichersten bereichern. Gleich im Anfange hatte er vom Grafen d'Evreux die Grafschaft Dancarville in der Normandie für 800,000 Livres gekauft. Dem Prinzen von Karignan hatte er für den Pallast von Soissons 1 Million und 400,000 Livres geboten; der Marquise de Beuvron für ihr Landgut Lillebonne 500,000 Livres, dem Herzog de Sully endlich 1 Million und 700,000 Livres für sein Markisat Rosni. Die höchste Unverschämtheit wars, daß er diese schnelle Erwerbung eines so ausserordentlichen Reichthums der Vortrefflichkeit seines Systems zuschrieb, und die höchste Dummheit, daß mans ihm glaubte, und ihm nachzuthun strebte.

Der Reichsverweser gab sich alle Mühe, dieses Vorgeben als eine Wahrheit zu bestättigen, dadurch, daß er ungeheure Summen wegschenkte, deren Erwerb er eben dieselbe Ursach zuschrieb. Er schenkte dem Hotel-Dieu, dem Haupthospital, und dem Findelhause, jedem 1 Million. Er verwandte 1 Million und 500,000 Livres, die Schulden für verschiedene Gefangene zu bezahlen.

Dem Marquis de Nocé, dem Grafen de la Mothe, und dem Grafen de Roie schenkte er jedem 100,000 Livres in Akzien. Eine Staatsklugheit, die ebenfalls ihre gute Wirkung that, und der Bank hundertfältig vergütet wurde.

Unter den Prinzen von Geblüt, nutzte der Herzog von Bourbon die Akzien am besten, die ihnen Law zu ihrem Unterhalt gegeben hatte. Dieser Prinz kaufte alle Landgüter an sich, die ihm bequem gelegen waren; er ließ Chantilli mit königlicher Pracht wieder aufbauen; er legte daselbst eine Menagerie an, die ungleich besser angefüllt war, als die königliche; er ließ einmal 150 Wettläufer aus England kommen, wovon ihm das Stück, nach damaligen Münzfuß in Frankreich, 15 = bis 1800 Franken kostete. Endlich gab er, um sich dem Regenten gefällig zu machen, der seine Tochter, die Herzogin de Berry ungemein liebte, dieser Prinzessin, die einen grossen Hang zu Lustbarkeiten hatte, ein prächtiges Festin, welches 4 oder 5 ganze Tage dauerte, und ungeheure Summen kostete. *)

*) Der Prinz von Conti spielte der Regierung den Streich, daß er in die Bank schickte, und die Zahlung einer so grossen Menge Billets auf

Unter den Privatleuten schien der Zufall die schlechtesten und unbekanntesten Leute am meisten zu begünstigen. Es wurde damals viel von einer gewissen Wittwe von **Namur**, Namens la **Caumont**, gesprochen, welche Zelter und dergleichen Bedürfnisse für die Armeen geliefert hatte, und durch glückliche Umschläge Besitzerinn von 70 Millionen in Banknoten geworden war. Die **Geschichte der Reichsverweserschaft** erwähnt eines Bucklichten *), der in wenig Tagen 150,000 Livres damit verdiente, daß er den Akzienkäufern seinen Buckel statt eines Pulpets geliehen hatte. Uiberall sahe man Lakayen, die des folgenden Tags in den Kutschen ihrer Herren fuhren, auf welchen sie

Tags

---

auf einmal abfordern liesse, daß mit dem Geld drey Munizionswägen beladen werden mußten. — Law beklagte sich dieserwegen bey dem Regenten, der dem Prinz Conti darüber einen sehr harten Verweis gab. —

*) Dasselbe wiederfuhr einem gewissen de Nanthia; der nicht bucklicht war, aber seinen Rücken auch herlieh, um darauf schreiben zu lassen. Dies ist eine in der Familie des jetzigen Ministers, Herrn Amelot ganz bekannte Thatsache. Dieser Nanthia war des Herrn Amelot Oncle à la mode de Bretagne. (Vaters, oder Mutters Geschwisterkind.)

Tags vorher noch hinten aufgestanden hatten. Die eben genannte Geschichte erwähnet einen davon, der, weil er seinen Stand so plötzlich verändert hatte, im Begriff war, wieder hinten-auf die Kutsche zu steigen, wenn man ihn nicht davon zurückgehalten, und zurückgewiesen hätte; und noch einen anderu, der in seiner Kutsche Streit bekam, und als er aussteigen mußte, um sich zu schlagen, überlaut rief: Hieher! Livrebediente! Endlich auch einen dritten, der sich eine Equipage bestellte, und als man ihn frug, was für ein Wappen darauf seyn sollte, zur Antwort gab: Das schönste.

Der Versammlungsplatz, oder eigentliche Akzienmarkt, war in der Strasse Quincampoix, weil damals noch keine Börse war. Glücklich waren diejenigen, die in dieser Strasse ihre Häuser hatten! Für eine Stube wurde täglich bis zehen Livres Miethe gegeben. Die größte Menge blieb auf freyer Strasse. Mit Anbruch des Tages war diese enge Strasse gepfropft voll Akzienkäufer, oder Glücksspieler, und die Raserey nahm mit jedem Tage zu. Des Abends wurde eine Glocke geläutet, und man mußte sie mit Gewalt fortreiben. Es kam damals ein Kupferstich in Karikatur heraus, der, unter einer nicht sonderlich sinnreichen, aber wahren Allegorie die Verwüstung dieser ansteckenden

Raserey sehr natürlich und nach dem Leben schildert. Liebhaber verwahren ihn als ein sehr schätzbares historisches Stück. Der Titel ist: **Wahre Abbildung des Herrn Quincampoix.** Man sieht wirklich in der Mitte das Portrait dieses Herrn im Bruststück, mit der Devise: Aut Cæsar, aut nihil. Uiber ihm schwebt eine Krone von Pfauenfedern und Disteln, die ihm die Narrheit anbietet, mit der Inschrift: **Ich bin das Spielwerk des Weisen, wie des Narren.** Unter dem Bildniß dampft ein Kessel, den ein Teufel mit Papier zum Sieden bringt. Ein Akzienwucherer wirft mit vollen Händen sein Gold und Silber in den Kessel, welches schmilzt, und nichts als Papier wieder hervorbringt. Die Verzweiflung, die hinter diesem Unglücklichen steht, scheint auf ihn zu lauern, um ihn zu ergreifen, so bald er mit diesem Geschäfte fertig seyn wird. — Man sah hierauf folgende Satyre in Versen, welche die Beschreibung und Erklärung dieses sinnbildlichen Portraits und alles dessen enthält, was dasselbe umgiebt, es lautet im Deutschen, wie folget:

Wahrhafte Abschilderung des berüchtigten Herrn Quincampoix.

"Ein gewisser neumodischer Diogenes, der unter dem ganzen Menschengeschlecht eine ver-

vernünftige Seele suchen wollte, kam, mit seiner Laterne in der Hand, eines Tages nach Paris. Was für ein Schauspiel fiel ihm da in die Augen! Quincampoix, ein verhaßter Betrüger, den man in die Luft prellen sollte, stellte sich seinen Blicken dar. Ich finde hier, sagte er, Narren von allerhand Art. Besonders wunderte er sich über einen Kessel, den er erblickte, und der auf einem Feuerheerd in vollem Kochen stand. Ein Teufel verbrannte dabey allerhand Papiere, Staats- und Münzbillets, Wechsel und Assekuranzen von Westen und von Süden, die kein wahres Wort enthielten, und machten ein Freudenfeuer davon. Ein Thor warf, auf die Hoffnung, reich zu werden, sein und anderer Gold und Geld in den Kessel. Aber was kam heraus, als die Masse geschmolzen war? Neue Papiere, schöne Bankobillets, die theuerste Waare! Die ausschweifende Eitelkeit stand dabey mit dem Sinnbilde eines Ikarus, dem wahren Abriß des seltsamen Schicksals eines von Kredit entblößten Quincampoix. Hinter demselben nagte ein scheußliches Ungeheuer, der Neid, mit seinen gelben Zähnen an dem Kopf einer Schlange. Die Flamme von einem angezündeten Bunde Stroh gab deutlich zu erkennen, daß solchen Lumpengesindes Glanz nur von kurzer Dauer seyn kann.

Mit

Mit Fackel und Dolch bewaffnet stand auf der andern Seite die Verzweiflung, und lauerte darauf, sich des armen Tropfs zu bemächtigen, sobald seine ganze Masse geschmolzen seyn würde. Nicht weit davon ritt ein nackter Lotterbube auf einer Sau, und schrie: Ich habe alles verloren, nun bin ich wieder Koth, wie vorher. Ein Satyr mit häßlicher Miene schimpfte auf die Akzien, als ein Ungeheuer, so, gleich den Skorpionen, einen giftigen Schwanz hatte. Im Zorn rief Diogenes aus: Euch alle sollte man ins Tollhaus sperren! ihr seyd dummer als die Esel. Ihr bewerbt euch um Kronen von Pfauenfedern und Disteln. Die Narrheit theilt dergleichen aus; sie ist es, der zu Gefallen ihr eure Familien der Hungersnoth und dem Mangel Preis gebt. Euer Küchengeräthe wird nun ein unbrauchbarer Hausrath für euch; ihr seyd nicht werth zu leben, und ich eile weit von euch, um Menschen zu finden. — „

Dies war beynahe das Schicksal von ganz Frankreich, wo die Ansteckung von Nachbar zu Nachbar so schnell um sich gegriffen hatte, daß auch die besten Köpfe von diesem Schwindel nicht befreyt blieben, wovon die Anekdote des Herrn de la Mothe, und des Abbé Terrasson einen sehr bündigen Beweis abgiebt. Diese beyden

Wei-

Weisen, (denn der erste, ob er gleich ein Dichter war, war doch noch mehr ein Philosoph) die ihres vortrefflichen Verstandes wegen in grossen Ruf standen, so wie ihrer richtigen logischen Kenntnisse, und ihrer gründlichen Urtheile wegen, unterhielten sich einmal des Abends über diese zur Mode gewordene Narrheit, und machten sich herzlich lustig darüber. Es dauert nicht lange, so treffen sich beyde von Angesicht zu Angesicht in der Strasse **Quincampoix**. Sie schämen sich beyde, und wollen sich einander ausweichen, endlich aber, da keiner dem andern etwas vorzuwerfen hat, so gestehen sie, daß man nichts auf der Welt verschwören müsse, und daß es keine Narrheit auf Erden gäbe, wozu der Mensch nicht fähig sey, worauf denn jeder von ihnen hingeht, um seinen Handel so vortheilhaft als möglich zu schliessen.

Der grausamste Auftritt in dieser höllischen Strasse **Quincampoix** war das traurige Unglück des Grafen von **Hoorn**. Dieser junge Herr, aus **Flandern** gebürtig, 22 oder höchstens 23 Jahr alt, ließ sich von dem Habsuchtsteufel blenden, und ermordete einen Kaufmann, den er in einen Gasthof gelockt hatte, um ihm seine Brieftasche mit den Papieren abzunehmen. Es geschah am hellen Tage; auch ward er bald festgenommen, und

ob er gleich mit verschiedenen regierenden Häusern, ja mit dem Reichsverweser selbst, verwandt war, lebendig gerädert. Denn dieser Prinz kannte die strengen Pflichten der Gerechtigkeitspflege zu gut, um auf die Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen. Er antwortete mit vielem Nachdruck: Wenn mein Blut nichts taugt, so laß ich mirs abzapfen. *)

Da nun einmal schon das Gleichgewicht und Verhältniß des Papiers mit dem baarem Gelde in Frankreich, durch die so grosse Menge des ersten, unterbrochen war, dessen Summe von einigen auf 6000 Millionen angegeben wird, so war es nicht mehr möglich, diesen ungeheuren Kredit aufrecht zu erhalten, der nicht allein das Stammkapital der Kompagnie weit überstieg, sondern auch zwey Drittel mehr betrug, als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber, so damals im ganz=

*) Man erzählt, daß, als die nächsten Verwandten des Grafens von Hoorn darum anhielten, daß wenigstens diese Todesstrafe in eine andere verwandelt würde, weil die Infamie von dieser mit auf sie zurückfallen würde, der Regent antwortete: Nicht die Art von Strafe, sondern die That, die sie verdient hat, bringt der Familie Schande.

ganzen Königreich vorhanden seyn konnte. Vergebens wandte man alle Kunstgriffe an, ihn aufrecht zu halten, es wurde sogar durch eine besondere Deklarazion allen Unterthanen des Königs, allen Ausländern, die sich im Königreich aufhielten, allen Klöstern und andern Gemeinschaften, kurz, jedermanniglich angedeutet, daß niemand, nach dem 1sten May, die geringsten Münzen, oder Gefässe von Gold, und, nach dem 1sten Dezember, die geringsten Münzen, oder Gefässe von Silber, bey sich haben sollte, bey Strafe der Konfiskazion; auch sollten die Münzoffizianten keins prägen. Allein man spottete der abgeschmackten Gesetzgebung, die die Befehle des Morgens am Abend widerrief, die die nothwendigsten Pflichten eines ordentlichen Wirths zum Verbrechen machte, und sich selbst in die Irrgänge ihrer Anordnungen verwickelte, die zwölf Bände in Quarto anfüllen; der Schwindel verlohr sich, und man drang schon mit Gewalt auf die Auszahlung der Papiere, als der Zeitpunkt kam, der durch den Umsturz des Systems so berühmt geworden ist.

Herr d'Argenson, der schon lange darauf eifersüchtig war, daß ein Fremder sich des Zutrauens des Regenten bemächtigt hatte, unterstützte nicht allein nicht mehr das System, sondern suchte auch, dem Prinzen die

Augen zu öffnen. Es kostete ihm viel Mühe, und er mußte mit den übrigen Lieblingen und Vertrauten des Prinzen dem Abbé Dubois, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und dem Staatssekretär des Kriegsdepartements, *) Herr Le Blanc, gemeine Sache machen, damit jeder für sich Hand an dieses patriotische Werk legen konnte. Zuweilen schien der Prinz geneigt, den Urheber einer so seltsamen und gefährlichen Gährung wegzujagen. Einmal sagte er sogar zum Großsiegelbewahrer, der stärker als jemals in ihn drang, er könnte ihn lassen beym Kopf nehmen; als dieser Chef de Justice aber einen schriftlichen Befehl dazu haben wollte, konnte er ihn nicht erlangen. Er mußte also List gebrauchen, und den General Kontroleur selbst zum Werkzeug seines Falles und des Umsturzes seines Systems machen. Er gab in einer Berathschlagungsversammlung, in der der Regent und er, und der Abt Dubois, nebst Herrn le Blanc, und der Finanzminister zugegen waren, zu verstehen, daß heftige Erschütterungen nur im-

---

*) Die Konseils waren im Jahr 1718 aufgehoben, und die Staatssekretärs wieder zu Häuptern der verschiedenen Departements erhoben worden.

immer von kurzer Dauer seyn könnten; daß die jetzige, da sie nun bis zum höchsten Punkt getrieben worden, nothwendig wieder rückgängig werden müßte; ihr Entzweck wäre nun erfüllt, da sie nicht allein alles gemünzte Gold und Silber des Königreichs der Regierung durch ausserordentliche Mittel in die Hände gespielt hätte, und es wäre nun Zeit, zu verhindern, daß das Publikum diese reiche und kostbare Erndte nicht wieder zurücknehme.

Um diesen Entzweck zu erreichen, müßte man anfangen, den Werth des Papiers herunter zu setzen. Verlöre das Publikum dadurch nicht das Vertrauen, so es einmal auf diese Papiere gesetzt hätte, so würde es sie behalten, in der Hoffnung, daß die Redukzion nur kurze Zeit dauern sollte, und aus Furcht, einen grossen Theil des Kapitals auf einmal zu verlieren; geriethe es aber dadurch in Mißtrauen, so würde man freylich haufenweise kommen, und für die Papiere Zahlung verlangen. Im erstern Falle bliebe man immer in der Lage, nach den Umständen beliebige weitere Anordnungen zu machen. Im andern Falle, müßte man sich die Verwirrung und Unordnung selbst zu Nutze machen, die aus dieser plötzlichen Veränderung entspringen würde, um Formalitäten einzuführen, die für die Interessenten beschwerlich,

aber höchst nothwendig wären, durch welche, bey allem anscheinenden guten Willen, den Inhabern der Papiere gefällig zu seyn, die Auszahlung verzögert werden müßte, damit man dadurch Zeit gewönne, auf Umschläge zu denken, wodurch man den Staat aus der Verlegenheit ziehen könnte.

Alles dieses war mehr scheinbar, als gründlich, und verrieth überdieß einen verabscheuungswürdigen Machiavellismus. Man glaubt, eine Bande Spitzbuben im Busch zu zuhören, die über die bequemteste Art, die Vorbeygehenden zu plündern, rathschlagen. Unterdessen muß man gestehen, daß es Fälle giebt, wo die gebieterische Nothwendigkeit die einzige Richtschnur für die Handlungen der Staatsmänner wird, und auf dieser Stuffe des Verfalls stand Frankreich damals; das Steuerruder der Finanzen entsank schon den Händen des Direktors und selbst des Regenten. In dieser Verlegenheit fand sich Law sehr glücklich, daß man ihm ein Mittel an die Hand gab, aus dem Labyrinth herauszukommen, worin er sich gestürzt hatte, und war der erste, der zum Umsturz seines Werks die Hände bot, dadurch, daß er in die Ausstellung eines Befehls willigte, wodurch alle Banknoten und Akzien auf die Hälfte heruntergesetzt wurden.

Die

Die Bestürzung, womit die Nachricht ganz Paris niederschlug, läßt sich gar nicht beschreiben. Sie gieng unmittelbar in wahre Wuth über; man schlug aufrührerische Papiere an, und ließ sie, wie Billets in den Häusern umlaufen. *) Der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, und der Marschall von Villeroi, die der Versammlung nicht beygewohnt hatten, worin dieser Befehl gegeben war, protestirten dagegen, und behaupteten, daß er erschlichen wäre, weil man ihn dem Regierungskonseil nicht zur Prüfung vorgelegt hätte. Das Parlament, welches sich bis dahin in die Angelegenheiten der Bank nicht gemischt hatte, aber doch immer gegen dieselbe eingenommen war, bewies nun, durch einen demselben häufig anklebenden Widerspruch in seiner Aufführung, den größ-

*) Eins davon war, nach Aussage der Geschichte der Reichsverweserschaft in diesen Worten abgefaßt: Mein Herr! Sie und Ihre Frau werden hiedurch benachrichtigt, daß am Sonnabend, oder Sonntag, wenn sich die Sachen nicht ändern, eine zwote Bluthochzeit, oder Bartholomäusnacht vollzogen werden wird. Gehen Sie nicht aus, auch nicht Ihre Leute. Gott bewahre Sie nur für dem Feuer. Warnen Sie auch Ihre Nachbarn. Sonnabends den 25 May 1720.

größten Eifer für die Erhaltung ihrer Fortdauer. Der erste Präsident, den es dieserhalb nach Hofe deputirte, wurde sehr gut aufgenommen. Der Regent sahe diesen Schritt des Parlements, in der Verlegenheit, worin er sich befand, sehr gerne. Er konnte auch dem Präsidenten seine Zufriedenheit nicht bergen, sondern antwortete ihm: " Es freuet mich, mein Herr! daß dieser Vorfall die Gelegenheit ist, mich mit dem Parlament wieder auszusöhnen, dessen Rath ich in allen Stücken folgen werde.

Sechs Tage nach der Publikazion des Redukzionsdekrets ward er durch ein anderes widerruffen, daß dem Papiere seinen vollen Werth, aber nicht dem Publikum das vorige Vertrauen wieder gab, zumal, da in demselben Augenblick die Bank zu zahlen aufhörte. Man nahm zum Vorwand, daß man sich mit der Untersuchung der Unterschleife beschäfftigen wolle. Man schickte Kommissarien hin, ließ die Kassen versiegeln, und die Rechnungen abnehmen. Einige Bankoofficianten, und besonders die Unterzeichner der Banknoten wurden auf 14 Tage beurlaubt, mit dem Befehl, nicht aus Paris zu gehen. Auf die Art that dieses zweite Dekret mehr Schaden, als das erste, denn es brachte verrufene Waare wieder in Kours, womit ungewissenhafte Schuldner ihre recht-

mäs-

mässige Gläubiger bezahlten, und sie also um das Ihrige brachten.

Unter diesen Betrügerstreichen verdient doch der, den der Präsident de Novion spielte, eine Ausnahme, da er wenigstens belustigend ist, wenn er gleich um nichts gewissenhafter seyn sollte, als die andern. Dieser hatte nämlich dem Law eins seiner Landgüter verkauft, und sich, des damaligen Verbots ungeachtet, die Bezahlung in Golde ausbedungen, welches auch der Schotte ohne Schwierigkeit bewilligt hatte. Die Summe betrug 8- bis 900,000 Franken. Der älteste Sohn des Präsidenten machte sich des Wiederkaufs recht zu nutze, und gab dem Käufer die Kaufsumme in Papieren zurück.

Nachdem man alle Finanzoperazionen versucht hatte, die man für fähig hielt, die vorige Verblendung wieder einzuführen, mußte man am Ende doch, um Unordnungen vorzubeugen, den Kours der Banknoten unterbrechen, und das baare Geld wieder in Umlauf bringen. So verlosch also das Lawsche System, nachdem die Schulden des Staats dadurch verdoppelt worden waren, anstatt daß sie, der Hoffnung und Erwartung gemäß, hätten sollen vermindert werden. Die Schulden von Ludewig des XIV. Regierung, die sämmtlich noch blieben, unge-

rechnet, blieben nun noch 4800 Millionen Papiere unbezahlt, deren man für 2600 Millionen ins Publikum gebracht hatte.

Der Urheber dieses abscheulichen Systems erfuhr bald die Begnungen, die man seines gleichen anzuthun pflegt. Er wurde vom Pöbel öffentlich gemißhandelt, der ihn zu zerreissen drohte; sein Wagen ward wirklich zerbrochen; seine rasche Pferde und die Entschlossenheit seines Kutschers retteten ihn. Den Augenblick legte er seine Generalkontroloreurstelle in die Hände des Regenten nieder. Doch war er noch immer von allen Operazionen, die in diesem Jahre 1720 unternommen wurden, der Haupturheber, denn er hatte das Zutrauen des Reichsverwesers noch nicht verloren, der noch immer für das Lawsche System eingenommen war, da dieser ihn beständig mit der Hoffnung schmeichelte, es wieder in den Gang zu bringen; er verließ ihn auch nicht eher, als bis dieser alle Kräfte seines Erfindungsvermögens vergeblich erschöpft hatte.*) Er ward demnach in

---

*) Das Parlament wollte Law's Prozeß ganz in der Stelle bis zum Schluß bringen: die Kommissarien hatten schon die Zeugen abgehört; man hatte nichts weniger im Schild, als den Sträf-

in aller Stille verabschiedet, und starb, wie jedermann weiß, zu Venedig im äussersten Elende. *)

Man sagt, er habe ungefähr noch 5000 Louisd'or bey seinem Abschiede aus Frankreich mit weggenommen. — Das Volk fand indessen eine Linderung seines Elends darin, daß man die Effekten des Law öffentlich verkaufte, und seine Güter konfiszirte. Unter den Gütern waren 14, mit deren Besitz, Titels von Markisate, Grafschaften, u. s. w. verbunden waren.

Sträfling festzusetzen, seinen Prozeß in zwey Stunden Zeit zu endigen, ihn bey versperrten Thüren im Parlamentshof aufknüpfen zu lassen, und sodann die Thore zu öffnen, damit das Volk an diesem Spektakel seine Augen weiden konnte. Der Regent wurde davon benachrichtiget, und verhinderte es.

*) Law war, wie schon gesagt, ein Schottländer, und gab sich für einen Edelmann aus, das er aber nicht war. Er war groß, wohl gebaut, von einer angenehmen und edlen Bildung, von viel Vernunft, von einer ausgezeichneten Höflichkeit, und von stolzem Wesen, das jedoch nicht beleidigend war.

* * *

Hier folgt nun zum Beschluß der versprochene Bericht von der Generalversammlung der Akzienbesitzer der westindischen Kompapagnie und der damit vereinigten Kompagnie von Indien, vom 30sten Dezember 1719.

Im Jahr 1719 den 30sten Dezember des Morgens in der Generalversammlung der westindischen und indischen Kompagnie, die, nach dem 42sten Artikel des Stiftungsbriefes der gedachten westindischen Kompagnie, und nach dem Artikel des Edikts, wodurch dieselbe mit der Kompagnie von Indien vereinigt worden, durch Anschlagzettel zusammenberufen war, und in der obern Gallerie der königlichen Banke, im Beyseyn Ihrer königlichen Hoheiten, der Herren Herzogen von **Orleans**, von **Chartres** und von **Bourbon**, als Prinzen von Geblüt, und andern hohen und vornehmen Herren des Reichs, wie auch des Herrn **Law**, Generaldirektors gedachter Kompagnie und der königlichen Bank, ingleichen der dreyßig Direktoren der verschiedenen Komptoirs uud Departements der Kompagnie, und endlich der Akzionairs, deren Anzahl sich über 2000 belief, gehalten wurde, nahm der Advokat des **Konseils**, Herr **Corneau**, als Sachwalter gedachter Direkzion,

zion, nachdem sich die Prinzen vom Geblüt, nebst den anderen Herren niedergelassen, und Herr Corneau dem Herrn Reichsverweser das schuldigste Kompliment gemacht hatte, im Namen der Direktoren das Wort, und hielt folgende Anrede:

Monseigneur!

" Diese Generalversammlung der Akzionairs der Kompagnie von Indien, die, mit Ew. königlichen Hoheit Genehmigung nach dem 42sten Artikel des Stiftungsbriefes der westindischen Gesellschaft, und dem Vereinigungsedikte dieser Gesellschaft mit der Kompagnie von Indien, veranstaltet worden, hat zween Hauptentzwecke.

" Der erste ist, den Akzienbesitzern von demjenigen Nachricht zu geben, was die Direktoren seit der letzten Versammlung, für die Kompagnie und im Namen derselben unternommen haben, um darüber die Genehmigung und Bestättigung der Akzionairs einzuholen.

" Der zweite ist, den Akzionairs den Abschluß aller Einnahmen und Ausgaben vorzulegen, um den Uiberfluß festzusetzen, aus welchem die für die Akzien zu bezahlende Dividende genommen werden soll.

" Be-

" Betreffend den ersten Punkt, so sind die Direktoren im Stande, dem Verlangen der Akzionairs zu willfahren, und ihnen alles anzuzeigen, was seit der letzten Generalversammlung für die Kompagnie und im Namen derselben gethan und unternommen worden.

" Was aber den Abschluß aller Einnahmen und Ausgaben betrifft, so ist es den Direktoren unmöglich gewesen, denselben anzufertigen, und in Stand zu setzen, weil die mit der Kompagnie verbundene und der Besorgung der Direktoren aufgetragene Geschäfte zu häufig sind, und ihnen nur kaum so viel Zeit gegönnt haben, als nöthig war, die unumgänglichen Anstalten zur guten Verwaltung der Kompagnieangelegenheiten zu treffen.

" **Kolonien** in **Louisiana** anzulegen; reich beladene Schiffe nach Indien zu besorgen und abzufertigen; den afrikanischen sowohl als nordischen Handel wieder in den Schwung zu bringen; die Verwaltung der Generalpachtungen einzurichten; mit Seiner königlichen Majestät wegen Ablassung des Münzgeschäftes auf 9 Jahre Unterhandlung zu pflegen; die Generaleinnahmen der 20 Generalämter des Reichs und der reichsständischen Ländereyen zu verwalten; die Anleihe von 1500 Millionen Livres an den König zu

Be-

Bezahlung der Staatsschulden zu übernehmen; und 150 Millionen neue Akzien für das Publikum auszufertigen — alle diese der Besorgung der Direktoren anvertraute Geschäfte, sag ich, sind ohne Zweifel hinreichende Ursachen, warum sie den Generalabschluß nicht haben ausfertigen können, um solchen jezt den Akzionairs in dieser Versammlung vorzulegen.

"Indessen kann man doch, obgleich der Abschluß nicht hat gemacht, und der Uiberfluß genau nachgewiesen werden können, die Akzienbesitzer versichern, daß alles sich zum Beßten und zum grossen Vortheil der Kompagnie neigt, daß die angelegten Kolonien in Louisiana den beßten Fortgang haben; daß der indische, afrikanische und nordische Handel einen neuen Schwung bekommt; daß die Einkünfte aus den Generalpachten zusehends zunehmen; daß die Verwaltung des Münzwesens beträchtliche Vortheile abwerfen wird; und daß die Kompagnie an den Nebeneinkünften, die sonst den Generalfinanzeinnehmern zuflossen, viel ersparen wird; so daß man schon itzt die Dividende für die alten Akzien der westindischen Kompagnie auf 40 und 50 Millionen neuer Akzien von der Kompagnie von Indien auf eben so hoch bestimmen kann." —

Der

Der Reichsverweser unterbrach bey der Stelle den Redner, und sagte, daß da die Summe aller alten und neuen Akzien sich auf 300 Millionen beliefe, so würde also dasjenige, was man seiner Angabe zufolge in dem Jahre 1720 unter die Akzienbesitzer zu vertheilen hätte, eine Summe von 120 Millionen ausmachen.

Herr Law sagte darauf: " Ja, gnädiger Herr! „ und setzte hinzu, daß die neuen Akzionairs an der Dividende nicht eher Theil nehmen könnten, bis sie die unterzeichneten Summen völlig bezahlt hätten, nämlich im Julius 1720, es wäre denn, daß sie solche gleich jetzo mit einemmale berichtigten, welches man billig ihrer Wahl überlassen müßte. Wobey er noch hinzufügte, daß man auf die neuen Akzien eine Dividende von vier vom Hundert für das Jahr 1718, und eben so viel für das Jahr 1719 auszahlen würde.

Der Herr Reichsverweser erwiederte hierauf, daß dies also eine Nachzahlung für eine vergangene Zeit wäre, indem die Unterzeichnungen erst im Jahr 1716 vollzogen worden; und Herr Law antwortete: " Ja, gnädiger Herr! „ worauf die Versammlung ihren Beyfall durch Händeklatschen zu erkennen gab.

Dar-

Darauf bat ein bekannter Akzieninhaber, der in der Nähe des Akzientisches war, um die Erlaubniß, zu reden, und da ihm solche gegeben worden, frug derselbe, ob die neue Akzionairs, die die unterzeichneten Summen gleich itzo bezahlten, nicht würden vortheilhafter behandelt werden, als solche, die ihr Versprechen erst im Monat Julius vollzögen?

Der Reichsverweser beehrte ihn mit der Antwort, daß es nicht möglich wäre, den geschwindern Bezahlern einen Vorzug zuzugestehn, weil das Schicksal aller Akzionairs gleich seyn müßte, und man dem einen Theile nichts geben könnte, ohne solches dem andern zu entziehn.

Herr Law setzte hinzu, daß die Akzionairs, die jetzt gleich ihre Bezahlungen berichtigten, immer eines auffallenden Vortheils geniessen würden, weil sie in den ersten sechs Monaten des Jahrs doch schon immer zwanzig von Hundert für ihre Akzien bekämen, da hingegen die Akzionairs, die erst im Monat Junius zahlten, auch nur für die letzten sechs Monate des Jahrs zur Hebung kommen könnten. — **Die Versammlung klatschte nicht.**

Herr Corneau fuhr nun in seiner Rede fort, und trug nach einander zwanzig Artikels vor, darin die Akzionairs willigen sollten,

ten, die wir anzuführen für überflüssig halten, da sie bloß die Verwirrung der westindischen Gesellschaft mit der Kompagnie von Indien betroffen. Herr Corneau las dabey die Stiftungs- und Vereinigungsreskripte, und das Aufbeaungsedikt der mit d'Aymard-Lambert errichteten Generalpachtkontrakte, auch das Staatsrathsdekret wegen Ablassung des Münzwesens, ab; weil aber diese Patente und Edikte sehr weitläuftig, auch öffentlich und überall bekannt sind, so wäre es unnütz, diese Stücke, deren Ablesung die Versammlung über eine Stunde beschäfftigte, dem gegenwärtigen Berichte beyzufügen.

Nach dem Vortrage dieser zwanzig Artikel, die der ganzen Versammlung, aus den von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Edikten und Dekreten bereits hinlänglich bekannt waren, fügte gedachter Herr Corneau noch einige neue Artikel hinzu, die er vortrug, und wodurch die Versammlung zur Aufmerksamkeit und zum Stillschweigen gereizt ward.

Der erste dieser Artikel war, daß der Taback wieder eine Handelswaare werden sollte, dadurch, daß man, statt der Privilegii über dessen Verpachtung, denselben mit einem Eingangsimpost belegen wollte.

Der

Der Herr Reichsverweser sagte, daß die Herren Direktoren ohne Zweifel schon würden untersucht haben, was man von einem solchen Eingangsimpost für Einnahme zu erwarten hätte, daß er auch wohl einsähe, daß dieses für den Handel überhaupt bequemer seyn mögte, daß er aber doch den Herren Direktoren zu überlegen gäbe, und wohl zu prüfen anriethe, ob auch die Einnahme vom Eingangsimpost der Pachteinnahme gleichkommen mögte.

Der **zweete** Artikel betraf die Auflage auf die Baumwolle aus **Louisiana**. Dieser Artikel ward etwas dunkel und unverständlich vorgetragen, man drang auch nicht tiefer in denselben ein, und er gieng ohne nähere Prüfung durch

Der **dritte** Artikel war, daß man der Kompagnie von **Indien** erlauben mögte, in allen Häven des Reichs, und selbst in verschiedenen andern namhaft gemachten Städten, Magazine anzulegen, wohin alle diejenigen, die im Königreiche Hanf baueten, dieses Produkt bringen müßten, so ihnen denn von der Kompagnie nach verschiedenen Preisen bezahlt werden sollte, nach Maaßgabe der verschiedenen Lage der Magazine, von welchen Preisen ein ordentlicher Tarif abgelesen wurde.

Dieser Artikel, der sowohl an sich, als auch in Ansehung seiner Folgen so wichtig war, wurde nicht in Berathschlagung genommen, schien aber von dem Herrn Reichsverweser, jedoch bis auf nähere Prüfung, gebilligt zu werden.

Der vierte Artikel enthielt eine Vorstellung der Direktoren, welche die Erlaubniß nachsuchten, ein hundert und funfzig von den zwo hundert Akzien zurückzunehmen, die sie beym Eintritt in die westindische Kompagnie als eine Kauzion zur Sicherheit ihrer Verwaltung niedergelegt hätten.

Der Bewegungsgrund zu dieser Bitte, wie ihn Herr Corneau vortrug, war, daß, bey Errichtung der westindischen Kompagnie, 200 Akzien nur 100,000 Livres galten, daß sie aber nunmehr so im Preise gestiegen, daß die 50 Akzien, so sie in der Klasse lassen wollten, allein schon 500,000 Livres ausmachten, welche die Summe, so sie, um Direktoren der westindischen Kompagnie zu werden, zu erlegen schuldig, und Willens gewesen, um vier Fünftheile überstiegen. Herr Corneau setzte hinzu, der Nutzen, den die Direktoren durch die Bewilligung dieses Gesuchs ziehn würden, fiele zwar in die Augen, sie hielten aber das Gesuch nicht allein für billig, sondern der Nutzen würde auch für die Herren Akzionairs selbst nicht klein seyn; denn wenn

der

der Fall entstünde, daß einer von den Direktoren abgienge, oder deren Anzahl vermehrt werden müßte, so würde es schwer seyn, da doch einmal alle Direktoren einerley Vortheile und einerley Lasten haben müßten, bey einer und eben derselben Person zur Steilung einer Kauzion von zwo Millionen Livres Reichthum genug und zugleich hinlängliche Kenntniß und Geschicklichkeit zu finden, den ihr anzuvertrauenden Geschäften vorzustehn; worunter denn die Verwaltung überhaupt und die Akzionairs ins besondere beträchtlichen Schaden leiden könnten.

Der Herr Reichsverweser antwortete, daß, obgleich die Summen, so die Direktoren an Vorstand bezahlt hätten, sich jetzt auf zwo Millionen Livres beliefen, so wäre doch dies ein Umstand, worauf sie damals nicht hätten rechnen können, als sie sich die Bedingung, dieselbe zu deponiren, hätten gefallen lassen. Diese zwo Millionen kosteten ihnen doch ursprünglich immer nur 100,000 Livres, die ihnen nunmehr eine Dividende von 40000 Livres einbrächten, und sie könnten also ihre Kapitalien weder sicherer, noch nützlicher belegen; überdies würde es der Kompagnie nicht zur Ehre gereichen, wenn die Herren Direktoren darauf bestehn wollten, derselben einen Theil ihrer Kapitalien zu

entzie[h]n, da sie dieselben noch nicht besser anlegen könnten.

Auf solchem Fusse blieb es also mit diesem Artikel, und man gieng daher weiter zu dem folgenden, der die Strasse Quincampoix betraf.

Herr Corneau sagte, daß die Direktoren, um den Mißbräuchen und Betrügereyen zu steuern, welche bey dem Einkauf und Verkauf der Akzien auf dem freyen Platz täglich vorfielen, vorschlügen, daß in der königlichen Bank beym Eingange ein doppeltes Komtoir angelegt werden sollte, wo man alle Tage den Preis der Akzien nach dem Kours auf dem Platze durch angeschlagene Zettel anzeigen könnte, und daß die Banke nach dem nämlichen Kours dergleichen Akzien auf der einen Seite den Verkäufern abkaufen, und auf der andern den Käufern einhändigen lassen sollte.

Der Herr Reichsverweser forderte hierüber vom Herrn Law eine nähere Erläuterung, dessen Antwort die Versammlung zwar nicht hören, aber aus dem, was der Reichsverweser darauf erwiederte, beurtheilen konnte. Er sagte nämlich: Ich verstehe nun schon, es kann nämlich ein Wechselagent, oder Mäkler, an den sich jemand wendet, und Akzien zu kaufen, oder zu verkaufen, bey der Veränderlichkeit des Preises, der

mit

mit jeder Stunde steigt oder fällt, vorgeben, daß er sie theurer eingekauft, oder wohlfeiler verkauft hat, und durch dieses Mittel auf Kosten des Publikums sich einen Vortheil verschaffen. Ich halte daher die Anlegung eines solchen Komptoirs, wo man die Akzien in der Bank selbst kaufen, und verkaufen kann, für sehr nothwendig, um solchen Betrügereyen abzuhelfen.

Es ward hiernächst festgesetzt, das solches Komptoir den 25sten Januar eröffnet werden sollte; die Erwartung des Publikums ist aber noch übertroffen worden. Die Versammlung verdoppelte das Händeklatschen.

Nach der Meinung der Versammlung war der Artikel, der die Direktoren betraf, schon einmal für allemal abgemacht, und nichts mehr für dieselben zu erwarten; allein Herr Law brachte ihn noch einmal aufs Tapet, schlug vor, die Direktoren durch Vermehrung ihres Gehalts zu entschädigen, und der Reichsverweser setzte auf der Stelle für jeden 30000 Livres aus, da sie vorher nur 6000 hatten.

Herr Corneau nahm nochmals das Wort, und bat im Namen der Direktoren, daß sie bevollmächtigt werden mögten, sowohl alles dasjenige zu thun, und zu unternehmen, was sie zum Beßten des Akzionairs zuträglich halten würden, als auch die Anzahl

der

drr Direktoren zu vermehren, wenn die Geschäfte solches nothwendig machten. Der Sekretär brachte das Protokollbuch; man schrieb etwas darin nieder, und man glaubt, daß solches die Nachricht von den erhöheten Gehalten gewesen. Das Buch ward dem Reichsverweser vorgelegt, der das Protokoll unterschrieb, und aufstand. Ihm folgte der ganze Hof, und das Buch blieb auf dem Tische liegen, wo nun alle Akzionairs zur Unterschrift zugelassen wurden.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg,

Kurze Biographien, oder Lebensabriße merkwürdiger und berühmter Personen neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nazionen, und allerley Ständen

Bd.: 2. (1782). - 372 S.

Brünn 1782

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 703 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278266-1
VD18 80340326-001